Jean Francois Marmontel,

Né à Bort le 11 Juil.t 1723. Mort à Abloville le 29 Dbre 1799.

Glaubt

Marmontels Leben und Denkwürdigkeiten

in dem Zeitraume von 1723—1799

von ihm selbst geschrieben,

und

nach seinem Tode herausgegeben.

Aus dem Französischen übersetzt.

Erster Theil.

Mit Portrait.

Leipzig, 1805.
bey Johann Conrad Hinrichs.

Bayerische Staatsbibliothek München
91

Vorrede des Uebersetzers.

Ob Marmontels Denkwürdigkeiten eine Uebersetzung verdienen, wird die Begierde, mit der sie in Frankreich gelesen, fast verschlungen wurden, die schnelle Folge von sieben Auflagen, und wohl am besten die Uebersetzung selbst beweisen. So viel reichhaltige Belehrung, so viel Unterhaltung, Menschenkenntniß und Charakterschilderung möchten wohl wenige Schriften gewähren. Für den ersten Theil bemerke ich nur noch, daß auswärtiger Druck, schlechte Handschrift und mehrere andere Umstände, die mich aufhielten, während ich auf der andern Seite

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede

des Uebersetzers.

Ob Marmontels Denkwürdigkeiten eine Uebersetzung verdienen, wird die Begierde, mit der sie in Frankreich gelesen, fast verschlungen wurden, die schnelle Folge von sieben Auflagen, und wohl am besten die Uebersetzung selbst beweisen. So viel reichhaltige Belehrung, so viel Unterhaltung, Menschenkenntniß und Charakterschilderung möchten wohl wenige Schriften gewähren. Für den ersten Theil bemerke ich nur noch, daß auswärtiger Druck, schlechte Handschrift und mehrere andere Umstände, die mich aufhielten, während ich auf der andern Seite

über Gebühr gedrängt wurde, in den ersten neun Bogen theils einige Druckfehler, theils mehrere Unrichtigkeiten und auch wohl Härte des Styls veranlaßten. Die Unrichtigkeiten sind am Ende angegeben.

D. Becker.

Inhalt des ersten Theils.

Erstes Buch.

Zweck des Verfassers bei Abfassung seiner Denkwürdigkeiten. S. 5. Beschreibung des Städtchens Bort, wo er 1722 geboren wurde, und der umliegenden Gegenden. S. 6. Sitten der Einwohner. S. 7. Kindheit des Verfassers. S. 7. Seine erste Erziehung. S. 8. Sein Vater will nicht, daß er studiere. S. 11. Lob seiner Mutter. S. 11. Schilderung seiner ganzen Familie. S. 12. Ihre Lebensweise. S. 12. Sein Vater bringt ihn auf das kleine Kollegium in Mauriak. S. 15. Examen und Aufnahme daselbst. S. 16. Bemerkungen über die ersten Studien. S. 17. Ein alter Jesuit, der den Vanniere fortsetzt. S. 19. Sitten der Schüler in Mauriak, ihre Lebensart, Arbeiten, Vergnügungen. S. 21. Der tugendhafte Schüler in Mauriak. S. 24. Lob des Gebrauchs der Beichte für Knaben. S. 25. Benehmen des Verfassers gegen seine Mitschüler. S. 27. Streitigkeit mit dem Lehrer. S. 30. Der Verfasser wiegelt seine Klasse gegen den Vorsteher auf. S. 32. Schilderung des Professors der Rhetorik. S. 35. Erste Stu=

dien des Verfassers nach seiner Rhetorik. S. 36. Ferien. S. 37. Erste Liebe. S. 43. Sein Vater will ihn für die Handlung bestimmen. S. 49. Seine Abreise nach Clermont. S. 50. Er schreibt seinem Vater, daß er in sich den Beruf zum Geistlichen fühle. S. 52. Seine Aussöhnung mit seinem Präfect. S. 53. Aufnahme in das philosophische Kollegium zu Clermont. S. 53. Er droht zum Predigerorden in Riom überzutreten und bekommt sogleich Schüler. S. 60. Spaziergang aufs Land zu Massillon und Unterhaltung mit ihm. S. 63. Erste Ferien im geistlichen Habit. S. 64. Zweites Jahr des philosophischen Cursus. S. 64. Tod seines Vaters. S. 65. Sein Schmerz und seine Ankunft im väterlichen Hause. S. 66. Er will sich bei einem Landpfarrer, seinem Freunde zerstreuen. S. 68.

Zweites Buch.

Beschreibung des neuen Aufenthalts des Verf., seine Arbeiten, Absichten und Aufenthalt bei dem Herrn de Linars. S. 70. Aufenthalt im Seminar von Limoges wegen der Tonsur. S. 71. Unterhaltungen mit den Direktoren des Seminars, die über ihn erstaunen. S. 75. Er wird dem Bischof (de Coetlosquet,) vorgestellt, gut aufgenommen und erhält Versprechungen. S. 76. Irrthum, der seine Mutter in Verzweiflung setzt. S. 78. Seine plötzliche Abreise, seine Mutter zu beruhigen. S. 80. Gastfreundschaft eines Landpfarrers und seiner Nichte. S. 81. Anekdote von Jesuiten-Politik. S. 85. Besuch eines Jesuiten, ihn für den Orden zu gewinnen. S. 88. Reise von Bort nach Toulouse und Heirathsantrag. S. 93. Ankunft in Toulouse. S. 98. Besuch bei dem Jesuiten, der in Bort zu ihm gekommen war und ihn zum Noviziat zuredet.

Er fragt seine Mutter um Rath. S. 98. Brief von dieser voller Beredsamkeit, ihm vom Jesuitenorden abzurathen. S. 99. Funfzehn Jahr alt lehrt er Philosophie bei den Bernhardinern. S. 102. Eröfnung seines Cursus. S. 103. Er erhält eine Stelle im St. Katharinenkollegium. S. 105. Entstehung seiner Verbindungen mit Voltairen. S. 106. Er erhält den Preis in den Blumenspielen. S. 107. Pomp bei der Preisvertheilung. S. 108. Rührende Erkennung mitten in seinem akademischen Triumphe. S. 100. Er vertritt gewöhnlich die Stelle seines Professors der Philosophie. S. 111. Dedikation seiner Streitschrift an die Akademie zu Toulouse. S. 111. Unbegreifliche Wirkung eines Gedächtnißfehlers. S. 113. Glänzender Erfolg seines Disputirens. Anerbieten einer Adiunktusstelle bei der Akademie. S. 114. Er nimmt einen seiner Brüder zu sich. S. 114. Ursachen, die ihm den geistlichen Stand verleiden. S. 115. Streitigkeiten eines Stipendiaten im St. Katharinenkloster mit einem Grosvicarius von Toulouse. S. 116. Ueble Aufnahme beim Kardinal la Roche Aymond. S. 119. Voltaire räth ihm, nach Paris zu kommen. Seine Unentschlossenheit über die Wahl eines Standes. S. 120. Letzte Reise in seine Heimath. S. 121. Freundschaftliche und entgegenkommende Aufnahme bei seinen Freunden und Landsleuten. S. 121. Feten, die man ihm giebt. S. 123. Das Glück, seine Mutter wieder zu sehn, wird durch lebhafte Unruhe über ihre Gesundheit gestört. S. 123. Unterredung mit seiner Mutter über seine erkaltete Liebe zum geistlichen Stande. S. 124. Der Arzt seiner Mutter fodert, daß er sie verlasse. Rührender Abschied. S. 125. Ankunft in Toulouse, seine Studien zu vollenden. S. 125. Brief von Voltaire, der

sein Schicksal entscheidet. S. 127. Reise von Toulouse nach Paris, mit einem jungen Laffen. S. 128. Seine Arbeiten während der Reise. S. 134.

Drittes Buch.

Ankunft in Paris (1745.). Erster Besuch bei Voltaire. Vereitelte Hoffnungen. S. 135. Unterredung mit Voltaire. S. 136. Erste Wohnung; erste Hülfsquellen. S. 137. Seine Studien. S. 138. Wahl des ersten Stoffs zu einem Trauerspiel. S. 138. Freie Entree ins französische Theater. S. 138. Er arbeitet an Dionysius, dem Tyrannen. S. 139. Ueber Vauvenargue. S. 140. Seine ersten Verbindungen; seine erste Lebensweise. S. 140. Er unternimmt ein Journal, das nicht viel Glück macht. S. 141. Er erhält den Preis der französischen Akademie (1746). S. 141. Großer Mangel. S. 142. Voltaire verkauft am Hofe ein Gedicht von ihm, das von der Akademie gekrönt worden ist. S. 142. Er übernimmt die Erziehung des Enkels der Madame Harenk. S. 145. Angenehme Gesellschaft bei dieser Dame. S. 146. Er erhält den Preis der Dichtkunst noch einmal. (1747). S. 148. Tod seiner Mutter. Zuspruch der Madame Harenk. S. 148. Er bittet die Schauspieler, sein Stück vorlesen zu dürfen. S. 148. Den einen Akt ändert er sehr glücklich in drei Tagen. S. 149. Sein Verdruß über die Ansprüche der Demoiſ. Gaussin und Clairon auf die erste Rolle. S. 151. Vertheilung der übrigen Rollen und Proben. S. 153. Unterhaltendes Gemälde einer Gesellschaft von Kunstfreunden und ihren Meinungen. D'Argental, Chauvelin, de Praslin, Thibouville. S. 154. Ein Spitzbubenstreich eines Gaskoniers; Prozeß eines Advokaten in Toulouse. S. 159. Favier.

S. 161. Freundschaftsbeweiß der Madame Harenk. S. 165. Erste Vorstellung des Dionysius des Tyrannen (5. Febr. 1748). S. 166. Autorangst. S. 166. Vollkommener Beifall. Der Verf. wird zum 2tenmal herausgerufen. S. 167. Gesellschaft bei Mad. Harenk seinen Triumph zu feiern. S. 168. Er dedicirt sein Stück Voltairen. S. 169. Vauvenargues Tod (1747). Der Verf. preißt ihn in einer Epistel an Voltaire. S. 169. Seine Hausgenossen; seine Gesellschaften. S. 169. Madame Denis. S. 170. Strudel, worein ihn seine glückliche Aufnahme stürzt. S. 171. Demoiselle Navarre, Geliebte des Marschalls von Sachsen. S. 172. Bekanntschaft des Autors mit ihr. S. 173. Ihre Verführungskunst, ihre Reize. S. 173. Sie ladet ihn ein, ihr auf ein kleines Dorf in Champagne nachzufolgen. S. 174. Er verheimlicht seine Abreise seinen Freunden. S. 175. Gesellschaft der Madame Denis. S. 176. Heftige Leidenschaft, ihre Stürme, ihre Qualen. S. 177. Rückkehr nach Paris. Ein Gassenlied verbreitet sein Abenteuer. S. 181. Tadel seiner Freunde. S. 182. Erste Briefe der Dem. Navarre. S. 185. Unruhen, Kummer, Verzweiflung d. V.; er wird krank. Besuch des Chevalier de Mirabeau. S. 186. Besuch der Demoiselle Navarre und Mirabeau. Ihre Pläne. Sie fragen ihn um Rath. S. 189. Unbehaglichkeit; Langeweile. Demois. Clairon tröstet ihn. S. 192. Wiederaufführung des Dionysius. S. 194. Demoiselle Clairon. S. 194. Sie sagt ihm, daß er einen Nachfolger hat. S. 195. Demoiselle B.**, der Gegenstand seiner ersten Liebe meldet ihm, ihrem Wort zufolge, daß sie heirathet. S. 195. Dem. Clairon will wieder anknüpfen, er schlägt es aus. S. 196. Aristomenes. S. 197. Herzog de Duras. Sein gutes Benehmen gegen d. V. S. 198. Er lies't den Ari-

stomenes Voltairen vor. S. 199. Erste Aufführung davon (30. Apr. 1749). Voltaire in der Loge des Verf. S. 201. Voller Beifall. Voltairs väterl. Freude. S. 201. Der V. wird wieder herausgerufen. S. 202. Roselli's Spiel im Aristomenes. S. 202. Die Krankheit eines Schauspielers unterbricht die Vorstellungen. S. 203. Wiederaufführung; Beifall; Weigerung, auf der Bühne zu erscheinen. S. 203.

Viertes Buch.

Umgang des V. mit Dem. Verriere, Geliebte des Marschalls von Sachsen. Er giebt ihr Unterricht im Deklamiren. S. 205. Er hat dem Marsch. v. Sachs. den Aristomenes vorgelesen. S. 206. Character des Marsch. Seine andern Geliebten. S. 207. Vertrauteter Umgang d. V. mit Dem. Verriere. Zorn des Marschalls. S. 208. Der V. entsagt allem Umgange mit Dem. Verriere. S. 209. Rückblick auf einige Fehler in seiner Aufführung. S. 210. Epitaphium auf den Marsch. v. Sachs. (1750). S. 211. Aufenthalt d. V. beim Herrn de la Popliniere. Heirathsgeschichte dieses Finanzpachters. S. 211. Lebensart seines Hauses. S. 214. Der V. liest den Aristomenes bei Madame de Tencin, Fontenelle und Montesquieu vor. S. 216. Er schlägt ihre Diners aus. S. 217. Gäste, die hier zusammen kamen, Fontenelle, Montesquieu, Mairan, Marivaux. S. 217. Gesellschaft, die sich bei Madame Geoffrin bildet. S. 218. Bruch zwischen de la Popliniere und seiner Frau. Entfernung und unglückliches Ende der letztern. S. 218. Freuden, Schauspiele, Vergnügen jeder Art auf de la Poplinieres Landhause. S. 225. Klagen über die Folgen so vieler Verführung. S. 228. Cleopatra ist beendigt und wird aufgeführt. (20. Mai 1750). S. 229. Er wählt neuen

Stoff zu einem Trauerspiele: die Herakliden. S. 229. Kabale gegen die günstige Aufnahme seines Stücks. Erste Vorstellung. (24. Mai 1752). Anekdote von Dem. Dumenil. S. 231. Bekanntschaft mit d'Alembert, Dem. Lespinasse, Diderot, Grimm, Rousseau, beim Baron von Holbach. S. 234. J. J. Rousseau. Bemerkungen über Vortheile, welche sein Talent der Klugheit verdankte, erst spät Schriftsteller zu werden. S. 235. Ursache der Gunst, die d. V. bei der Madame de Pompadour erhält. S. 238. Seine Aufwartung bei dieser Dame mit Bernis und Duclos. S. 238. Er bittet um eine Anstellung in den Gerichtsbehörden. S. 239. Sie ermuntert ihn zu neuen dramatischen Versuchen. S. 239. Er nimmt zum Stoff die Todtenfeier des Sesostris. S. 240. Toilette der Mad. de Pompadour. S. 240. Anekdote. S. 240. Fall seines Stückes. (1753.) S. 241. Er benachrichtiget M. de Pomp. davon, die ihm eine Stelle antragen läßt, um ihn zu beruhigen. S. 242. Er nimmt sie an und verläßt de la Popliniere. Zärtliches Bedauern des Letztern. S. 242. Neuer Blick auf die glänzende Gesellschaft desselben. S. 243. Der Graf (dann Fürst) von Kaunitz. S. 243. Mylord d'Albemarle. S. 245. Seine Geliebte Lolotte. (Modell zur Alpenschäferin). S. 246. Geschichte derselben nach Mylords Tode, ihre Heirath, ihr Verdruß und trauriges Ende. S. 247. Madame de Tencin, ihr Character, ihr Geist, ihre Unterhaltungen, Rathschläge, Maximen. S. 250. Rameau. Der V. arbeitet mit ihm. Akanthus und Cephise. (1751). S. 252. Die Guirlande und die Sybariten. S. 253. Rameau's Abneigung gegen die ital. Musik. S. 253. Gesellschaft der Intendanten der Menus-Plaisirs, Cury, Tribou. S. 253. Geliote. Sein Talent, sein

Gelingen in jeder Art. S. 254. Contrast dieser Gesellschaften gegen die der Philosophen. S. 257. Voltaire. Seine Rührung bei dem Tode der Mad. Duchatelet. Seine Veränderlichkeit. S. 258. Voltaires Sucht, ein Hofmann zu seyn. S. 259. Voltaire gefällt der Mad. de Pompadour. S. 261. Er konnte dem Könige nie gefallen. S. 261. Crebillon wird ihm entgegengesetzt. S. 263. Crebillon bekommt eine Pension durch die Mad. de Pompadour. Er dankt ihr dafür. Anekdote. S. 264. Aufführung seines Catilina's. (10. Dec. 1748). S. 265. Voltaire will alle Stücke Crebillon's umarbeiten. S. 266. Semiramis, (gegeben 29. Aug. 1748). S. 266. Orestes, (gegeben 12. Jan. 1750.) S. 267. Das gerettete Rom (gegeben 24. Febr. 1753). S. 267. Unannehmlichkeiten, die Voltaire erfährt, die Bewegungsgründe seiner Reise nach Preußen. S. 268. Schwierigkeit über die Reisekosten. S. 268. Voltaire's komische Wuth. S. 270. Noch eine Anekdote. S. 271. Voltaire reis't (Juny 1750.), unzufrieden mit Ludwig XV, ab. S. 272. Der V. geht nach Versailles und lebt nun ruhiger. S. 273.

Verbesserungen. *)

S. 17. O. Es hielt ihn lange zurück, sich ꝛc. l. Ich konnte es kaum erwarten ihm ꝛc. S. 17. U. frischer Athem zu holen, l. ihren Geist zu athmen. S. 24. M. über uns alle gekannt, l. ragte so über uns alle hervor. S. 25. O. Nicht wegen — Klasse war. l. Erst in der dritten Klasse wußte ich mich durch Fleiß etwas auszuzeichnen. S. 25. M. hatte ich — der seinigen, l. gelang es mir nicht immer so, wie dieß uns bei den ꝛc. S. 26. M. wurde mit Ruhm bedeckt, l. stralte von Wonne. S. 26. U. Uhr, l. Mechanismus einer Uhr. S. 27. O. den besten und treuesten Kameraden derer, l. besser und treuer als die Kameraden. S. 28. U. machen, l. ersparen. S. 33. O. dieser, l. diese. S. 36. O. unbescheiden, l. unverständig. S. 40. O. Lärm so, l. Zusammenklang. S. 47. U. Ihre Arme ihren Busen, l. Meine Arme umschlossen sie bei diesen Worten und drückten sie an meinen Busen. S. 49. O. Herkommen, l. Herzen. S. 51. O. nach mich, setze zu nicht. S. 51. U. und war — werden, l. Ich war freilich nicht im Stande, auf längere Zeit zu miethen. S. 65. U. hätte sollen bis, l. ich mußte bis zu Tages Anbruch. S. 68. O. zusammentreffenden, l. zurückgepreßten. S. 70. U. vom, l. über den Tod. S. 71. O. Um so — mehr, l. nur in sofern, als er. S. 83. Renaud, l. Rai-

*) O. Oben. M. Mitte. U. Unten.

nald. S. 85. U. Umriß, l. Aufriß. S. 86. U. eisernen Pferdes, l. Hufeisens. S. 88. M. nach: es wäre leicht, fehlt: bei Lesung der Conductenliste. S. 91. den Ihnen — wüßte, l. M. der nicht unserer Genossenschaft offen stände. S. 92. M. meinem Bischoff zu danken, l. des Bischoffs Antrag abzulehnen. S. 93. M. reizend, l. drollig. S. 98. O. Nönnchen l. Betschwestern. S. 110. U. gelernt, l. eingeimpft. S. 111. M. den trefflichen — zu bekommen, l. mich zum Repetenten zu bekommen, ein herrlicher und sicherer Fund für mich. S. 115. M. verwegen, l. anmaßend. S. 120. Kelwet, l. Kalvet. S. 121. M. spaziert, l. hatte — Albois einen Spaziergang hierher gemacht. S. 126. M. Einen Menschen der, l. sie, dem Tode nahe ꝛc. S. 127. U. Oberfinanz-Rechnungsrath, l. General-Controleur der Finanzen. S. 128. M. Nachahmung, l. Nebenbuhlerin. S. 129. U. Harfe, l. Lyra. S. 131. M. größer, l. eben so groß. S. 132. in der Schüssel behalten, l. aus — herausnehmen. S. 134. O. meinen, l. andern. S. 137. O. noch weniger, l. etwas besser. S. 137. O. in dem erstern, l. in diesen. S. 137. U. ihn mir baar wieder abzukaufen, l. ihn baar zu verkaufen. S. 138. M. das hielt mich ab, l. Ich war voller Ungeduld. S. 140. U. angenehmern, l. schwerer. S. 143. U. verwachsenes, l. stumpfnäsiges.

NB. Portroyal ist keine Person, sondern eine Jansenistische Congregation.

Marmontels

Leben und Denkwürdigkeiten.

Vorerinnerung des Herausgebers.

Das Publikum erhält hier eines der letzten Werke des verstorbenen Johann Franz Marmontel: die Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, ein Werk, das jedoch schon drei Jahre vor seinem Tode von ihm fast vollendet war.

Er war 1723 geboren, kam nach Paris 1745, und starb 1799; so lebte er fast mit dem ganzen achtzehnten Jahrhundert fort. Seine Verbindungen, seine Gesellschaften, seine Neigungen, Aemter und Arbeiten zogen ihn während dieses langen Zeitraums in die Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Personen, und nicht leicht dürfte irgend ein berühmter Mann, irgend eine berühmte Frau in dieser reichen Gallerie seiner Gemählde fehlen, die man gewiß nicht ohne ein lebhaftes Interesse durchgehen wird.

Das eigenhändige Manuscript des Verfassers liegt dieser Ausgabe zum Grunde, und schon die bloße Uebersicht des Inhaltsverzeichnisses, die große Zahl der in ihm aufgeführten Personen, giebt einen Begriff von der unendlichen Mannigfaltigkeit, die in diesem Werke herrscht. In der That, wie viele Erinnerungen in dem Leben eines Mannes, der noch mit Massillon, Fontenelle, Montesquieu gelebt hatte, und Mitglied einer unsrer Nationalversammlungen gewesen war! wie viele Bilder zwischen dem Portrait eines Vauvenargue und dem eines Thomas! Es ist eine Reihe, die der Neugierde zum Leitfaden und zugleich zur Bezeichnung der merkwürdigsten Perioden dient.

Erstes Buch.

Für meine Kinder schreibe ich die Geschichte meines Lebens; ihre Mutter forderte mich dazu auf. Fallen diese Blätter einem Andern unter die Augen; so überschlüpfe er die Gegenstände, die für ihn *kleinlich* sind, mir aber für jene anziehend dünken. Meine Kinder bedürfen der Lehren, die mir Zeit, Gelegenheit, Beispiel und die mancherlei Lagen meines Lebens gegeben haben. Von mir mögen sie lernen, nie an sich selbst zu verzweifeln, immer aber gegen sich selbst mißtrauisch zu seyn, die Klippen des lächelnden Glücks zu fürchten, aber muthig durch die Engen des Mißgeschicks zu steuern.

Ich hatte vor ihnen den Vortheil, an einem Orte geboren zu werden, wo die Ungleichheit der Glücksgüter und der äußern Verhältnisse kaum zu bemerken war. Ein geringes Vermögen, einiger

Erwerbfleiß oder ein kleiner Handel war das beschiedene Theil fast aller Einwohner von Bort, einer kleinen Stadt in Limosin, wo ich die Welt erblickte. Wohlstand vertrat dort den Reichthum. Jeder lebte frei und auf eine nützliche Art beschäftigt. Daher auch drückte keine Art von Demüthigung das Selbstgefühl, die Offenheit, den edlen Stolz nieder, und nirgends sah sich der eingebildete Thor schlechter empfangen und schneller gebessert als dort. Ich darf also wohl sagen, daß ich während meiner Kindheit, obgleich in keinem Glanz geboren, nur meines Gleichen gekannt habe. Vielleicht rührt daher auch eine Art von Unbiegsamkeit in meinem Charakter, die selbst Alter und Vernunft nicht genug haben mildern können.

Bort, an der Dordogne, zwischen Auvergne und Limosin gelegen, hat für den Reisenden etwas Schaudervolles, der es zum erstenmal von fern und von der Höhe des Berges tief in einem Abgrunde, bedroht von überschwemmenden Gebirgsfluthen und von einer Kette auf einander gethürmter, zum Theil schon überhängender und entwurzelter Vulcanmassen erblickt. Aber Bort wandelt sich zu einem reizenden Aufenthalt, wenn das ermuthigte Auge im Thale umherschweift. Oberhalb des Berges breitet sich, vom Flusse umschlungen, in dessen Gemurmel sich das Geräusch einer klappernden Mühle mischt, eine grünende Insel aus, die schattige Heimath gesangreicher Vögel. Längs den beiden Ufern bilden Obstgärten, Wiesen und von

einem fleißigen Völkchen angebauete Felder die abwechselndsten Gemälde. Unterhalb der Stadt entfaltet sich das Thal, auf der einen Seite zu einer weiten Wiese, von dem reinsten Quellwasser benetzt, auf der andern zu Feldern, von einer Hügelreihe umkränzt, deren sanfter Abhang zu den schroffen gegenüberliegenden Felsen mahlerisch absticht, und die weiterhin von einem Strome durchbrochen wird, der von den Bergen sich wälzend, durch Wälder, Felsen und Abgründe schäumt, bis er als einer der schönsten, reichsten und tiefsten Wasserfälle sich in die Dordogne stürzt: eine Naturerscheinung, der, um berühmt zu seyn, nur die häufigere Einfindung von Zuschauern fehlt.

Hier liegt die kleine Meierei Saint Thomas, wo ich im Schatten blühender Bäume, die unsre Bienenstöcke umgaben, den Virgil las, und von ihrem Honig manches labende Vespermahl hielt. An schönen Festtagen führte mich mein Vater nach einem Obstgarten an der andern Seite der Stadt, oberhalb der Mühle, und am Abhange des Hügels, wo ich vom Weinstock, den er selbst gepflanzt, Trauben pflückte, oder Kirschen, Pflaumen und Aepfel von den Bäumen, die er mit eigner Hand gepfropft hatte.

Was aber in meiner Erinnerung meinem Geburtsorte den größten Zauber leiht, ist der unverloschene Eindruck jener ersten Gefühle, womit mich die grenzenlose Liebe meiner Eltern durchdrang. Wenn ich einiges Gute in meinem Charakter habe,

so verdanke ich es diesen sanften Regungen, diesem steten Glück, zu lieben und geliebt zu werden. O welches Geschenk reicht uns der Himmel, wenn er uns gute Eltern giebt!

Sehr viel verdankte ich auch einer gewissen Milde der Sitten, die in meiner Vaterstadt herrschte, und wohl mußte das stille einfache Leben, das man dort führte, einen Reiz besitzen, da man nichts seltner sah, als Kinder, die sich von Bort entfernten. Die Jugend wurde frühzeitig gebildet, und in den benachbarten Erziehungsschulen zeichnete die aus Bort sich vortheilhaft aus; aber immer kehrte sie wieder in ihr Städtchen zurück, wie ein Bienenschwarm in seinen Stock nach eingesammelter Beute.

In einem kleinen Kloster, dessen Nonnen gute Freundinnen von meiner Mutter waren, lernte ich lesen. Sie nahmen eigentlich nur Mädchen auf; aber mir zur Liebe machten sie mit mir eine Ausnahme. Eine junge Person von guter Erziehung, die schon lange in dieses Kloster sich zurückgezogen hatte, übernahm gütig die Sorge für mich. Die Erinnerung an sie, wie an die Nonnen, die mich wie ihr Kind liebten, bleibt meinem Herzen auf immer heilig.

Von ihnen kam ich zu einem Prediger in der Stadt, der unentgeldlich und aus Neigung sich dem Unterrichte der Kinder widmete. Er war der einzige Sohn eines Schuhmachers, der redlichste Mensch und ein wahres Muster kindlicher Liebe.

Noch jetzt schwebt mir das achtungsvolle Benehmen vor, womit der Greis und der Sohn sich gegenseitig ehrten, dieser nie die Würde seines Priesteramtes, jener nie die Heiligkeit seiner Vaterwürde vergessend. Nach der Erfüllung seiner Berufspflichten theilte der Abbé Vaissiere — so hieß er — seine Muße zwischen der Lectüre und dem Unterrichte, den er uns gab. Im Sommer war ein Spaziergang und zuweilen zur Bewegung ein Maillespiel auf der Wiese seine einzige Erholung. Er war ernst, streng in seinen Grundsätzen und sein Aeußeres gebot Ehrfurcht. Sein ganzer Umgang beschränkte sich auf zwei Freunde, geachtete Männer in unsrer Stadt. Sie lebten in der friedlichsten Vertraulichkeit, kamen täglich zusammeu, täglich die Nehmlichen gegen einander, unverändert, mit nie erkaltetem oder nur geschwächtem Vergnügen, sich zu sehen; und zu dem Allen noch hatten sie das Glück, bald nach einander zu sterben. Ich habe wenig Beispiele einer so still beglückenden, durch das ganze Leben sich so gleich bleibenden Verbindung gesehn.

Ich hatte noch überdies einen Schulkameraden, der von Kindheit an für mich ein Gegenstand der Nacheiferung war. Sein verständiges und gesetztes Wesen, sein Fleiß, die Sorge, die er für seine Bücher trug, in welchen nie ein Fleck zu finden war, sein blondes, immer in der größten Ordnung gehaltnes Haar, die Reinlichkeit seiner einfachen Kleidung, seine stets weiße Wäsche waren für mich

ein aufforderndes Beispiel, und selten mögen Kinder einander solche Achtung einflößen, wie ich sie für ihn hegte. Er hieß Dûrant. Sein Vater, Landmann in einem benachbarten Dorfe, war mit dem meinigen bekannt; ich begleitete den Sohn, wenn er die väterliche Hütte besuchte. Mit welcher Herzlichkeit bewillkommte uns der redliche Greis mit seinem Silberhaar! Wie gastfrei bewirthete er uns mit seiner besten Milch, seinem fettesten Rahm, seinem wohlschmeckendsten Brot! wie freuete er sich der Hoffnungen, die er für mich aus meiner Achtung für sein Alter zog! O daß ich eine Blume auf sein Grab pflanzen könnte! Er muß im Frieden darin ruhen; denn in seinem ganzen Leben hat er nie anders als gut gehandelt. Zwanzig Jahre später sahen sein Sohn und ich uns in Paris auf sehr verschiedenen Pfaden wieder; aber in seiner geregelten Lebensweise und in der Beobachtung des Anstandes hatte er sich seit unsrer Schulzeit um nichts geändert, und es machte mir kein geringes Vergnügen, eines seiner Kinder über die Taufe zu halten. Doch zurück zu den Jahren meiner Kindheit.

Mein Unterricht im Lateinischen ward durch einen sonderbaren Zufall unterbrochen. Ich hatte große Lust es zu lernen, aber die Natur hatte mir die Gabe des Gedächtnisses versagt. Den Sinn von dem, was ich las, konnte ich zwar behalten; nur die Worte ließen keine Spur zurück; sie mir einzuprägen, wäre so vergeblich gewesen,

wie im Flugsande zu schreiben. Indessen wollte ich schlechterdings durch die gespannteste Aufmerksamkeit dem Fehler abhelfen; aber die Anstrengung überstieg die Kräfte meines Alters; meine Nerven wurden dadurch angegriffen. Ich ward ein halber Nachtwandler. Fortschlafend richtete ich mich Nachts im Bette auf, und mit halb offnen Augen und lauter Stimme sagte ich die Worte her, die ich eingelernt hatte. „Er wird verrückt," sagte mein Vater zu meiner Mutter, „wenn Du ihn nicht von dem unseligen Latein abbringst" — und die Stunden wurden eingestellt. Aber nach acht oder zehn Monaten wagte ich mich wieder daran, und mit dem Schluß meines eilften Jahres verstand sich mein Vater, auf den Ausspruch meines Lehrers, daß ich zur vierten Klasse reif wäre, obgleich ungern dazu, mich auf das Kollegium zu Mauriac zu bringen, was Bort am nächsten lag.

Als ein vernünftiger Mann konnte mein Vater sich nicht anders als ungern dazu entschließen. Ich war der Aelteste von einer starken Anzahl von Kindern; mein Vater, etwas rauh und barsch im Aeußern, war dabei grundgut, und vergötterte fast seine Frau. Er hatte auch Grund dazu, da meine gute Mutter die Edelste, Interessanteste, Liebenswürdigste ihres Standes war. Immer ist es mir ein Räthsel gewesen, wie bei ihrer einfachen Erziehung in unserm kleinen Kloster zu Bort ihr Geist so viel Einnehmendes, ihre Seele so viel Adel, besonders aber ihre Sprache und ihr Aus-

druck ein so zartes, so feines, so der Natur abgelauschtes und doch so ungekünsteltes Gefühl für das Schickliche gewinnen konnte. Oft hat mein alter ehrlicher Bischoff von Limoges, Coetlosquet, zu Paris gegen mich mit dem lebhaftesten Interesse der Briefe erwähnt, die ihm meine Mutter geschrieben hatte, als sie mich seiner Aufsicht empfahl.

Mein Vater hegte für sie so viel Achtung als Liebe. Nur ihre Schwäche für mich tadelte er, die jedoch gewissermaßen sich entschuldigen ließ, da ich unter ihren Kindern das Einzige war, dem sie die Brust hatte reichen können, zu schwächlich eine so süße Pflicht noch ferner zu erfüllen. Ihre Mutter liebte mich nicht weniger. Noch sehe ich die gute kleine Alte vor mir, so gut und lieb, so sanft und heiter! Als Wirthschaftsführerin stand sie dem Hauswesen vor, und ging uns allen als ein Beispiel kindlicher Liebe vor; denn auch ihre, so wie ihres Gatten Mutter, die von ihr aufs sorgfältigste gewartet wurden, waren noch am Leben. Ich hole ein wenig weit aus, da ich von meinen Urgroßältern rede; aber ich erinnere mich noch recht gut, wie sie in ihrem vier und achtzigsten Jahr am Kamin saßen, ihr Gläschen leerten, und die gute alte Zeit priesen, von der sie Wunderdinge zu erzählen wußten.

Unsere Wirthschaft verstärkten noch drei Schwestern meiner Großmutter und meine Tante mütterlicher Seite — die einzige, die mir noch geblieben ist: gewiß kein kleiner Kreis von Weibern und

Kindern, in deren Mitte mein Vater stand; aber mit wenig Baarschaft ging doch alles seinen Gang fort. Ordnung, Wirthschaftlichkeit, Arbeitsamkeit, ein kleiner Handel und besonders Mäßigkeit erhielten uns im Wohlstande. Der kleine Garten lieferte einen fast hinlänglichen Vorrath von Gemüsen, der Obstgarten Früchte, und unsre Quitten, unsre Aepfel, unsre Birnen, mit dem Honig unsrer Bienen eingemacht, waren den Winter über für uns Kinder und die guten Alten das köstlichste Frühstück. Die Heerde der Meierei kleidete mit ihrer Wolle die Frauen und die Kinder; meine Tanten spannen sie, so wie den Hanf unsrer Felder, der uns Leinwand gab, und die Abende, wenn beim Schein einer vom Oel unsrer Nußbäume genährten Lampe die benachbarte Jugend sich bei uns einfand, um mit uns unsern schönen Hanf zu brechen, waren allerliebst. Die Kornernte der kleinen Meierei sicherte unsern Unterhalt, so wie die Bienen, die von einer der Tanten sorgsam gewartet wurden, mit ihrem Wachs und ihrem Honig uns eine Einnahme brachten, die wenig Aufwand erforderte; das Oel, unsern noch frischen Nüssen entpreßt, hatte eine Schmackhaftigkeit, einen Wohlgeruch, die es uns dem Baumöl vorziehen ließ. Unsre Kuchen von Mais gebacken, und noch ganz heiß mit der trefflichen Butter vom Mont-d'or bestrichen, waren für uns köstliche Leckerbissen. Ueber unsre Rüben und Kastanien ging uns nichts, und im Winter, wenn diese schö-

nen Rüben im Kreise um das Feuer rösteten, oder wir das Wasser in dem Gefäße sieden hörten, worin unsre so süßen und so schmackhaften Kastanien kochten, hüpfte uns das Herz vor Freude. Ich erinnre mich noch des Duftes, den ein herrlicher in der Asche gebratner Quittenapfel verbreitete, und des Behagens, womit die gute Großmutter ihn unter uns vertheilte; die Mäßigste aller Frauen machte uns alle zu Leckermäulern. So erhielt in einer Wirthschaft, wo nichts verloren ging, der Verein von an sich unbedeutenden Dingen eine Art von Wohlstand, und ließ uns mit wenig Kosten alle unsre Bedürfnisse bestreiten. Das abgestandne Holz in den benachbarten Wäldern war im Ueberflusse vorhanden und fast in gar keinem Werthe; meinem Vater war es erlaubt, sich aus ihnen zu versorgen. Die herrliche Gebirgsbutter und die trefflichsten Käse waren in Menge und um ein Geringes zu haben, der Wein nicht theuer, und mein Vater genoß ihn nur mäßig.

So beschränkt indeß dieser Aufwand war, so ging doch fast ganz unsre kleine Einnahme darauf; mein Vater, der in die Zukunft sah, übertrieb sich die Kosten, die meine Erziehung im Kollegium erfordern würde, und hielt überdies die Zeit, die dem Studieren gewidmet wird, für übel verwendet: „Das Latein,“ pflegte er zu sagen, „macht nur Faulenzer.“ Vielleicht hatte er auch einige Ahnung von dem frühzeitigen Tode, der ihn uns entriß, und hätte mich gern in einem früher und

sichrer lohnenden Stand gewußt, um in mir seinen Kindern einen zweiten Vater zu hinterlassen. Von meiner Mutter jedoch gedrängt, die nichts eifriger wünschte, als wenigstens ihren ältesten Sohn studieren zu sehen, gab er endlich nach, und brachte mich nach Mauriac.

Ueberströmt mit Liebkosungen, Segnungen und Thränen reiste ich also mit meinem Vater ab, der mich hinter sich auf dem Pferde nahm, und das Herz schlug mir vor Freude; aber bald schlug es vor Schreck, als ich von ihm die Worte vernahm: „Man hat mir versprochen, mein Sohn, Dich in der vierten Classe aufzunehmen; geschieht das nicht, so nehme ich Dich wieder mit, und die Sache ist vorbei." Man kann sich das Zittern denken, womit ich nun vor dem Manne erschien, dessen Ausspruch über mein Schicksal entscheiden sollte. Glücklicher Weise war es der gute Pater Malosse, der sich so liebreich gegen mich benahm. Aus seinem Blick, aus seinem Ton, aus allen seinen Zügen sprach so viel ungekünstelte Gutmüthigkeit, daß sein erster Anblick dem vor ihm stehenden Unbekannten einen Freund verkündigte. Er empfing uns mit seiner ans Herz dringenden Freundlichkeit, lud meinen Vater ein, wieder zu kommen, um zu hören, wie meine Prüfung abgelaufen sey, und sprach mir Muth ein, da er mich noch sehr furchtsam sah. Für mich freilich war das Thema, das er mir aufgab, voll unauflöslicher Schwierigkeiten; meine Arbeit gerieth schlecht. „Mein Kind," sagte er,

nachdem er es durchgesehen, „Du kannst noch lange nicht daran denken, in die vierte Classe zu kommen; kaum daß man Dich in die fünfte aufnehmen kann." Ich fing an zu weinen. „So bin ich verloren!" schluchzte ich. „Mein Vater hat keine Lust, mich ferner beim Studieren zu lassen. Nur aus Gefälligkeit gegen meine Mutter brachte er mich hierher, und kündigte mir unterwegs an, daß ich wieder mit ihm zurück müßte, wenn ich nicht in die vierte aufgenommen würde. Das zerstört alle meine Hoffnungen, und wird meiner Mutter großen Kummer machen. Haben Sie Mitleid, nehmen Sie mich auf; Tag und Nacht will ich studieren, und im kurzen sollen Sie mit mir zufrieden seyn." Der Mann, von meinen Thränen und meinem guten Willen gerührt, gewährte mir, und sagte zu meinem Vater, er solle meinethalben ruhig seyn, er wäre sicher, daß ich mich gut halten würde.

Der eingeführten Gewohnheit zu Folge, ward ich mit fünf andern Schülern zu einem ehrlichen Handwerker gethan, und traurig genug, ohne mich fortgehen zu müssen, ließ mich mein Vater hier mit meinen Habseligkeiten und Lebensmitteln auf eine Woche zurück. Diese bestanden in einem großen Roggenbrote, einem kleinen Käse, einem Stück Speck und 2 bis 3 Pfund Rindfleisch; die Mutter hatte auch ein Dutzend Aepfel zugelegt. Damit mußte jeder Schüler, auch die am besten gehalten würden, alle Wochen versorgen. Unsre Wirthin

besorgte uns die Küche, und für ihre Mühe, ihr Feuer, Lampe, Bette, Wohnung und selbst die Gemüse ihres kleinen Gartens, gaben wir auf den Mann, monatlich 25 Sols, so daß ich meinem Vater, alles zusammengerechnet, die Kleidung ausgenommen, 4 bis 5 Louis jährlich kosten konnte. Für ihn war dieß viel, und er hielt mich *lange zurück*, sich diese Ausgabe zu ersparen.

Den Tag nach meiner Ankunft begab ich mich früh in die Schule und sah den Lehrer am Fenster, mir mit dem Finger winken, zu ihm hinauf zu kommen. „Mein Sohn," sagte er, „du bedarfst eines besondern Unterrichts und mußt viel lernen, um deine Mitschüler zu erreichen. Wir wollen mit den Anfangsgründen anfangen. Komm alle Morgen eine halbe Stunde vor der Schule zu mir und recitire mir die Regeln, die du gelernt hast. Ich will sie dir erklären und ihren Gebrauch zeigen." Ich weinte auch diesen Tag, aber es war aus Dankgefühl. Ich dankte ihm für seine Güte, und bat ihn, noch die hinzuzufügen, für einige Zeit der Beschämung überhoben zu seyn, meine Ausarbeitungen laut in der Klasse vorlesen zu hören. Er versprach es mir und ich ging meiner Bestimmung nach.

Sagen kann ich nicht genug von dem zärtlichen Eifer, womit er sich meines Unterrichts annahm und welchen Zauber er diesem zu geben wußte. Beim bloßen Namen meiner Mutter, schien er frischer Athem zu holen, und theilte ich ihm die Briefe mit, worin die mütterliche Liebe ihre

Erkenntlichkeit ausdrückte, so drängten sich die Thränen aus seinen Augen.

Vom Monat Oktober, in dem wir jetzt waren, bis zum Osterfeste gab es für mich weder Vergnügen noch Zerstreuung, aber nach diesem halben Jahre war ich mit meinen Regeln bekannt; fest in ihrer Anwendung, und nicht mehr aufgehalten gleichsam von den Dornen des Syntaxes schritt ich freier vorwärts. Nun wurde ich einer der besten Schüler in der Klasse und vielleicht der glücklichste, denn ich liebte meine Pflicht, und fast gewiß, sie gut zu üben, hatte sie für mich nichts, als Vergnügen. Die Wahl der Wörter und ihr Gebrauch beim Uebersetzen aus einer Sprache in die andere, selbst einige Eleganz bei der Konstruktion der Sätze, fingen an, mich zu beschäftigen, und diese Arbeit, die nicht ohne Zergliederung der Begriffe vor sich geht, stärkte mein Gedächtniß. Ich merkte, daß es die dem Worte anhängende Idee war, die es Wurzel schlagen ließ und das Nachdenken ließ mich bald merken, daß das Studium der Sprachen auch die Kunst sey, die Schattirungen eines Gedankens zu enthüllen, daraus sein Gewebe zu zerlegen und darzustellen; mit Genauigkeit das Eigenthümliche der Worte und ihr Verhältniß zu einander aufzufassen, daß mit den Worten im Kopfe junger Leute auch eben so viel neue Ideen geschaffen und entwickelt werden, und daß die ersten Klassen also einen viel reichern, viel ausgebreitetern und in der That nützlichern Kursus von einer Elementarphilosophie gewährt, als man gemeinig-

lich zu glauben pflegt, da man klagt, daß in diesen Kollegien nichts als Latein gelernt wird.

Diese Thätigkeit des Geistes beim Spracherlernen ließ mich ein Greis bemerken, dem mich mein Lehrer empfohlen hatte. Dieser alte Jesuite, der Pater Bourges, war einer der geübtesten Lateiner. Genöthigt, die Arbeit des Pater Vaniere in seinem lateinischen poetischen Lexicon fortzusetzen und zu beendigen, hatte er demüthig gebeten, die fünfte Klasse dieses Kollegiums zu besorgen. Er interessirte sich für mich, und lud mich ein, ihn des Morgens an den Tagen, wo er frei war, zu besuchen. Ihr glaubt es sicher daß ich nicht ermangelte, und er hatte die Güte, meinem Unterrichte manchmal ganze Stunden zu widmen. Ach, der einzige Dienst, den ich ihm leisten konnte, war, ihm in der Messe zu dienen. In seinen Augen war dies ein Verdienst und hier also die Ursache.

Der gute Alte war beim Beten oft durch Skrupel über die Zerstreuungen gequält, deren er sich mit der peinlichsten Anstrengung des Geistes zu erwehren suchte. Vornehmlich verdoppelte er beim Messelesen seine Kräfte, um bei jedem Worte, das er sagte, seine Gedanken fest zu halten; und wenn er zu den Worten des Opfers kam, da flossen die Schweißtropfen von seiner kahlen, die Erde berührenden Stirne. Ich sah ihn am ganzen Körper vor Ehrfurcht und Schrecken zittern, als wenn er das Gewölbe des Himmels sich über dem Altar öffnen und den lebenden Gott hier herabsteigen

sah. Man hat kein Beispiel eines lebhaftern und innigern Glaubens; und war das heilige Geschäft vorüber, so war er ganz erschöpft.

Das Vergnügen, das ihm meine Unterrichtung gewährte, und das meinige, diese zu empfangen, gaben ihm wieder Kräfte. Er war es, der mich lehrte, daß die alte Literatur eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern und Schönheiten ist, und der mir jene heiße Begierde darnach einflößte, die nach sechzig Jahren noch nicht verloschen ist. Ich hatte so in einem unbekannten Kollegium einen der gelehrtesten Männer, die vielleicht auf der Welt zu finden sind, zum Lehrer, aber freilich dauerte dieses Glück nicht lange; der Pater Bourges ward versetzt und sechs Jahr hernach fand ich ihn in einem Ordenshause zu Toulouse schwach und fast verlassen. Es war ein häßlicher Fehler in der Verwaltung und den Sitten des Jesuiterordens, daß die Greise verlassen wurden. Der arbeitsamste, noch so lange nützliche Mann war, so bald er nützlich zu seyn aufhörte, wie ausgeschlossen, und diese Härte war eben so thöricht, als unter alternden Männern unmenschlich, da jeder von ihnen dasselbe Schicksal zu fürchten hatte.

In Hinsicht unsers Kollegiums war eine Aufsicht, die Schüler über Schüler führten, ein unterscheidender Charakterzug davon. Die Zellen vereinigten Schüler verschiedener Klassen und unter diesen brachte nun das Ansehen, das Alter oder Talent einflößte, Ordnung und Richtschnur im

Studieren und der Aufführung zuwege. So fand nun ein Kind, das, von seiner Familie fern, außer der Klasse sich selbst überlassen zu seyn schien, stets unter seinen Kameraden Aufseher und Sittenrichter. Man arbeitete gemeinschaftlich und an derselben Tafel; es war ein Kreis von Zeugen, die einer, unter den Augen des andern sich wechselseitig *zum* Schweigen und zur Aufmerksamkeit *verpflichteten*. Der müßige Schüler ward seiner *stummen* Unthätigkeit bald überdrüßig und ließ *vom* Müßiggehen nach, der ungeschickte, aber fleißige erregte Mitleid, man half ihm, sprach ihm Muth ein; ehrte man nicht das Talent an ihm, so achtete man doch seinen guten Willen. Aber weder Nachsicht noch Güte fand bei dem unheilbaren Faullenzer Statt, und wurde in einer ganzen Zelle dieser Fehler rege, so sah man sie als entehrt an; das ganze Kollegium verachtete sie und die *Eltern* waren benachrichtigt, hier ihre Kinder nicht hinzuschicken. Die Bürger selbst sahen sehr stark darauf, bei sich nur fleißige Schüler aufzunehmen. Ich sahe einen aller Orten aus keiner andern Ursache, als seiner Faulheit und Lüderlichkeit wegen abgewiesen werden. So war fast in keinem dieser Knabenhäufchen die Faulheit geduldet. Vergnügen und Zerstreuung fanden nie eher, als nach geendigter Arbeit Statt.

Eine Gewohnheit, die ich nur in diesem Kollegio wahrnahm, verdoppelte zu Ende des Jahres den Eifer fürs Studieren. Um aus einer Klasse in die andere zu kommen, mußte man ein strenges

Examen ausstehen, und eine der Prüfungen, die wir dabei zu übernehmen hatten, war eine Gedächtnißaufgabe. Nach Verschiedenheit der Klassen war sie für den poetischen Theil, aus dem Phäder, Ovid, Virgil oder Horaz, und für den prosaischen aus dem Cicero, Livius, Quintus Curtius, oder Sallust. Das Ganze auswendig zu lernen, machte einen sehr bedeutenden Eifer nöthig. Man ging früh daran; um nicht die gewöhnlichen Uebungen zu beeinträchtigen, wurde es von Tagesanbruch bis zu Anfange des Unterrichts vorgenommen. Man trieb es auf dem Felde, wo wir alle, zu einzelnen Häufchen gesammelt, jeder das Buch in der Hand, wie Bienenschwärme summend, vor uns hin gingen. In der Jugend ist es empfindlich, sich aus den Armen des Morgenschlafes zu reissen, indessen die Fleißigsten weckten die Faulern mit Gewalt auf, ich selbst fühlte mich oft noch schlafend aus dem Bette gerissen, und wenn ich seitdem ein etwas empfänglicheres und geschmeidigeres Gedächtniß besitze, so verdanke ich es dieser Uebung.

Der Geist der Ordnung und der Pünktlichkeit zeichnete unsere Schule nicht weniger, als die Arbeitslust aus. Die Neuangekommenen lernten von den Aeltern auf ihre Kleider und Wäsche Acht zu haben, ihre Bücher zu schonen, ihren Mundvorrath einzutheilen. Die Stückchen Speck, Rind- oder Schöpsenfleisch, die in den Kochtopf gethan wurden, waren so sorgfältig, wie die Kügelchen eines Rosenkranzes angereiht und wenn dann bei der

Vermengung ja einiger Streit entstand, so war die Wirthin die Schiedsrichterin. Die Leckerbißchen, die an Festtagen von den Familien geschenkt wurden, wurden gemeinschaftlich geschmaust, und die, die keine bekamen, genossen doch davon nicht weniger mit. Ich denke mit Vergnügen an die zarte Aufmerksamkeit, mit welcher die Wohlhabendern diese kümmernde Ungleichheit den Aermern vergessen zu machen suchten. Kam so ein Geschenk an, so verkündigte es uns die Wirthin, aber es war *ihr* verboten, den zu nennen, der es eigentlich empfangen hatte und sich geschämt haben würde, sich dessen zu rühmen. Es erregte diese Zurückhaltung in meinen Erzählungen die Bewunderung meiner Mutter.

Unsere Erhohlungen bestanden in Uebungen nach alter Art. Im Winter auf dem Eise und im Schnee, in der schönern Jahrszeit auf dem Felde in der Sonnenhitze. Wettkämpfen, Ringen, Discuswerfen, Schleudern, Kämpfen, Schwimmen — nichts war uns fremd. In der Hitze badeten wir mehr als eine Meile von der Stadt; für die Kleinen waren das Krebsen in den Bächen, für die Großen der Aal- und Forellenfang oder nach der Ernte der Wachtelfang in Netzen, die lebhaftesten Vergnügungen, und Gnade den Feldern, wo wir nach so einem langen Spaziergange noch grüne Schoten fanden. Keiner von uns wäre im Stande gewesen, eine Stecknadel zu rauben, dagegen war es in unserer Moral ein Grundsatz, das, was man essen könne, zu nehmen, sey kein

Diebstahl. Ich hütete mich, so sehr ich konnte, vor dieser Art zu plündern, aber wahr ists, daß ich daran Theil nahm, ohne mit Hand anzulegen. Ich gab den Speck dazu mit her, die Erbsen schmackhafter zu machen und aß sie dann mit meinen Mitschuldigen. Wie die andern zu thun, schien mir eine Pflicht, der ich mich nicht zu überheben wagte; ich war froh genug, mit meinem Beichtvater alsdan dahin überein zu kommen, meinen Theil am Raube in Allmosen wieder gut zu machen.

Ich sah indessen in einer höhern Klasse einen Schüler, dessen Anstand und Tugend sich stets gleich blieben, und oft sagt ich zu mir selbst, daß er das einzige nachahmungswerthe Beispiel wäre. Mit neidischem Blicke betrachtete ich ihn und glaubte furchtsam nicht das Recht zu haben, mich so wie er auszuzeichnen. Amalvy hatte allein im ganzen Kollegio so vielerlei Vorzüge und war so über uns alle gekannt, daß man einen natürlichen und billigen Unterschied zwischen ihm und uns zu finden wähnte. Alle Eigenschaften des Geistes und des Herzens schienen sich in diesem Jünglinge zu vereinigen, um ihn vollkommen zu machen. Die Natur hatte ihm jenes Aeußere gegeben, das man nur dem Verdienst aufbewahrt zu seyn glaubt; seine Gestalt war edel und sanft; der Körper lang, seine Stellung imponirend, das Benehmen offen aber ernst. Ich sah ihn nie ins Kollegium kommen, ohne einige Schüler an seiner Seite zu haben, die darauf stolz waren, ihn zu begleiten. Gesellig gegen sie, ohne

vertraulich zu werden, vergab er sich nie die Würde, die die Gewohnheit unter seinen Gefährten einflößte, hervorzuragen. Das Kreuz, das das Zeichen des Vorzugs war, kam nie aus seinem Knopfloch, keiner wagte es nur, darauf Anspruch zu machen. Ich bewunderte ihn, fand Vergnügen daran, ihn zu sehn, und ging doch, so oft ich sah, mißvergnügt über mich selbst fort. Nicht wegen meines Fleißes war ich dies, da ich der dritte, sehr ausgezeichnete meiner Klasse war. Aber ich hatte zwei oder drei Nebenbuhler. Amalvy hatte keinen. In meinen Arbeiten hatte ich noch nicht die Beständigkeit und Ausdauer, die uns bei der seinigen in Verwunderung setzte, und noch weniger besaß ich das leichte und sichere Gedächtniß, das Amalvy hatte. Er war älter, als ich, dies war mein ganzer Trost und mein Ehrgeiz war, ihm zu gleichen in seinem Alter. Ich spürte dem, was in meiner Seele vorging, so sehr nach, als ich konnte, und kann in Wahrheit versichern, daß zu dem Bestreben der Nacheiferung sich niemals der boshafte Eifer des Neides gesellte. Ich war nie traurig, daß es einen Amalvy gab, aber gern hätt ich den Himmel gebeten, ihrer zwei und mich den zweiten seyn zu lassen.

Ein köstlicherer Vortheil, als dies Nacheifern, war in diesem Kollegio noch der Geist der Religion, den man sorgfältig zu unterhalten strebte. Welch heilsames Mittel für die Sitten der Jugend in der Gewohnheit und Verbindlichkeit jeden Monat zu beichten! Die Schaam, seine verborgensten Fehler

bekennen zu müssen, unterdrückte vielleicht eine größere Anzahl, als die heiligsten Beweggründe.

Vom eilften bis funfzehnten Jahre trieb ich so in Mauriak die Schulwissenschaften. In der Rhetorik war ich fast stets der erste in der Klasse. Meine gute Mutter freute sich darüber. Wenn ihr meine Westen von Basin zurückgeschickt waren, so sah sie geschwind nach, ob das silberne Kettchen, woran das Kreuz hing, das Knopfloch geschwärzt hatte, und sah sie hier das Merkmal meines Fleißes, so erfuhren alle Nachbarinnen ihre Freude. Unsere guten Nonnen dankten dem Himmel dafür; der gute Voissiere wurde mit Ruhm bedeckt. Die angenehmste meiner Erinnerungen ist noch immer die Empfindung der Wonne, die ich meiner Mutbereitete. Je mehr ich mich freute, sie von meinen Fortschritten zu unterrichten, je größere Mühe gab ich mir, meine Verdrüßlichkeiten zu verhehlen, denn ich erfuhr einige, die arg genug waren, ihr Bekümmerniß zu verursachen, wenn ich mir die leiseste Klage darüber hätte entfliehen lassen. Das war der Fall in der dritten Klasse bei einem Streit, den ich mit dem Pater Bis, dem Vorsteher des Kollegiums, wegen des d'Auvergnischen Provinzialtanzes hatte, und die Gefahr gegeißelt zu werden in der zweiten Klasse, einmal in der Rhetorik einem Mitschüler geholfen zu haben, ein andermal, weil ich eine Uhr zu sehen ausgegangen war. Glücklicherweise zog ich mich ohne Folgen und sogar mit etwas Ruhm aus diesen Verlegenheiten heraus.

Man weiß, welchen boshaften Neid an königlichen Höfen die Günstlinge gegen sich erregen; in solchen Kollegien ist es gerade so. Die besondere Sorge, die der Lehrer der vierten Klasse für mich trug, mein Eifer, ihm jeden Morgen aufzuwarten, ließ mich sogleich mit neidischen und mißtrauischen Blicken beobachten. Ich strebte dann, mich als den besten und treuesten Kameraden derer zu zeigen, die mich des Gegentheils beschuldigten und mir nicht trauten. Als ich häufig der Erste meiner Klasse war, mit welcher Stelle das traurige Amt eines Aufsehers verknüpft ist, so nahm ich mirs vor, diese Aufsicht zu mildern, und fing damit an, in der Abwesenheit des Lehrers, während der halben Stunde, wo ich allein die Aufsicht führte, eine vernünftige Freiheit zu gestatten. Man sprach, lachte, machte einen kleinen Lärm und meine Tafel sagte nichts davon. Diese Nachsicht, die mich beliebt machte, ward alle Tage nachgiebiger; bald ging die Freiheit einen Schritt weiter und ich litt es; ich that noch mehr, ich munterte sie auf, je mehr die allgemeine Gunst für mich Anziehendes hatte. Ich hatte gehört, daß in Rom die Mächtigsten, die Menge, die sie gewinnen wollten, Schauspiele gaben. Ich setzte mir in den Kopf, diesen Leuten nachzuahmen. Man nannte mir einen von meinen Kameraden, T o u r y, als den stärksten Tänzer der Bourée von Auvergne, der nur im Gebirge zu finden wär. Ich erlaubte es ihm zu tanzen, und wirklich machte er bewundernswürdige Sprünge. Man hatte das Vergnü-

gen einmal in der Klasse genossen, fand es nun unentbehrlich und ich war gefällig genug, selbst den Tanz zu begehren. Die Holzschuhe des Tänzers waren mit Eisen beschlagen, und die Klasse mit Steinen gepflastert, die wie Erz wiederhallten. Der Vorsteher, der die Runde machte, hörte den schrecklichen Lärm, er kommt herbei, in dem Augenblicke hört das Getöße auf und jeder ist an seinem Platze. Toury gleicht, in seinem Winkel, die Augen aufs Buch geheftet, der stummen Unbeweglichkeit selbst. Der Vorsteher, schäumend vor Zorn, kam zu mir und foderte das Täfelchen; es war weiß. Man urtheile von seiner Ungeduld. Da er niemanden zu züchtigen hatte, so ließ er mich die Strafe der Schuldigen durch seine Aufgaben leiden. Ich unterzog mich ihnen, ohne zu murren. Allein je gelehriger und geduldiger er mich in dem, was mich anging, fand, desto mehr widersetzte ich mich, wenn es darauf ankam, meinen Mitschülern Verdruß zu machen. Mein Muth ward durch die Ehre erhöht, mich den Märtyrer und selbst den Helden meiner Klasse nennen zu hören. Wahr ists, daß in der zweiten Klasse die Freiheit sich weniger tobend äußerte und des Vorstehers Haß sich zu mindern schien, indessen mitten in der Ruhe sah ich mich von einem neuen Sturme bedroht.

Mein jetziger Lehrer war nicht der Pater Molosse, der mich so sehr geliebt hatte; es war Pater Cibier, der eben so trocken und scharf, als jener geschmeidig und sanft war. Ohne viel Geist, und wie

ich glaube, sogar ohne viel Kenntniß, wußte er doch seiner Klasse sehr gut vorzustehen. Er besaß vorzüglich die Kunst, unsern Eifer zu erregen, indem er unsere Eifersucht kitzelte. Wenn einer unserer Schüler sich nur ein wenig besser als gewöhnlich zeigte, so erhob er ihn auf eine Art, die den Besten einen neuen Rival fürchten machte. In diesem Geiste bemerkte er eines Tages eine sogenannte Amplifikation, die bei einem mittelmäßigen Schüler für eignes Machwerk galt, und er meinte, daß er uns allen nicht zutraue, sie so gut zu machen. Allein man wußte, von wem sie, die so sehr gerühmt wurde, kam. Das Geheimniß blieb verschlossen, denn es war streng verboten, etwas für einen Andern zu machen. Indeß die Ungeduld, etwas Erborgtes so rühmen zu hören, konnte sich nicht halten. „Sie ist nicht von ihm, Her Pater!" schrie man. „Und von wem denn?" fragte er zornig. Man schwieg. „So mußt du mir es denn sagen!" fuhr er fort, indem er sich an den Schüler wandte, der jetzt daran war, und mich weinend nannte. Ich mußte meinen Fehler einräumen, aber ich bat den Lehrer, mich zu hören. Er thats. „Am St. Peterstage gab Durif, unser Mitschüler, uns ein Mittagsmahl. Ganz damit beschäftigt, seine Freunde zu bewirthen, konnte er nicht seinen Schulpflichten Genüge leisten, und diese rhetorische Figur quälte ihn am meisten. Ich hielt es für erlaubt und billig, ihm den Verdruß zu ersparen, und bot mich an, für ihn zu arbeiten, während er es für uns that."

Es gab zum wenigsten zwei Schuldige; der Lehrer wollte nur einen sehen, und sein Zorn fiel auf mich. Außer sich, und nicht mehr bei Sinnen vor Zorn, ließ er den Correktor holen, um mich, wie ich es verdient hätte, zu züchtigen. Auf Befehl desselben mußte ich meine Bücher zusammenpacken und das Kollegium verlassen. Nun sollte es also mit dem Studieren alle seyn und mein Schicksal eine andere Wendung nehmen. Allein das Gefühl der natürlichen Billigkeit, das im ersten Lebensalter so lebhaft und schnell ist, erlaubte meinen Mitschülern nicht, mich zu verlassen. Nein, rief die ganze Klasse, diese Bestrafung wäre ungerecht; muß er gehn, so gehn wir auch alle. Der Lehrer ward ruhiger und verzieh mir, aber im Namen der Klasse, und sich auf das Beispiel des Diktator Papirius berufend.

Das ganze Kollegium billigte seine Verzeihung, der Vorsteher ausgenommen, der es als eine Handlung der Schwäche auslegte, und behauptete, bei Rebellion müsse man nie nachgeben. Er selbst wollte ein Jahr später gegen mich diese Strenge üben, die bei ihm Maxime war, aber er erfuhr, daß man wenigstens erst gerecht seyn muß, bevor man strenge ist.

Wir hatten nur noch einen Monat Rhetorik, um dann also nicht unter seiner Gewalt mehr zu stehen, als er mich auf der Liste der Schüler fand, die er eines fälschlichen Verdachtes wegen strafen wollte, wo ich völlig unschuldig war. Im Thurme der Benediktiner, zwei Schritt vom Kollegio,

wurde die Uhr reparirt. Neugierig, den Mechanismus davon zu sehn, waren Schüler aus allen Klassen hinauf gestiegen. Sey es Ungeschicklichkeit des Uhrmachers, sey es ein mir unbekannter Zufall, die Uhr ging nicht. Dicke eiserne Räder, konnten auch eben so wenig von Knaben in Unordnung gebracht, als von Mäusen zernagt werden. Doch der Künstler klagte uns dessen an und der Vorsteher hörte ihn. Den folgenden Tag in den Abendlehrstunden ließ er mich rufen. Ich ging in sein Zimmer. Hier fand ich zehn bis zwölf Knaben, die längs der Wand hin standen, mitten darin den Corrector, und den Vorsteher, der sie nach einander durchhauen ließ. Kaum sah er mich, als er mich fragte, ob ich mit unter denen gewesen wäre, die nach der Uhr gegangen wären. Bei meinem Ja zeigte er mir mit dem Finger den Platz unter meinen Mitschuldigen, und schritt zur Bestrafung. Man glaubt es gewiß, daß ich sogleich den Entschluß faßte, zu entfliehen. Ich nahm den Augenblick wahr, wo er eines seiner Opfer festhielt, das sich unter seinen Händen sträubte, mit einemmale war die Thüre offen und ich fort. Er haschte nach mir, aber verfehlte seine Beute, und ich kam mit einem Zipfel des zerrissenen Kleides davon.

Ich floh in die Klasse, wo der Lehrer schon fort war. Mein zerrissenes Kleid, meine Unruhe, Bestürzung, oder besser, mein Unwille, waren das erste Mittel, Aufmerksamkeit zu erregen.

„Freunde, schrie ich, rettet mich, rettet Euch aus den Händen eines Barbaren, der uns verfolgt. Meine Ehre und die Eurige erfodert es, was ich Euch empfehle, und zu bedenken gebe. Es fehlte wenig, so hätte dieser Ungerechte und Grausame, der Pater Bis, Euch in mir das größte Unrecht zugefügt, indem er mich, einen Rhetoriker, mit Schlägen beschimpfen wollte. Er hat mich nicht einmal gewürdigt, mir zu sagen, warum er strafen wollte, nur aus dem Geschrei der Kinder, die er martern läßt, merkte ich, daß es wegen einer verdorbenen Uhr seyn soll, einer Anklage, deren Albernheit und Falschheit er selbst fühlt. Allein er straft gern, er sieht gern Thränen fließen ꝛc. Schuldiger und Unschuldiger ist ihm gleich, wenn er nur tyrannisiren kann. Mein Verbrechen, mein unauslöschliches Verbrechen, das er nicht verzeihen kann, ist, euch nie, ihm zu gefallen verrathen und selbst lieber seine Strenge getragen zu haben, als meinen Freunden sie fühlen zu machen. Ihr habt gesehen, welche Mühe er sich gab, seit drei Jahren aus mir einen Spion und Angeber zu machen. Ihr würdet erschrecken, über die Arbeiten, die er auf mich gehäuft hat, um mir Listen zu entreißen, die ihm täglich die Freude gemacht hätten, Euch zu quälen. Meine Standhaftigkeit überwand die seinige. Sein Haß schien sich zu besänftigen, aber er lauschte nur auf den Augenblick, wo er sich an mir rächen konnte, sich an Euch für die Treue rächen konnte, die ich gegen Euch beobachtete. Ja Freunde, wäre ich

fürchtsam oder schwach genug gewesen, ihn freie Hand an mich legen zu lassen, so wäre unsere rhetorische Klasse entehrt, entehrt für immer. Das hatte er sich gedacht. Er wollte, daß man sagte, unter seiner Präfektur und durch seine beschimpfliche Ruthe sey dieser gebeugt worden. Dem Himmel sey Dank, wir sind gerettet. Er wird ohne Zweifel kommen, von Euch meine Auslieferung zu verlangen und ich bin der Antwort, die ihr geben werdet, gewiß. Aber wenn ich so leichtsinnige Kameraden hätte, die mich nicht vertheidigten, würde ich allein ihm meine Ehre und mein Leben theuer verkaufen, und lieber frei sterben, als entehrt leben. Doch weit entfernt, dies zu denken, seh ich Euch alle auch wie mich entschlossen, nicht ein solches Joch länger zu ertragen, und um so weniger da in Monatsfrist die Rhetorik zu Ende ist. Laßt uns jetzt aufhören, um einen Monat unsere Studien zu verkürzen, darf uns keinen Seufzer kosten. Sey heute das Ende da und unsere Klasse geschlossen. Wir sind von diesem Augenblick an frei und der stolze, grausame und wilde Mann, hat ausgetobt."

Meine Rede hatte großen Unwillen rege gemacht: der Schluß aber wirkte mehr, als alles. Nie ergriff ein Vortrag die Gemüther schneller. „Geschlossen! Vakanz!" rief mir die größte Zahl entgegen. „Laßt uns alle schwören, bevor wir die Klasse verlassen, alle auf diesem Altar schwören (es war einer da) keinen Fuß wieder herein zu setzen."

Der Eid ward geleistet; ich hub wieder an. „Freunde, nicht als zügellose, oder als flüchtige Sklaven müssen wir aus dieser Klasse gehn. Der Vorsteher sage nicht, daß wir entflohen sind. Unser Abzug sey ruhig und anständig, und um ihn noch ehrenvoller zu machen, so schlage ich vor, ihn durch eine religiöse Handlung zu bezeichnen. Diese Klasse ist eine Kapelle, danken wir dem Himmel mit einem feierlichen Te Deum, daß er uns, während unserer Studien, das Wohlwollen des Kollegiums und die Achtung unserer Lehrer erwarb und erhielt.

Und in demselben Augenblick sah ich sie alle den Altar umgeben, und nach einem tiefen Schweigen stimmte Malarché, dessen Stimme an Stärke mit der der Stiere seiner Provinz um den Vorzug stritt, die Hymne an. Funfzig andere Stimmen antworteten ihm und nun denke man sich die Verwunderung einmal selbst, die dieses allgemeine und unvermuthete Concert im ganzen Kollegio machte. Unser Lehrer lief zuerst herbei, der Vorsteher kam herunter, und selbst das Oberhaupt kam bedächtig bis an die Thüre der Klasse. Diese war zu und keiner öffnete sie, als bis das Te Deum gesungen war. Nun erst, als wir uns alle in einem Halbzirkel, die Kleinen neben den Großen, geordnet hatten, ließen wir sie herein. „Was ist das für ein Lärm?“ fragte der strenge Vorsteher, zu uns in die Mitte tretend. „Das, was Sie Lärm nennen, ehrwürdiger Vater, ist nichts als ein Dank, den wir dem Himmel dafür bringen, daß

unsere ersten Studien geendigt sind, ohne Ihnen in die Hände gefallen zu seyn," sagte ich. Er drohte, unsere Familien von unserm sträflichen Aufstande zu benachrichtigen, und indem er einen drohenden und schrecklichen Blick auf mich warf, sagte er, daß ich einmal ein Rädelsführer von Rebellen werden würde. Er kannte mich schlecht, und so ist auch seine Vorhersagung nicht erfüllt worden. Das Oberhaupt wollte uns mit der größten Güte zurückführen, aber wir baten ihn, nicht gegen einen Entschluß zu seyn, den ein Eid besiegelt hätte, und unser guter Lehrer blieb allein bei uns. Ja, ein guter Lehrer. Ich bin ihm dieses Lob schuldig. War schon sein Geist weniger biegsam und sanft, als der des Pater Molosse, so war er doch diesem wenigstens an Güte gleich. Nach der Vorstellung, die man sich von dem politischen Charakter dieser so leichtsinnig verurtheilten und mit solcher Härte abgeschaften Gesellschaft gemacht hat, war kein Jesuit es im Herzen weniger, als der Pater Balme (so hieß dieser Lehrer). Sein Charakter war fest und offen. Bei ihm herrschte Unpartheiligkeit, Recht, unbestechliche Billigkeit in der Klasse, seinen Schülern bezeugte er eine zärtliche und edle Achtung, deren Verehrung und Liebe er sich ganz erworben hatte.

Trotz des strengen Wohlstandes seines Ordens ließ doch seine natürliche Offenheit Züge von Kraft und Stärke durchblicken, die ungleich besser mit dem Muthe eines Kriegers, als dem Geiste eines Religiosen vereinbar gewesen wären. Ich

erinnere mich, daß eines Tages ein Schüler, roher und bäurischer Art, ihm unverständig geantwortet hatte. Hitzig sprang er vom Stuhle auf und riß eine eichene Diele aus dem Boden. Unglücklicher, sagte er, sie auf ihn richtend, ich werde keinen in der Rhetorik hauen lassen, aber den, der es wagt, den Respekt vor mir aus den Augen zu setzen, ermorde ich." Diese Art zu tadeln gefiel uns ungemein. Wir wußten ihm den Schreck Dank, den das Prasseln der zerbrochenen Diele in uns erregt hatte, und sahen mit Vergnügen, wie der Unverständige auf seinen Knieen unter dieser Art von Keule demüthig um Gnade bat.

So war der Mann, dem ich jetzt das Vorgefallene erzählen sollte. Ich beobachtete ihn bei diesem Geschäfte und in dem Augenblicke, da ich ihm zeigte, einer seiner Schüler wäre bald gezwungen worden, sich der Geißel preis zu geben, sah ich sein Gesicht und seine Augen sich vor Unwillen entzünden; er zitterte und wollte endlich seinen Zorn hinter einem Lächeln verbergen. „Warum riefst du ihm nicht entgegen, sagte er: Sum civis Romanus?" Ich hüthete mich wohl, antwortete ich; ich hatte mit einem Verres zu thun.

Um indessen keinen Vorwurf fürchten zu dürfen, versuchte er alles, was in seiner Pflicht lag, um uns zurückzuhalten und seine Mühe war umsonst, er schätzte uns darum nicht weniger und mich liebte er noch mehr. „Mein Sohn," sagte

er leise zu mir, „du magst gehen, wohin du willst, mein Zeugniß wird dir vielleicht nützlich seyn. Es ist jetzt nicht die Zeit, es dir anzubieten, aber empfange es in einem Monat; ich gebe es dir aufrichtig und mit gutem Herzen." So endigte sich mein Kursus der Rhetorik.

Das Jahr hatte ich nun also müßige Zeit genug. Glücklicher Weise aber fand ich in meiner Stadt einen alten Landgeistlichen, einen obschon entfernten Verwandten; er verstand etwas und machte mich mit Portroyals Logik bekannt. Außerdem bemühte er sich, mich in lateinischen Sprechen zu üben, beim Spazierengehen galt nur diese Sprache, die er sehr fertig redete. Für mich war dies ein unschätzbarer Vortheil, da ich mich in der Philosophie, von der das Latein die rechte Sprache war, wie in einem Lande befand, wo ich als Bürger aufgenommen war. Doch ehe ich darüber weggehe, erlaube man mir noch einen Blick auf die verflossenen Jahre zu werfen, und von den Ferien zu sprechen, die mich in den Schooß der Meinigen zurückführten, und mir, durch die so angenehme Ruhe Entschädigung für meine Arbeiten und Verdrüßlichkeiten gaben.

Meine kurzen Weihnachtsferien verstrichen im Genusse wechselseitiger Zärtlichkeit zwischen Eltern und Kindern. Da die Jahreszeit rauh war, so war es mein liebstes Vergnügen, mich an einem guten Feuer zu sehen, denn in Mauriak war auch bei der heftigsten Kälte, wenn alles mit Eis bedeckt war und wir uns selbst, um in die Schule

zu gehen, einen Weg im Schnee bahnen mußten, doch in der Wohnung nichts, als ein paar glühende Kohlen unter dem Topfe, an denen man kaum einer nach den andern die Finger aufthauen konnte. Noch öfterer saßen unsere Wirthsleute um das Kamin und es war Gefälligkeit, wenn sie uns ans Feuer kommen ließen. Des Abends konnten unsere erstarrten Finger beim Ausarbeiten kaum die Feder halten und das Lampenlicht war der ganze Heerd, wo wir sie beweglich machen konnten. Einige meiner Mitschüler, die im Gebürge geboren, vom Frost abgehärtet ihn besser ertrugen als ich, warfen mir Weichlichkeit vor, und in einer Kammer, wo der Nordwind durch die Ritzen der Fensterscheiben pfiff, fanden sie's lächerlich, daß ich steif war; sie spaßten über mein Zittern. Ich tadelte mich selbst darüber, daß ich so frostig und schwächlich war, ich ging mit ihnen übers Eis, mitten in den Schnee, um mich an die Strenge des Winters zu gewöhnen, wenn es möglich wäre. Ich zwang die Natur, aber änderte sie nicht und lernte nicht die Kälte tragen. Wenn ich zu Hause in einem guten Bette, bei einem hübschen Feuer war, so fühlt ich mich neu belebt; es war einer meiner angenehmsten Augenblicke, eine Wonne, die mich die Weichlichkeit nie hätte empfinden lassen.

In diesen Weihnachtsferien lehrte mich meine gute Großmutter mit sehr wichtiger Miene die Geheimnisse einer Haushaltung. Sie ließ mich, wie eben so viele Schätze, die Vorräthe sehen, die sie

für den Winter zusammengehäuft hatte; ihren Speck, Schinken, Würste, Honigtöpfe, Oelkrüge; ihre Getraide- und Roggen- und Erbsen- und Bohnen-Vorräthe, ihre Rüben und Kastanienhaufen, ihre Strohbetten mit Früchten bedeckt. „Denke, mein Sohn," sagte sie, „wie gut es der Himmel mit uns gemeint hat; wie viel gute Menschen haben nicht so viel, wie wir, und wie vielen Dank sind wir ihm nicht schuldig!"

Was sie selbst anbetraf, so war wohl niemand mäßiger als sie; ihr Glück bestand nur darin, den Wohlstand im Hause herrschen zu sehn. Eine Bewirthung, die sie mit der größten Freude besorgte, war der Schmaus in der Weihnachtsnacht. Er war zwar alle Jahre, man erwartete ihn, aber hütete sich doch stets, sich den Schein dieses Erwartens zu geben; denn jedes Jahr schmeichelte sie sich, daß es eine unvermuthete Ueberraschung wäre, und man trug Sorge, ihr dieses Vergnügen zu lassen. Während alles in der Messe war, war die Krautsuppe, die Blut- und Bratwurst, das gehackte Pökelfleisch der besten Art, die Kuchen und in Schweinefett gebacknen Pfannenkuchen, alles heimlich von ihr und einer ihrer Schwestern zubereitet, und ich der einzige Vertraute ihrer Zurüstung, sagte keinem ein Wort. Nach der Messe fand man nun das hübsche Morgenbrot, man erhob die Freigebigkeit der guten Großmutter und dieser Ausdruck der Ueberraschung und der Freude war für sie reichliche Belohnung. An Königstage machte die Bohne bei uns neuen Spas

und wenn das neue Jahr kam, so war in der ganzen Familie ein Küssen und Umarmen und ein Lärm so zärtlicher Wünsche, daß es, glaube ich, unmöglich gewesen wäre, dies ungerührt mit anzusehen zu können. Man stelle sich einen Familienvater in der Mitte eines Haufens von Kindern und Weibern vor, die alle Hände und Augen zum Himmel heben, von diesem Segen auf ihn herabflehen und er ihren Wünschen nur durch Thränen der Liebe antwortet, die vielleicht das Unglück, das uns drohte, vorhersagen sollten. So waren die Scenen, die diese Ferien mir bereiteten.

Die Osterferien waren ein wenig länger, und wenn die Witterung in dieser Zeit schön war, so schaffte sie mir einige Zerstreuung. Ich habe es schon gesagt, daß in meiner Stadt die Erziehung der Knaben gut besorgt war; für die Töchter war dies ein Gegenstand der Nachahmung. Der Unterricht der Einen wirkte auf den Geist der Andern und gab ihrem Benehmen, ihrer Sprache und Sitten einen Anstrich von Feinheit, Wohlstand und Reiz, den mich nichts hat vergessen machen. Eine unschuldige Offenheit war in diesen Jugendzirkeln. Mädchen und Knaben spazierten mit einander selbst des Abends und beim Mondenschein. Ihre gewöhnliche Erhohlung war Gesang, und mir schien es, als ob diese jugendlichen Stimmen im Chore sanft zusammen stimmten und liebliche Concerte machten. Frühzeitig genug ließ man mich bei dieser Gesellschaft zu, doch bis zum funfzehnten Jahre machte sie auf meine Liebe zu den

Wissenschaften und der Einsamkeit keinen Eindruck. Ich war nie vergnügter, als wenn ich im Bienengarten von St. Thomas einen schönen Tag damit zubrachte, Virgils Verse über den Fleiß und die Einrichtung der arbeitsamen Republiken zu lesen, die eine meiner Tanten so blühend machte, deren Arbeiten und Sitten sie noch besser als Virgil beobachtete, von denen sie mich noch besser als er unterrichtet hatte, da sie mich mit eignen Augen den bewundernswürdigen Instinkt, die Züge von Einsicht und Klugheit sehen ließ, die dem göttlichen Dichter entgangen waren und mich entzückten. Vielleicht war in der Liebe meiner Tante zu ihren Bienen einige Täuschung, wie es bei jeder Vorliebe der Fall ist; die Theilnahme an den jungen Bienenschwärmen glich sehr der Liebe einer Mutter zu ihren Kindern. Aber ich muß sagen, daß sie von diesen Thierchen eben so sehr geliebt zu seyn schien, als sie dieselben liebte. Ich selbst glaubte sie um sie herumschwärmen zu sehen, sie zu kennen, zu hören, ihrer Stimme zu gehorchen. Sie hatten keinen Stachel für ihre wohlthuende Gebieterin, und wenn bei Regen oder Sturm sie dieselben aufnahm, abtrocknete, mit ihrem Athem und ihren Händen sie erwärmte, man hätte sagen sollen, sie belebte, so bezeugten sie durch sanftes Murmeln ihre Erkenntlichkeit. Es entstand kein Aufruhr im Stocke, wenn ihre Freundin ihn durchsuchte. Sah sie sie weniger fleissig als gewöhnlich, krank oder schwach, wegen Alter oder Anstrengung, so tröpfelte sie ein wenig Wein auf den

Boden, um ihnen Gesundheit und Kraft wieder zu geben, so schien dasselbe sanfte Gemurmel ihr ebenfalls zu danken. Sie hatte ihr Gebiet mit Fruchtbäumen umgeben, die im Frühling blühen, einen kleinen Bach auf einem Kieselboden mit klarem Wasser hergeleitet, an dessen Ufern der Thymian, Lavendelkraut, Maioran und überhaupt Kräuter, deren Blühten für sie anlockend sind, die Erstlinge der schönen Jahrszeit anboten. Wenn auf dem Gebirge alles blühte, und dessen gewürzhafte Pflanzen ihre Wohlgerüche verbreiteten, so flogen unsere Bienen, nicht mehr mit der Beute ihres kleinen Gartens zufrieden, den größern Schätzen zu, und wenn nun die Tante sie mit dem vielfarbigen Blumenstaube, wie von Azur und Gold geschmückt, zurückkommen sahe, so nannte sie mir dann die Blumen, die diese Beute hergaben.

Was so unter meinen Augen vorgieng, meine Tante mir erzählte und ich in meinem Virgil las, flößte mir für dies kleine Völkchen ein so lebhaftes Interesse ein, daß ich mich bei ihm ganz vergaß und mich nie ohne schmerzliches Bedauren von ihm entfernte. Ich habe seitdem auch noch jetzt so eine Vorliebe für die Bienen, daß ich nie ohne Schmerz an den grausamen Gebrauch einiger Länder denken kann, die Bienen zu tödten, indem man ihren Honig sammelt. War der Korb voll, alsdann war es bei uns Erleichterung, ihnen das Ueberflüssige zu nehmen, allein wir ließen ihnen reichlich so viel, als für sie bis zum nächsten

Frühling nöthig war, und man wußte, ohne eine zu beschädigen, den ihr Bedürfniß übersteigenden Honig zu rauben.

In den langen Ferien zu Ende des Jahres, wo alle meine Schulverbindlichkeiten erfüllt waren, hatte ich noch Zeit für Gesellschaft übrig, und ich gestehe, daß jedes Jahr mir die der jungen Leute mehr gefiel, nur wie gesagt, erst nach dem funfzehnten Jahre war dies der Fall. Die Verbindungen, die man hier einging, machte keine Familie unruhig. Es war so wenig Ungleichheit des Standes und Vermögens, das Väter und Mütter fast stets mit den Kindern einstimmig dachten und selten eine Hochzeit die Liebe vernichten machte. Indessen, was meinen Kameraden gefahrlos war, hatte für mich den Nachtheil, meinen Eifer zu ersticken und die Frucht meiner Arbeiten zu vernichten.

Ich sah, wie Herzen sich wählten und verbanden. Das Beispiel machte mich auch begierig. Eine unsrer jungen Gesellschafterinnen, die reizendste nach meiner Ansicht, schien mir noch frei und wie ich nichts, als den unbestimmten Wunsch, zu gefallen, zu haben. In ihrem frischen Wesen war nicht jener sanfte, zarte Glanz, den man der Schönheit giebt, wenn man sie mit der Rose vergleicht, die Röthe, Weiche und Rundung des Pfirsichs möchte ihrem Bilde am nächsten kommen. Ein so hübscher Mund, wie ihrer, mußte der nicht von Geiste zeigen? Ihr Auge, ihr Lächeln wenigstens würden ihr in ihren unbedeutendsten Reden

gezeigt haben. Auf ihren Lippen schien mir der gute Morgen und Abend schon zart und fein gesagt. Sie konnte ein oder zwei Jahr älter seyn als ich, und diese Ungleichheit des Alters machte sie, mit einem Anstriche von Verstand und Klugheit, mir nur noch wichtiger und meine wachsende Liebe furchtsam. Doch nach und nach sah ich, bei den Versuchen, ihr meine Bemühungen angenehm zu machen, daß sie dafür empfänglich war, und sobald ich glaubte, geliebt zu werden, ward ich erst recht verliebt. Ich entdeckte mich ohne Umschweife und eben so erwiederte sie, daß ihre Neigung mit meiner gleich sey. „Aber weißt du wohl," sagte sie, „daß man, um sich zu lieben, wenigstens muß hoffen können, sich zu heirathen? und wie können wir das in unserm Alter hoffen? Du bist kaum funfzehn Jahre alt, und wirst fortstudieren." — „Ja, sagte ich, das ist mein Entschluß und meiner Mutter Wille." „Gut, da bist du fünf Jahre weg, ehe du etwas bist, und ich bin über zwanzig, bevor wir wissen, was aus dir wird." — „Ach es ist freilich wahr, daß ich nicht wissen kann, was ich werde. Doch schwöre mir wenigstens, dich nie zu verheirathen, ohne meine Mutter um Rath zu bitten, und sie zu fragen, ob ich nicht einige Hoffnung für dich habe?" Sie versprach es mit einem bezaubernden Lächeln, und die ganze Zeit dieser Ferien über überließen wir uns, in aller Unschuld und Ungezwungenheit dieses Alters, dem Vergnügen uns zu lieben. Unsere Spaziergänge, unsere besten

Unterhaltungen drehten sich um die Möglichkeit herum, in der Folge Umstände und Glück unsern Wünschen günstig zu machen. Doch diese süßen Täuschungen kamen wie Träume um, eine zernichtete die andere. Wir freuten uns einen Augenblick, um dann zu weinen, wie Kinder, denen ein Windstoß ihr Kartenhaus einreißt.

Während einer dieser Unterhaltungen saßen wir am Abhange der Wiese, am Ufer des Flusses und ein unvorhergesehener Zufall hätte mir das Leben rauben können. Meine Mutter war von meinen steten Besuchen bei diesem Mädchen unterrichtet. Sie ward unruhig und fürchtete meine Liebe zum Studieren könne erkalten. Die Tanten merkten, daß sie Kummer habe, und drangen so lange in sie, bis sie die Ursache wußten. Jetzt sagten die guten Weiber alles Unglück voraus und erbitterten sie gegen das unschuldige Mädchen, das sie der Koquetterie beschuldigten, dem sie ein Verbrechen daraus machten, in meinen Augen liebenswürdig zu seyn. Eines Tages fragt meine Mutter nach mir, die eine schleicht sich fort, findet mich auf der Wiese allein mit dem Gegenstande ihres Aergers und überhäuft das liebenswürdige Mädchen mit den ungerechtesten Vorwürfen, wobei sie nicht einmal die Wörter Unanständigkeit und Verführung spart. Nun geht sie fort, und läßt mich wüthend, meine Geliebte trostlos, schluchzend und weinend zurück. Man urtheile, welchen Eindruck ihr Schmerz auf mich machen mußte. Vergebens bat ich sie um Verzeihung, vergebens warf ich

mich auf die Knie, bat sie, die Beschimpfung zu verachten, zu vergessen. „Ich Unglückliche, rief sie aus, ich bin es, die man anklagt, dich verführt und unordentlich gemacht zu haben. Fliehe und sieh mich nie wieder, nein, ich mag dich nie wieder sehen." Mit diesen Worten eilte sie fort, und verbot mir, nachzufolgen.

Ich ging nach Hause, außer mir, und ganz gedankenlos. Glücklicherweise war mein Vater nicht da und nur meine Mutter war Zeuge meines Wahnsinnes. Als ich so hereintrat und ins Zimmer hinaufstieg, erschrack sie, sie folgte; ich hatte abgeschlossen. Ich sollte öffnen. „Mutter, rief ich, in welchem Zustande bin ich! Verzeihung! Ich bin in Verzweiflung! Ich kenne mich nicht mehr; ich kann mich kaum halten. Erspare mir die Schande, vor dir so zu erscheinen!" Meine Stirne war von der Mauer zerstoßen, gegen die ich mit dem Kopf gerennt war. Was ist der Zorn für eine Leidenschaft! Ich erfuhr zum erstenmale seine Heftigkeit und Gewalt. Meine Mutter, selbst außer sich, drückte mich in ihre Arme, netzte mich mit Thränen, schrie so arg, daß alle Weiber im Hause, eine ausgenommen, zusammenliefen, und diese, die nicht zu kommen wagte, und ihren Fehler bekannte, riß sich die Haare über das Unglück aus, das sie veranlaßt hatte.

Die Angst, die Thränen, die ich rings um mich herum fließen sah, dies zärtliche und bange Seufzen, das ich hörte, erweichte mein Herz und schwächte meinen Zorn. Doch war ich in Gefahr

zu ersticken; meine Adern waren aufgeschwollen, man mußte mir zur Ader lassen. Meine Mutter zitterte für mein Leben, ihre Mutter sagte ihr leise während des Blutlassens, was geschehen sey, denn umsonst hatte sie mich darum gefragt, die einzigen Worte, die ich hatte sagen können, waren nur gewesen: Es ist schrecklich, barbarisch! Mehr davon zu reden, war mir zu empörend. Als mich die Aderlaß besänftigt und ein wenig Ruhe meine Wuth in Schmerz verwandelt hatte, unterrichtete ich meine Mutter treu und einfach von meiner Liebe, von der vernünftigen und geraden Art, wie sie war erwiedert worden, und endlich von dem Versprechen, das mir meine Geliebte gern gegeben hätte, nie ohne Zustimmung meiner Mutter zu heirathen. „Welcher Schlag für sie, fuhr ich fort, nach diesem allen, welcher Schmerz für mich, welch ein ungerechter und durchbohrender Vorwurf, den sie meinetwegen hat erfahren müssen! Diese Beschimpfung, Mutter, kann Niemand wieder gut machen. — Ach ich bin die Ursache davon! rief sie weinend aus. Meine Unruhe über dies Bündniß hat die Köpfe der Tanten in Bewegung gesetzt. Verzeihst du ihnen nicht, so kannst du auch deiner Mutter nicht verzeihen." Ihre Arme umschlossen mich bei diesen Worten und drückten mich an ihren Busen.

Ihr zu gehorchen, legte ich mich nieder. Das Wallen meines Blutes war zwar geringer geworden, hatte aber noch nicht aufgehört; alle Muskeln waren in Spannung und das Bild dieses

reizenden und unglücklichen Mädchens, das ich untröstlich glaubte, schwebte mir mit den lebhaftesten und durchdringendsten Zügen des Schmerzes vor. Meine Mutter sah diese Vorstellung bei mir herrschen. Mein Herz, noch mehr als das Gehirn aufgeregt, erhielt mein Blut und die Lebensgeister in einer Wallung, wie sie beim hitzigen Fieber ist. Der Arzt, der die Ursache davon nicht wußte, sagte eine Krankheit voraus und sprach davon, dieser durch eine zweite Aderlaß zuvorzukommen. „Glauben Sie, daß dazu noch heute Abend Zeit ist?" fragte ihn meine Mutter. Er meinte es. — „So kommen Sie auf den Abend wieder, bis dahin will ich ihn pflegen."

Meine Mutter bat mich, ein wenig zu ruhen und ließ mich allein. Eine Viertelstunde darauf kam sie wieder, begleitet — von wem? — Ihr, die ihr die Natur kennt, werdet es errathen. „Retten Sie meinen Sohn, geben Sie mir ihn wieder!" sagte sie zu meiner jungen Gebieterin und führte sie an mein Bette. Er glaubt sie beleidigt; sagen Sie ihm, daß Sie es nicht mehr sind, daß man Sie um Verzeihung gebeten hat, und daß Sie verziehen haben." — Ja, erwiederte das reizende Mädchen, ich habe deiner würdigen Mutter nur Dank zu sagen. Ihre Güte, mit welcher sie mich überhäuft, läßt mich jede Art von Unannehmlichkeiten vergessen." „Ach ich, rief ich aus, muß für diesen Beweis ihrer Liebe danken, ich bin es, dem sie das Leben wieder giebt." Meine Mutter ließ sie aufs Bett setzen, deren Blick und Stimme

in meiner Seele eine so reine und angenehme Ruhe verbreiteten. Sie war so gefällig, in unsere Träumereien einzugehn, und empfahl uns beiden Klugheit und Tugend. Wer weiß, sagte sie, was der Himmel Euch bestimmt hat. Er ist gerecht. Ihr seyd beyde von gutem Herkommen, und die Liebe selbst macht Euch des Glückes noch würdiger. Das sind doch, meinte Mademoiselle B**, Worte, die Dich trösten und beruhigen können! Ich bin, wie Du siehst, nicht mehr böse, und habe keinen Groll im Herzen. Die von Deinen Tanten, deren Hitze mich kränkte, hat mir ihren Schmerz darüber bezeigt; und Du, der Du so gut bist, willst sie nicht umarmen?" — „Ja von Herzen!" antwortete ich, und im Augenblick netzte die gute Tante mein Bett mit ihren Thränen. Am Abend fand der Arzt meinen Puls noch etwas unruhig, aber regelmäßig.

Mein Vater kam so eben von einer nach Clermont gemachten Reise zurück, und kündigte uns an, daß er mich dahin führen werde, nicht, wie es meine Mutter gewünscht haben würde, um dort meine Studien und den philosophischen Kursus fortzusetzen, sondern um den Handel zu lernen. „Es ist, sagte er zu ihr, nun genug studiert und Latein gelernt, und es wird Zeit, auf einen soliden Zustand für ihn zu denken. Ich habe eine Stelle bei einem reichen Kaufmann für ihn, dessen Komtoir nun seine Schule seyn wird." Meine Mutter bestritt diesen Entschluß mit aller Macht ihrer Liebe, ihres Schmerzes und ihrer Thränen;

ich sah, wie sie meinen Vater kränkte, ohne ihn von seinem Entschluß abzubringen und machte sie nachgiebig. „Lassen Sie mich nur nach Clermont gehn, sagte ich zu ihr, ich werde Sie hier schon zufrieden zu stellen wissen.

Hätte ich nur meiner neuen Leidenschaft gefolgt, ich würde nicht meinem Vater beigestanden haben, der Handel konnte mir in wenig Jahren ein hinlänglich glückliches Loos verschaffen. Aber weder meine Lust zum Studieren, noch der Wille meiner Mutter, der doch, so lange sie lebte, mein erstes Gesetz war, erlaubte mir, den Rath, den mir die Liebe gab, anzunehmen. Ich reiste nun mit dem Vorsatz fort, früh und Abends anderthalb Stunden in die Klasse zu gehen, und meinem Herrn zuversichern, daß der ganze übrige Tag ihm gewidmet seyn sollte. So schmeichelte ich mir, werde er es zufrieden seyn. Allein er wollte von dieser Verbindlichkeit nichts hören, und ich mußte zwischen Handel und Studieren wählen. „Wie, sagt ich, acht Stunden tägliche anhaltende Arbeit auf ihrem Komtoir sind Ihnen nicht genug? Was verlangten Sie denn von einem Sklaven." Er meinte, daß es von mir abhänge, anderwärts freier zu seyn. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und nahm noch den Augenblick Abschied von ihm.

Mein ganzer Reichthum bestand in zwei Thalern, die mir mein Vater zum Taschengelde gegeben, und in einiger kleinen Münze, die mir meine Großmutter beim Abschied in die Hand

gedrückt hatte. Allein der Mangel, dem ich entgegen ging, war die geringste meiner Sorgen. Ich verließ den Stand, den mir mein Vater bestimmt hatte, ich ging wider seinen Willen; ich schien ihm den Gehorsam zu versagen; wie sollte er mir verzeihen? Konnte er mich zu meiner Pflicht zurückführen? Und wenn er mich selbst in der Hitze gehen ließ, wie bitter würde er es dann meiner Mutter vorwerfen, mich zu diesem Fehltritte verleitet zu haben? Der bloße Gedanke des Kummers, den ich meiner Mutter verursachen würde, war für mich Bestrafung. Unruhig, bekümmert ging ich in eine Kirche, und fing an zu beten, die letzte Zuflucht der Unglücklichen. Hier kam mir, wie von oben herab, ein Gedanke ein, der mir auf einmal die Aussicht in mein Leben und den Traum der Zukunft veränderte.

Mit mir selbst ausgesöhnt, hoffte ich es auch mit meinem Vater durch das Heilige des Beweggrundes zu werden, den ich ihm vorzulegen hatte. Ich suchte mir einen Aufenthalt und miethete zu dem Ende neben dem Kollegium eine luftige Wohnung, wo alle Möbeln ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl waren. Das Ganze kostete zehn Sols die Woche und war freilich nicht mehr im Stande lange vermiethet zu werden. Ich fügte noch ein Einsiedlerküchengeschirr dazu und versorgte mich mit Brot, klarem Wasser und trocknen Pflaumen.

Als ich in Ordnung war und ein kleines Abendbrot zu mir genommen hatte, legte ich mich nieder und schlief ein wenig. Am Morgen schrieb

ich zwei Briefe, einen an meine Mutter, wo ich ihr die grausame Verweigerung aus einander setzte, die ich bei diesem unbeugsamen Kaufmann erfahren hatte, den andern an meinen Vater, wo ich Religion und Natur reden ließ. Ich bat ihn mit Thränen, sich nicht meinem Entschluß zu widersetzen, mich dem Altar zu weihn. Die Empfindung, die ich von diesem heiligen Rufe zu haben wähnte, war in der That so rein, und mein Glaube an die Plane und Leitung der Vorsehung damals so lebhaft, daß ich meinem Vater die Hoffnung fast als gewiß zu erkennen gab, in Zukunft ihm nun wohl keinen Aufwand mehr zu verursachen, und um meine Studien fortzusetzen, verlangte ich nichts als seine Einwilligung und seinen Segen.

Mein Brief war ein Text für die Beredtsamkeit meiner Mutter. Sie glaubte meinen Weg von Engeln bezeichnet und so vom Lichte glänzend zu sehn, wie die Leiter Jakobs. Mein Vater besaß bei weniger Schwachheit nicht weniger Frömmigkeit. Er gab nach und erlaubte der Mutter, seine Einwilligung in meinen heiligen Vorsatz zu melden. Zu gleicher Zeit ließ er mir einige Geldunterstützung zufließen, von der ich aber wenig Gebrauch machte, und bald war ich im Stande, sie ihm so wieder zu geben, wie ich sie empfangen hatte.

Ich hatte gehört, daß das Kollegium von Clermont viel ansehnlicher, als das zu Mauriak, die Lehrer durch Repetenten unterstützen ließ. Auf dieses Amt gründete ich meinen Unterhalt. Um

aber dazu zu gelangen, mußte ich mir schnell im Kollegio einen Namen zu machen und troz meines funfzehnjährigen Alters das Zutrauen der Lehrer mit großer Anstrengung zu erhalten wissen.

Ich habe vergessen zu sagen, daß ich nach geendigtem Unterrichte in Mauriak mir ein Zeugniß von meinem Lehrer der Rhetorik gehohlt hatte. Ich bekam das beste, was er geben konnte. Ich umarmte ihn und dankte ihm zärtlichst, als mich noch mit nassen Augen der Vorsteher im Gange fand, der mich so hart behandelt hatte. „Er hier, sagte er, wo kommt Er her?" „Ich komme vom Pater Balme, um meinen Abschied zu nehmen." — „Gewiß hat er Ihm ein günstiges Zeugniß gegeben." — „Ja, Herr Pater, ein sehr günstiges, und ich bin dafür sehr viel Dank schuldig." — „Und Er fodert keines von mir? Er glaubt das meinige nicht nöthig zu haben?" — „Ach, Herr Pater, ich wäre sehr glücklich, wenn ich es erhielt, aber ich wage es nicht zu hoffen." — „Komm Er in mein Zimmer. Ich will ihn sehen lassen, daß Er mich nicht gekannt hat." — Ich folgte; er schrieb mir eins, das mich viel mehr noch lobte, als das meines Lehrers.

„Les' Er, sagte er, und gab es mir, bevor er siegelte; ist er nicht damit zufrieden, so will ich ein noch besseres ausstellen." Ich ward während des Lesens verwirrt und stand vor dem Pater Bis, wie Cinna vor dem August. Alle die gehäßigen Namen, die ich ihm gegeben hatte, schienen mir in Gedanken eben so viele

verschwärzende Beleidigungen zu seyn. Je groß-müthiger er war, je beschämter und gedemüthig-ter fühlte ich mich vor ihm. Endlich wagte es mein von Thränen feuchtes Auge auf das Seinige zu blicken. Ich sah, daß ihn meine Reue rührte. „So verzeihen Sie mir, Herr Pater, rief ich feu-rig aus, und warf mich in seine Arme. „Ich weiß es wohl, daß Scenen, die den Einzelnen angehen, auch nur für diesen ein besonderes In-teresse haben, allein ich irre mich oder diese muß auch für Gleichgültige anziehend seyn.

Mit diesen Zeugnissen versehen, hätte ich mich sie nur dem Vorsteher des Kollegiums zu Clermont zeigen dürfen, um sogleich und ohne Examen in die philosophische Klasse gesetzt zu werden. Aber das war es nicht, was ich wollte. Ein Lob in Worten, und wenn es das übertriebenste ist, macht doch nur oberflächlichen Eindruck, und ich mußte etwas auffallenderes, stärker wirkendes aufbieten. Ich dachte auf eine Prüfung.

Ich wendete mich an den Vorsteher, und ohne ihm zu sagen, wo ich herkäme, bat ich um seine Einwilligung, in die philosophische Klasse zu kom-men. „Wo seyd Ihr her?" — „Von Bort, Hr. Pater." — „Und wo habt Ihr studiert?" — Hier erlaubte ich mir ein wenig auszubeugen. „Ich hatte einen Landpfarrer zum Lehrer." Seine Augenbraunen und Lippen ließen ein verächtliches Lächeln blicken. Er schlug ein Heft von Aufgaben auf und gab mir eine, die ohne alle Schwierigkeit war. Ich schrieb sie gleich

hin, und zwar mit ziemlicher Eleganz. „Und Ihr habt, sagte er beim Lesen, einen Landpfarrer zum Lehrer gehabt?" — „Ja, Herr Pater!" „Diesen Abend sollt Ihr übersetzen." — Der Zufall fügte es, daß es ein Theil von einer Rede des Cicero's war, die ich aus der Rhetorik kannte. So war es ohne Mühe und eben so geschwind, als die Aufgabe früh gemacht. „Also bei einem Landpfarrer habt Ihr studiert?" sagte er wieder, indem er die Uebersetzung las. — „Sie werden es wohl sehen." — „Um es noch besser zu sehen, will ich Euch morgen in einer Amplifikation prüfen." — In diesem fortgesetzten Examen glaubte ich eine mir günstige Neugierde wahrzunehmen. Der Gegenstand, den er mir aufgab, war nicht weniger anreizend. Es waren die Klagen und der Abschied eines Schülers, der seine Eltern verläßt, um in's Kollegium zu gehen. Was stimmte mehr mit meiner Lage und meinen Empfindungen überein! Ich würde noch die Worte sagen können, die ich den Empfindungen des Sohnes und der Mutter lieh. Sie, die mir die Natur diktirte, deren schmucklose Beredtsamkeit keine Kunst nachbildet, wurden von meinen Thränen benetzt, und der Vorsteher bemerkte es. Was ihn indessen am meisten in Verwunderung setzte, (weil die Wahrheit selbst hier der Erfindung glich) war die Stelle, wo ich, mich über mich selbst erhebend, den jungen Menschen zu seinem Vater von dem Muthe sprechen ließ, den er empfänd, einst durch angestrengten Fleiß und Geschicklichkeit der Trost,

die Stütze und die Ehre seines Alters zu werden, und seinen übrigen Kindern das wieder zu erstatten, was seine Erziehung gekostet hätte. — „Und Ihr habt bei einem Landpfarrer studiert!" rief der Jesuit noch stärker. — Diesmal schwieg ich und schlug nur die Augen nieder. — „Und Verse hat Euch Euer Landpfarrer wohl auch machen gelehrt?" — Ich meinte, daß ich davon zwar einige Kenntniß erlangt, aber wenig Uebung gehabt hätte. — „Das möcht ich gern wissen," sagte er lächelnd, „kommt heute Abend vor die Klasse." — Der Gegenstand war der Unterschied zwischen Lüge und Täuschung. Gerade eine Entschuldigung, die er mir vielleicht mit Fleiß darbot.

Ich legte es darauf an, in der Täuschung nichts sehen zu lassen, als einen bloßen Scherz oder ein unschuldiges Kunststück, eine sinnreiche Art zu vergnügen, und manchmal selbst die Kunst, die Wahrheit zu verschönern, sie liebenswürdiger, rührender und anziehender zu machen, wenn man ihr diesen durchsichtigen und mit Blumen geschmückten Schleier giebt. Bei der Lüge konnte ich leicht das Niedrige der Seele die an ihrem Gefühl, ihrer Gesinnung zum Verräther wird, die Unverschämtheit eines Betrügers darstellen, der um zu betrügen, die Wahrheit entstellt, verändert, dessen Sprache den Charakter der List und Bosheit, des Betrugs und der Schwärze trägt.

„Jetzt sagt mir, fing der feine Jesuit wieder

an, ob das Täuschung oder Lüge ist, da Ihr mir sagt, ein Landprediger sey Euer Lehrer gewesen; denn ich bin überzeugt, daß Ihr bei uns in Mauriak studiert habt." — „Obgleich das Eine und das Andere wahr ist," war meine Antwort, so gäbe ich doch die Lüge zu, hätte ich die Absicht gehabt, Sie zu betrügen. Ich schob das auf, was Sie nun selbst wissen, ohne Sie irre führen, oder irrig bleiben lassen zu wollen. Es war nöthig, Ihnen besser, als durch Zeugnisse bekannt zu werden. Ich kann Ihnen die besten aufzeigen und hier sind sie. Aber auf sie hin, ohne Examen, würden Sie mir meine erste Bitte nur bewilligt haben, und ich habe doch eine viel bedeutendere an Sie. Während des Studierens muß ich selbst unterrichten und Sie um die Güte ersuchen, mir durch Schüler zu meinem Unterhalte behülflich zu seyn. Meine Familie ist arm und zahlreich; ich habe ihr schon zu viel gekostet und wünsche ihr nicht mehr zur Last zu seyn. Mit dem Vorsatze, sie zu unterstützen, bitte ich Sie um das, was jedem Unglücklichen zu bitten freisteht, um Arbeit und Brot." „Ei mein Sohn," sagte er, „wie ist in Eurem Alter Aufmerksamkeit, Gehorsam, Achtung unter Eures Gleichen zu erwerben? Kaum seyd Ihr funfzehn Jahr." — „Wahr, Herr Pater, allein rechnen Sie denn das Unglück und seinen Einfluß für nichts? Glauben Sie nicht, daß es für die Vernunft mehr Achtung einflößt und das Alter beschleunigt? Prüfen Sie

meinen Charakter und Sie finden ihn vielleicht ernsthaft genug, um meine funfzehn Jahr vergessen zu machen." — „Ich will sehen, darüber nachdenken." — „Nein Herr Pater, nichts vom Nachdenken! Sie müssen jetzt mich unter die Repetenten des Kollegiums aufnehmen und mir Schüler zuweisen. Die Klasse kommt nicht in Betracht; sie werden Ihre Schuldigkeit thun, ich wage es dafür zu haften, und Sie mit mir zufrieden seyn." — Er versprach es mir; obschon etwas schwankend, und mit einem Billet von seiner Hand ging ich die Logik zu studieren.

Den folgenden Morgen glaubte ich zu bemerken, daß der Professor, einige Notiz von mir eingezogen habe. Portroyals Logik, die Gewohnheit mit meinem Landpfarrer Lateinisch zu sprechen, gaben mir über meine Mitschüler ein bedeutendes Uebergewicht. Ich bemühte mich zu zeigen, und vernachläßigte nichts, um bemerkt zu werden. Indessen es vergingen Wochen und der Vorsteher benachrichtigte mich von nichts. Um nicht zudringlich zu scheinen, wartete ich. Begegnete ich ihm manchmal allein auf seinem Wege, so grüßte ich ihn mit einem bittenden Blicke, allein kaum ward ich bemerkt. Es schien, als stelle er sich mich zu übersehen, weil er mir nichts Angenehmes zu verkündigen habe. Ich ging dann traurig in mein Zimmerchen, das fast die Wolken berührte, überließ mich meinen Betrachtungen, verzehrte weinend meine Einsiedlerkost, noch glücklich gutes Brot zu haben.

Ein gutes kleines Weibchen, Madame Clement, die unter mir wohnte, und eine Küche besaß, war neugierig zu wissen, wo meine wäre. Sie besuchte mich eines Morgens. „Ich höre Sie um die Essensstunde immer heraufgehen, sagte sie, Sie sind allein, ohne Feuer, niemand sorgt für Sie, nehmen Sie es nicht übel, allein ich bin über Ihre Lage unruhig.“ Ich bekannte, daß ich mich jetzt eben nicht in einer Lage nach meinem Wunsche befände, setzte aber hinzu, daß ich sehr bald vollauf haben würde; die Herren Jesuiten wollten sich meiner annehmen.“ — Ach, meinte sie, mit Ihren Herren Jesuiten, die haben wohl andere Dinge im Kopfe. Sie werden Sie mit Versprechungen einschläfern und verhungern lassen. Warum gehen Sie denn nicht nach Riom, zu den Vätern des Predigerkollegiums? Die werden Ihnen vielleicht weniger schöne Worte sagen, aber mehr für Sie thun, als sie versprochen haben.“ Ich darf es kaum erinnern, daß ich mit einer Jansenistin sprach. Dankbar für die Theilnahme, die sie für mich hatte, schien ich geneigt, ihrem Rathe zu folgen, und bat sie um einige nähere Belehrung. „Es sind gute Leute, diese Väter, die die Jesuiten verabscheuen und gern vernichten möchten. Jetzt ists Zeit zum Mittagsessen; nehmen Sie bei mir mit einer Suppe vorlieb; ich will Ihnen da mehr sagen.“ — Ich folgte ihrer Einladung, und so einfach auch das Mahl war, so hatte ich doch nie in meinem Leben besser gespeist. Zwei oder drei Gläser Wein, die ich trinken mußte,

belebten vollends alle meine Geister wieder. Ich lernte in einer Stunde alles, was ich von der Feindschaft der Jesuiten und dem wechselseitigen Hasse dieser beiden Orden zu wissen brauchte. Meine Nachbarin setzte noch hinzu, daß es mir, wenn ich nach Riom ginge, an Empfehlungsschreiben nicht fehlen sollte. Ich dankte ihr für dies Versprechen ihrer guten Dienste, und muthig durch ihren Plan und meine Hoffnungen, ging ich zum Vorsteher. Es war heute ein Feiertag für die Klassen. Er schien durch meinem Besuch überrascht und fragte kalt, was mich zu ihm zu kommen nöthige. Diese Aufnahme überredete mich nun vollends von dem, was mir meine Nachbarin gesagt hatte. „Ich komme, antwortete ich, mich Ihnen zu empfehlen." — „Ihr wollt fortgehen?" — „Ja Herr Pater, ich gehe nach Riom, wo mir die Herren Väter in ihrem Kollegio so viel Schüler geben werden, als ich verlange." — „Wie, mein Sohn, Ihr, uns verlassen! Ihr in unsern Schulen erzogen, wolltet ein Ueberläufer davon werden!" — „Ach es geschieht ungern, aber Sie können nichts für mich thun, und diese guten Väter" — „Ach diese guten Väter besitzen nur zu sehr die Kunst, junge Leute, die so leichtgläubig sind, wie Ihr, an sich zu locken. Aber glaubt mir, mein Sohn, sie haben weder das Zutrauen, noch die Macht, die wir besitzen." — So bieten Sie die Macht auf, mir Arbeit zu verschaffen, um zu leben." — „Ja, ich denke daran, ich gebe mir Mühe, und will bis dahin selbst

für Eure Bedürfnisse sorgen." — „Was nennen Sie, für diese sorgen? Wissen Sie, daß meine Mutter sich eher alles abdarben würde, ehe sie zugäbe, daß ein Fremder mich unterstützte. Ich will keine Unterstützung, nicht einmal von meiner Familie mehr, von der Frucht meiner Arbeit will ich leben. Geben Sie mir dazu die Mittel, oder ich suche sie anderwärts." — „Nein, nein, Ihr sollt nicht gehn, ich verbiete es Euch. Folgt mir. Euer Professor hat für Euch Hochachtung. Wir wollen ihn zusammen besuchen." — Und sogleich führte er mich zu ihm. „Wissen Sie, sagte er, Herr Pater, was mit diesem Knaben werden soll? Man ruft ihn nach Riom. Der Predigerorden, der gefährliche, will sich einen Proselyten aus ihm machen. Er geht ins Verderben, und wir müssen ihn retten." — Mein Professor gerieth in noch ärgeres Feuer, als der Vorsteher selbst. Einer um den andern erzählte den Lehrern in dem Kloster Wunderdinge von mir und nun war mein Glück gemacht; ich hatte eine Schule; monatlich zwölf Schüler, jeden zu vier Franken, setzten mich in einen Wohlstand, der alle meine Bedürfnisse überstieg. Ich wohnte und aß gut, zu Ostern konnte ich mich abbémäßig anständig kleiden, wonach ich so sehr gestrebt hatte, um meinen Vater von der Gewißheit meines Berufs noch mehr zu überzeugen, theils um im Kollegio eine ernste Erscheinung zu machen.

Als ich meine bisherige Wohnung verließ, war meine Nachbarin, der ich alles erzählte, was

man für mich that, nicht so zufrieden, als ich es gern gesehen hätte. Ach meinte sie, ich hätte es doch viel lieber gesehen, wenn Sie nach Riom gegangen wären. Da treibt man doch gute und heilige Studien." Ich bat sie, mir ihr Wohlwollen für den Fall der Noth aufzubewahren, und selbst im Wohlstande besuchte ich sie manchmal noch.

Meine geistliche Kleidung, die Sorge, die mir dadurch erwuchs, mit Anstand zu erscheinen, und am meisten der alte Wunsch, den Amalvy's Beyspiel in meiner Seele zurückgelassen hatte, persönliche Achtung zu gewinnen, hatte für mich sehr gute Folgen; besonders war ich streng und zurückhaltend in meinen kollegialischen Verbindungen.. Ich eilte nicht, Freunde aufzusuchen, und sah nur wenige als solche an. Wir waren bei unsern Vergnügungen, d. h. beim Spaziergängen, unsrer Viere, und immer dieselben. Auf gemeinschaftliche und geringe Kosten hatten wir bei einem alten Buchhändler auf unsere Lektüre abonnirt, und da gute Bücher, dem Himmel sey Dank, am ersten zu haben sind, so lasen wir immer nur vortreffliche. Die großen Redner und Dichter, die besten Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts und einige des gegenwärtigen gingen, denn der Buchhändler hatte nur wenige davon, aus einer Hand in die andere, und auf unsern Spaziergängen erzählte dann jeder, was er gefunden hatte, und unsere Unterhaltungen bestanden fast immer in Mittheilung unserer Lektüre. Auf einem dieser Spaziergänge nach

Beauregard, einem Lusthause des Bischoffs, hatten wir das Glück den ehrwürdigen Massillon zu sehen. Die gütevolle Aufnahme, die wir bei diesem berühmten Greise fanden, der lebhafte, sanfte Eindruck, den er auf mich machte, sein Blick, der Ton seiner Stimme, ist eine der angenehmsten Erinnerungen aus meinem Jugendalter.

In diesem Alter, wo Geist und Herz so schnell mit einander handeln, wo Gedanke und Empfindung so geschwind einander wechselseitig bestimmen, ist es wohl jedem begegnet, daß er beim Anblick eines großen Mannes die Züge des Charakters oder seines Genies auf seiner Stirne abgedrückt sah. So glaubte ich auch in den Runzeln dieses schon verblühten Antlitzes, in diesen schon verlöschenden Augen, den Ausdruck der so sanft rührenden, manchmal so erhabenen, manchmal so eindringenden Beredtsamkeit zu sehen, von der ich oft beim Lesen seiner Reden bezaubert worden war. Er erlaubte uns davon zu sprechen und ihm für die frommen Thränen zu danken, die sie uns hatte vergießen lassen.

Nach meinem jährigen philosophischen Kursus, eilte ich nach Hause, um ein wenig auszuruhen; ich war übermäßig angestrengt gewesen, da ich, außer meinem Studieren, noch abends und früh, drei andere Klassen zu besorgen hatte. Ich bekenne es offen, daß ich nicht ohne einigen Stolz vor meinem Vater, wohlgekleidet, in den Händen mit kleinen Geschenken für meine Schwestern, und einigem ersparten Gelde erschien. Meine

Mutter weinte vor Freuden bei der Umarmung. Der Vater empfing mich gütig aber kalt. Den ganzen Tag war die Familie über meine Gegenwart außer sich.

Mademoiselle B** hatte keine so reine Freude. Ich selbst war verwirrt, und sehr übel daran, als ich im Abbéhabit vor ihr erscheinen sollte. Freilich war ich bei meiner Veränderung nicht ungetreu geworden, aber doch unbeständig und das war schon genug. Ich wußte mich nicht zu benehmen und fragte meine Mutter über diesen kitzlichen Punkt um Rath. „Mein Sohn, sagte diese, sie hat Ursache, dich Aerger, Zorn und selbst noch etwas schmerzlicheres Kälte und Verachtung empfinden zu lassen. Du mußt alles ertragen und ihr immer die zärtlichste Hochachtung bezeigen: mit unbegränzter Mäßigung ein Herz schonen, das du verwundet hast.“

Mademoiselle B** war sanft, gütig, fein, zurückgezogen und sittsam; nur trug sie Sorge, jede Unterhaltung unter vier Augen zu vermeiden. So waren wir in Gesellschaft fein genug gegen einander, um nicht glauben zu machen, daß wir einst noch auf besserm Fuße gestanden hätten.

„Das zweite Jahr meines philosophischen Kursus war noch mühseliger als das erste. Meine Schule nahm zu; ich gab mir alle Mühe, und da ich nun sogar das Examen übernommen hatte, so mußte ich oft weit in die Nächte hinein arbeiten, um mich vorzubereiten.

Gerade an dem Tage, wo ich dieser öffent-

lichen Prüfung meine Kursus endigen sollte, ereignete sich der unglückliche Vorfall, der mich und meine Familie in den größten Schmerz versetzte.

Nach dem Disputiren hatten wir, meine Freunde und ich, der Gewohnheit zufolge, auf dem Zimmer des Professors einen kleinen Schmaus; er sollte unsere Freude beleben, und ich sah in den Glückwünschen, die an mich gerichtet wurden, nichts als Traurigkeit. Da ich die mir aufgeworfenen Schwierigkeiten sehr gut aufgelößt hatte, so erstaunte ich, daß meine Kameraden und der Professor selbst nicht zufrieden schienen. „Ach, rief ich aus, „wenn ich gut bestanden hätte, so würden Sie gewiß nicht alle so traurig seyn!" — „Ach Sohn," erwiederte der Professor, „unsere Traurigkeit hat sehr guten Grund, so sehr sie Dich auch Wunder nimmt. Gebe es doch der Himmel, daß keine andere Ursache dazu statt fände, als ein weniger glänzendes Benehmen in der Prüfung! Ich muß dir ein größeres Unglück ankündigen. Dein Vater ist nicht mehr." — Ich erlag unter diesem Streiche, eine Viertelstunde war ich ohne Farbe und ohne Sprache. Dem Leben und meinen Thränen wieder gegeben, wollte ich sogleich forteilen, um meine arme Mutter vor der Verzweiflung zu bewahren; aber ohne Wegweiser, durchs Gebirge mußte mich die Nacht überfallen, ich hätte sollen bis Tages Anbruch warten. Zwölf starke Meilen hatte ich auf einem Miethpferde zu machen, und indem ich dies antrieb, so sehr ich konnte, kam ich doch nur sehr

langsam vorwärts. Während der schrecklichen Reise war meine Seele ohne Unterlaß nur mit einem Gedanken, nur mit einem Bilde beschäftigt, alle Kräfte vereinigten sich, dessen Eindruck fest zu halten, bald sollte ich den Muth haben, es in der Wirklichkeit, mit den kläglichsten Schreckensgestalten zu sehn. Mitten in der Nacht war ich vor der Hausthüre. Ich klopfe an, nenne mich, und in dem Augenblicke lassen sich klagendes Getöse, und mehrere seufzende Stimmen hören. Die ganze Familie steht auf, man macht mir auf, und ich sehe mich nun beim Eintritt von der in Thränen schwimmenden Menge umringt. Mütter, Kinder, Weiber, alles halb nackend, mit verwirrten Haaren, Gespenstern gleich, streckte mir die Arme mit herzdurchbohrendem Geschrei entgegen. Ich weiß nicht, welche Kraft, die die Natur uns ohne Zweifel nur für außerordentliches Unglück aufbewahrt, sich meiner bemächtigte. Ich hatte mich nie so über mich selbst erhaben gefühlt. Das Gewicht des Schmerzes, das ich zu tragen hatte, war sehr groß, und doch unterlag ich ihm nicht. Ich breitete meine Arme aus, öffnete mein Herz für diese vielen Unglücklichen, und nahm sie hier alle auf. „Mutter, Brüder, Schwestern," rief ich aus mit der Zuversicht eines von oben Begeisterten, ohne eine Schwäche merken, eine Thräne fallen zu lassen, ich, der ich so sehr leicht weine, „wir erfahren das größte Leiden, aber laßt uns darum nicht wanken. Ihr, Kinder, verliert einen Vater, ihr werdet einen andern finden, ich will

euch einer seyn. Ich bins und will es seyn; alle Pflichten nehme ich auf mich, und ihr seyd keine Waisen mehr.“ Hier flossen neue Thränen; aber sie waren weniger bitter. „Ach,“ rief meine Mutter, indem sie mich an ihr Herz drückte, „Sohn, theurer Sohn, wie gut habe ich Dich gekannt!“ Brüder, Schwestern, Tanten, die Großmutter fielen auf die Knie. Der rührende Auftritt hätte die ganze Nacht hindurch gedauert, hätte ich ihn ertragen können. Ich war erschöpft von Strapazen und bat um ein Bett. „Ach,“ sagte die Mutter, „im ganzen Hause ist keines, als das — —“ Thränen erstickten ihre Stimme. „Immerhin, gebt es nur, ich werde ohne Grauen darin liegen.“ — Ich legte mich nieder, ohne schlafen zu können. Meine Lebensgeister waren zu sehr erschüttert. Die ganze Nacht war das Bild meines Vaters so lebhaft, so stark meiner Phantasie gegenwärtig, als ob er gegenwärtig wäre. Manchmal glaubte ich ihn wirklich zu sehn. Ich war darüber keinesweges erschrocken. Ich drückte ihm die Hand, sprach mit ihm. „Ach, daß es nicht wahr ist, rief ich, daß Sie nicht das sind, was Sie scheinen! daß Sie mir nicht antworten, nicht wenigstens sagen können, ob sie mit mir zufrieden sind!“ Nach dieser langen Schlaflosigkeit und dem unangenehmen Traume, der doch auch keiner war, war ich froh, den Tag zu sehn. Die Mutter hatte eben so wenig, als ich, schlafen können, und auf mein Erwachen gewartet. Beim ersten Geräusch, das sie mich machen hörte,

kam sie und erschrack über die Veränderung, die in mir vorgegangen war. Meine Haut schien mit Safran gefärbt zu seyn.

Der herbeygerufene Arzt meinte, daß dies die Wirkung der großen so zusammentreffenden Schmerzen wäre, daß der meinige furchtbare Folgen haben könne, wenn man mir nicht einige Zerstreuung machte. Eine Reise, die Abwesenheit, ist das wirksamste, beste und sicherste Mittel, sagte er, das ich hier vorschlagen kann. Man rathe es ihm aber nicht als Zerstreuung an; großer Schmerz mag diese nicht, man muß ohne sein Wissen seine Zerstreuung suchen und hier täuschen, um zu heilen.

Der alte Pfarrer, der mir während der Ferien Unterricht gegeben hatte, war bereit mich zu sich auf die Pfarre, die in der Mitte der Diöces lag, zu nehmen, und so lange bei sich zu behalten, als es meine Gesundheit erfoderte. Indessen bedurfte es zu dieser Reise eines Beweggrundes. Er war in meinem Vorsatze gefunden, vor allem die Tonsur von den Händen unsers Bischoffs zu nehmen. Denn eine meiner Hoffnungen war, durch einen glücklichen Zufall eine kleine Stelle zu erhalten.

„Das Jahr," sagte meine Mutter zu mir, „will ich dazu bestimmen, die Angelegenheiten des Hauses in Ordnung zu bringen. Eile Du, mein Sohn, in die Laufbahn einzutreten, in die Dich Gott gerufen hat. Mache Dich unserm heiligen Bischoff bekannt und bitte um seine Rathschläge."

Der Arzt hatte Recht; es giebt Schmerzen, die mehr Reiz, als das Vergnügen selbst haben. Nie ging ich in den glücklichsten Zeiten, da es noch für mich ein so lachender und angenehmer Aufenthalt war, so ungern daran, das väterliche Haus zu verlassen, als jetzt, wo hier nur Trauer war. Vor sechs Louis, die ich gesammelt hatte, erlaubte mir meine Mutter drei in die Wirthschaft herzugeben und noch reich genug begab ich mich mit meinem alten Freund in seine Pfarrey von Saint-Bonnet.

Zweites Buch.

Die Ruhe, die Stille des Fleckens d'Ablovill, wo ich diese Denkwürdigkeiten schreibe, ruft mir die zurück, die meiner Seele das Dörfchen St. Bonet wieder gab. Die Landschaft war hier nicht so lächelnd, so fruchtbar, Kirschen und Aepfelbäume beschatteten hier nicht mit ihren fruchtbeladenen Zweigen die Ernten; doch die Natur zeigt auch hier Schönheit und Ueberfluß. Die Weingeländer bildeten hier ihre Gallerien, die Baumgärten ihre freien, luftigen Säle, der Rasen seine Teppiche; der Hahn hatte sein Harem, die Henne ihre kleine Familie, der Kastanienbaum verbreitete majestätisch genug seinen Schatten und seine Reichthümer, die Felder, Wiesen, Gehölze, Heerden, der Ackerbau, Teichfischerey, und die großen ländlichen Scenen waren anziehend genug, meinen unthätigen Geist zu fesseln, der nach dem vielen Studieren und dem grausamen Schmerz vom Tode meines Vaters diese Ruhe nöthig hatte.

Mein Wirth hatte einige Bücher, die mit dem Stande, den ich ergreifen wollte, übereinstimmten. Ich widmete mich der Kanzel; er leitete meine Lectüre und lehrte mich Geschmack an geistlichen Büchern finden. In den Kirchenvätern zeigte er mir gute Muster geistlicher Beredtsamkeit. Der gute Alte, von Natur heiter, war es bei mir um so mehr, je mehr er alle Tage einige Züge meiner schwarzen Düsternheit verwischen wollte. Unmerklich verlor sich diese und ich ward der Freude empfänglich. Sie herrschte monatlich zweimal, mit der Freundschaft vereinigt, bei den Mahlzeiten, die sich die benachbarten Pfarrer einander wechselsweise gaben. Bei diesen Festen lernte ich, durchs Beispiel aufgemuntert, Geschmack an unserer Dichtkunst finden. Fast alle diese Pfarrer machten französische Verse und ladeten sich einander durch Episteln ein, deren Laune und Ungezwungenheit mir sehr gefielen. Ihnen nachahmend machte ich einige Versuche, die sie zu belachen würdigten. Glücklicher Verein von Dichtern, wo man den Neid nicht kannte, nicht schwer zu befriedigen, jeder mit sich und den andern zufrieden war, wie wenn nur Horaze und Anakreons den Cirkel ausgemacht hätten.

Diese Ruhe machte indessen nicht den Zweck meiner Reise; ich vergaß es nicht, daß ich mich Limoges genähert hatte, um die Tonsur zu nehmen. Allein der Bischoff ordnete diese Ceremonie jährlich nur einmal an, und diese Zeit war vorbei. Ich mußte entweder warten, oder darum als

eine besondere Gunst anhalten. Ich wählte das Erstere. Und hier ist der Grund. Vor der Ceremonie der Tonsur war es jedes Jahr gewöhnlich, sich in das Kloster der Sulpicienser zurück zu ziehen, die, sagte man, den Charakter der Canditaten, ihre natürlichen Neigungen, Fähigkeiten und Talente beobachteten, um den Bischoff davon Nachricht zu geben. Ich hatte es nöthig, ihm empfohlen und also bemerkt, genannt, unter der Menge ausgezeichnet zu werden. Noth, die sinnreiche, rieth mir, diese Gelegenheit zu benutzen, mich bei den Sulpiciensern und ihrem Bischoff bekannt zu machen. Indessen ein halb Jahr bei meinem armen Pfarrer warten und zehren, wäre für diesen zu beschwerlich gewesen. Glücklicherweise ließ mir ein guter Edelmann unter seinen Freunden und Nachbarn, der Marquis de Linars, durch seinen Prior, den lebhaften Wunsch zu erkennen geben, daß ich meine freie Zeit einem jungen Malteser, einem seiner Söhne und einem liebenswürdigen, aber bis jetzt sehr vernachläßigten Kinde widmen möchte. Ich ließ meinen Pfarrer einwilligen und bald that ich es selbst. Ich muß die Beweise des Wohlwollens und der Achtung rühmen, deren ich in diesem ausgezeichnetem Hause, wo der ganze Adel des Landes zusammen kam, gewürdigt wurde. Die Marquise selbst, von Geburt eine Mortemart, in Paris erzogen und etwas stolz, war doch gütig und schlicht gegen mich, da ich bei ihr Ungezwungenheit mit Wohlstand und Ehrfurcht ohne Ziererei zu vereinigen

wußte; ein Zug, der mich stets in eine Lage nach meinem Wunsche versetzte und niemanden mit mir unzufrieden seyn ließ.

Als die Zeit zur Tonsur heranrückte, begab ich mich in das Seminarium und befand mich nun, unter den Augen dreier Mönche, mit einem Dutzend gleicher Bewerber in der Eingezogenheit. Die Andacht, das Stillschweigen, das unter uns herrschte, und die Andachtsübungen, mit denen wir beschäftiget wurden, schienen anfangs meinen Absichten wenig zu entsprechen. Doch, da ich schon verzweifelte, mich bemerkbar zu machen, bot sich die Gelegenheit von selbst dar. Wir hatten täglich zweimal in einem kleinen Garten, mit Lindenalleen, eine Erhohlungsstunde. Meine Gefährten vergnügten sich hier mit Ballschlagen, und ich, dem dies nicht gefiel, spazierte allein. Eines Tages kam einer unserer Aufseher zu mir und fragte, warum ich mich absondere und mich nicht zu meinen Kameraden geselle. Ich wäre, antwortete ich, der jüngste und in diesem Alter suchte man gern einige Augenblicke für sich, um seine Ideen zu sammeln und zu ordnen, ich liebte überdies, mir Rechenschaft von meinen Fortschritten und meiner Lectüre abzulegen, da ich das Unglück hätte, ein gutes Gedächtniß entbehren zu müssen, dessen Mangel ich nur mit Hülfe des Meditirens ersetzen könnte. — Diese Antwort leitete eine Unterhaltung ein. Mein Sulpicienser wollte wissen, wo ich meinen Schulkursus gemacht, welches System ich bei meinem Disputiren vertheidigt, für welche

Art von Lectüre ich am meisten Geschmack hätte. Ich antwortete auf alles. Man glaubt es gewiß, daß der Direktor eines Seminars zu Limoges nicht in der Erwartung stand, in einem achtzehnjährigen Schüler, den er fragte, eine große Anzahl von Kenntnissen zu finden, und daß ihm mein Vorrath ein kleiner Schatz zu seyn scheinen mußte.

Ich prophezeihete mir viel Erfolg von meiner Einleitung, da ich auf dem Abend bei derselben Veranlassung statt einen, zwei Mönche kommen sah. Hier war's, wo die Frucht meiner Lectüre in Clermont einen reellen Werth erlangte. Ich hatte schon gesagt, daß mein Geschmack sich besonders für die Beredtsamkeit interessirte, und geschwind die von unsern Kirchenrednern genannt, die ich am meisten bewunderte! Man führte mich auf diese Materie zurück. Ich mußte sie zergliedern, ihre unterscheidenden Eigenthümlichkeiten bezeichnen, aus jedem die Stellen anführen, die mir am meisten Bewunderung und Rührung eingeflößt, oder mich durch Schönheit und Reiz entzückt hatten. Bourdeloue und Massillon waren die Männer, von denen ich mit dem größten Enthusiasmus sprach, doch hatte ich nicht Zeit genug, um mich völlig zu erklären. Erst den folgenden Tag konnte ich ihnen größeres Lob zollen. Ich hatte alle ihre Entwürfe im Kopfe, die Auszüge, die ich aus ihren Reden gemacht hatte, waren mir gegenwärtig, ihre Eingänge, Eintheilungen, die schönsten Stellen, selbst ihre Texte fielen mit haufenweise ein. Ach ich kann sagen, diesen Tag nützte mir mein

Gedächtniß sehr; anstatt der zwei Sulpicienser von gestern Abend hatte ich nun drei zu Zuhörern, und alle drei gingen, nachdem sie mir schweigend zu gehört hatten, wie versteinert fort.

In der Folge breiteten sich unsere Unterhaltungen, denn sie verließen mich in den Spazierstunden nie, weniger bestimmt über die schönsten Leichenreden des Bossuets und Flechier, einige Reden des de la Rue und eine kleine Sammlung der des Cheminais aus, die ich fast auswendig konnte. Endlich sprach man auch, ich weiß nicht wie, von Dichtern. Ich bekannte, daß ich wenige gelesen hätte, und nannte den Corneille. „Und den zärtlichen Razine," fragte einer der Mönche, „haben Sie den gelesen?" — „Ja, ich bekenne mich dessen schuldig, aber Massillon las ihn schon vor mir, und von ihm hatte er gelernt, mit so vieler Salbung und Annehmlichkeit zum Herzen zu reden. Und glauben Sie nicht, daß Fenelon, der Verfasser von Telemaque, nicht zwanzigmal in der Aeneide die Liebe der Dido gelesen und wieder gelesen hatte?"

Bei Gelegenheit des Virgils kam man auf die Klassiker zu reden, und diese Herren, die nicht wußten, wie sehr ich, Dank sey's meinem Unglück, mit dieser alten Latinität bekannt sey, erstaunten, mich darin so bewandert zu sehen. Man glaubt es gewiß, daß ich mir die Freude machte, ihnen dies in vollem Maaße zu zeigen. Meine Quelle war unversiegbar. Verse und Prosa flossen wechselsweise und ich gab mir noch das Ansehen, als wolle ich nicht

mehreres sagen, um ihnen nicht langweilig zu werden.

Ich endigte damit, ihnen meinen noch ganz frischen Unterricht von St. Bonet auszukramen. Die Bücher Mosis und Salomons waren erwähnt worden, ich war bei den heiligen Vätern, als der Tag der Tonsur herannahte. Wir gingen diesen Tag, zum geistlichen Stande eingeweiht, von unsern drei Aufsehern geführt, zum Bischoff, ihm unsere Ehrfurcht zu bezeigen. Er nahm uns alle gleich gütig auf, doch in dem Augenblick, da ich mich mit meinen Gefährten zurückzog, ließ er mich rufen. Das Herz hüpfte mir vor Freuden.

„Mein Sohn," sagte er, „Du bist mir nicht unbekannt. Deine Mutter hat Dich mir empfohlen. Es ist das eine werthe Frau, auf die ich viel halte. Wo hast Du Dir denn vorgenommen, Deine Studien zu beendigen." Ich antwortete, daß ich darüber noch keinen Entschluß gefaßt hätte; ich wäre so unglücklich gewesen, meinen Vater zu verlieren; meine Familie, zahlreich und arm, erwarte alles von mir, und ich müsse suchen, welche Akademie mir, während des Studierens, Mittel an die Hand gäbe, mich zu erhalten und meine Mutter, nebst unsern Kindern zu unterstützen.

„Eure Kinder?" rief er gerührt über diesen Ausdruck! — „Ja, hochehrwürdiger Herr, ich bin für sie der zweite Vater, und erliege ich nicht unter der Mühe, so verspreche ich mir wohl, diese Pflichten zu erfüllen." — „Höre, mein Sohn, der Erzbischoff von Bourges, einer der würdigsten

Prälaten, ist mein Freund; ich kann Dich an ihn empfehlen, und achtet er, wie ich hoffe, auf diese Empfehlung, so hast Du, für Dich und Deine Familie nur darauf zu sehen, daß Du Dich mit dem guten Gebrauche des, was Dir der Himmel schenkt, seines Schutzes würdig machst.“ Ich dankte dem Bischoff für seine guten Absichten, und bat ihn um Zeit, meine Mutter davon zu benachrichtigen, und sie um Rath zu fragen, da ich nicht zweifelte, sie würde dies eben so dankbar erkennen, als ich selbst.

Mein guter Pfarrer, von dem ich Abschied nahm, war außer sich vor Freude, da er von diesem Fingerzeige des Himmels hörte, wie er es nannte. Was würde er gesagt haben, hätte er voraussehen können, daß dieser Erzbischoff von Bourges Großalmosenier, Kardinal, Minister der erledigten Stellen werden, und die Beredtsamkeit, der ich mich vorzüglich zu widmen den Vorsatz hatte, unter diesem Manne die herrlichsten Gelegenheiten, sich am Hofe auszuzeichnen, finden würde? Gewiß ist es, daß sich für einen jungen Geistlichen, der mit vielem Ehrgeize hinlängliche Talente verbunden hätte, eine schöne Laufbahn öffnen mußte. Eine falsche Delikatesse, eine noch nichtigere Täuschung hinderte mich, sie anzutreten. Ich hatte hier mehrmals häufige Gelegenheit, zu bewundern, wie sich das Gewebe unserer Schicksale schlingt und wieder auflöst und aus wieviel losen und dünnen Fäden es zusammengesetzt wird.

Von Linars aus schrieb ich meiner Mutter, daß ich die Tonsur unter sehr günstigen Vorbedeutungen empfangen hätte, der Bischoff mir die rührendsten Beweise seiner Güte gegeben habe, und ich sie ehestens sicher davon zu benachrichtigen kommen würde. Noch denselben Tag empfing ich durch einen expressen Boten einen Brief von ihr, der fast ganz von Thränen ausgelöscht war. „Ist es wahr," fragte sie, „daß Du die Unbesonnenheit begangen hast, Dich in der Compagnie des Grafen von Linars, dem Bruder des Marquis und Capitain im Regiment von Enghien anwerben zu lassen? Bist Du so unglücklich, so melde es mir, ich will alles verkaufen, was ich habe, um meinen Sohn frei zu machen. Ach Gott, war das wohl der Sohn, den Du mir gabst?"

Nun urtheile man von der Verzweifelung, die mich ergriff, als ich diesen Brief gelesen hatte. Der meinige hatte einen Umweg gemacht, um in Bort anzukommen; erst nach zwei Tagen empfing sie ihn und ich sah sie trostlos. Ich schrieb ihr geschwind, das, was man ihr gesagt habe, sey eine entsetzliche Lüge; mir wäre diese strafbare Thorheit nie in den Sinn gekommen; mein Herz sey von dem Kummer zerrissen, den sie deswegen ausgestanden habe; ich bat sie um Verzeihung, die unschuldige Ursache davon gewesen zu seyn, doch hätte sie, meinte ich, mich doch zu gut kennen sollen, um eine so alberne Verläumdung zu glauben; ich würde ihr augenblicklich beweisen, wie meine Aufführung weder einen zügellosen noch

unbesonnenen Jüngling anzeige. Der Bote ging den Augenblick wieder ab, aber so lange ich die Stunden zählen konnte, wo meine Mutter noch im Irrthum schwebte, war ich auch selbst noch dem Kummer preis gegeben.

Von Linars war, wie ich mich erinnere, sechzehn Meilen bis Bort. Freilich hatte ich den Boten beschworen, die ganze Nacht hindurch zu gehen, aber konnte ich glauben, daß er nicht ausruhen würde? Ich konnte keine Ruhe finden und hörte nicht auf, mein Bette mit Thränen zu baden, da ich an die dachte, die meine Mutter wegen mir vergoß. Da hörte ich im Hofe einen Lärm von Pferden. Ich richte mich auf. Es war der Graf von Linars, der eben ankam. Ich nahm mir nicht Zeit, mich anzukleiden, um vor ihm zu erscheinen; er kam mir aber zuvor, und wie trostlos stand er vor mir da. „Ach Gott!" rief er aus, „wie schuldig wird mich in Ihren Augen ein unkluger Scherz erscheinen lassen, der Ihre Familie trostlos gemacht und Ihrer Mutter einen mir unbezwingbaren Schmerz verursacht hat! Sie glaubt Sie bei mir angeworben. Ganz trostlos kam sie, sich vor mir zu Füßen zu werfen, und für Ihre Loslassung ihr goldnes Kreuzchen, ihren Ring, Börse und alles, was sie auf der Welt habe, anzubieten. Umsonst versicherte ich sie des Gegentheils, sie nahm dies nur für eine abschlägliche Antwort an. Noch weint sie; beruhigen Sie sie selbst. Reisen Sie augenblicklich." — „Wie, Herr Graf, wer konnte zu einem so traurigen Geschichtchen Anlaß

geben?" — „Ich," war seine Antwort. „Ich bin darüber außer mir, und bitte Sie um Verzeihung; das Bedürfniß, Rekruten auszuheben, bringt mich in Ihre Stadt. Ich finde einige junge Leute, Ihre Schulkameraden, die sich bei mir anzuwerben Lust haben, doch noch unentschlüssig sind. Ich sehe, daß ich, um sie zu bestimmen, nur Sie als Beispiel anführen dürfte; widerstehe der Versuchung nicht, ihnen zu sagen, daß sie Sie als Kameraden haben würden, und nun ist das Gerücht davon verbreitet worden." — „Und eine solche Lüge," rief ich unwillig, „konnte aus dem Munde eines Mannes gehen, wie Sie sind?" — „Sagen Sie alles, ich verdiene die ärgsten Vorwürfe; doch diese List, deren Folge ich nicht berechnete, hat mir den Charakter einer Mutter kennen lernen, wie es noch nie der Fall war. Eilen Sie, sie zu trösten; sie hat Ihrer Gegenwart nöthig.

Der Marquis von Linars, dem er seinen Fehler mit allen Folgen entdeckte, gab mir Pferd und Wegweiser. Den folgenden Morgen reiste ich aber, vom Fieber ergriffen, ab. Mein Blut war in Aufruhr gebracht. Auf dem Abend, wo mich mein Führer auf Kreuzwegen irre geführt hatte, ergriff es mich mit verdoppelter Gewalt. Ich schauderte auf dem Pferde; eine Stunde darauf, es war Nacht, auf freiem Felde sah ich einen Mann, der über den Weg ging, ich rief ihn an, um zu wissen, wo ich, und wie weit ich noch von dem Dorfe entfernt wäre, auf das mein Führer

zuzugehen glaubte. — „Da haben Sie noch über drei Meilen hin, und sind gar nicht auf dem Wege.“ Während daß er antwortete, hatte er mich erkannt; es war ein Bursche aus meiner Vaterstadt. — „Sind Sie's?“ rief er, mich beim Namen nennend, „welcher Zufall läßt mich denn Sie hier in der Haide um diese Stunde finden? Sie sehen ja krank aus. Wo denken Sie denn die Nacht zuzubringen?“ — „Wo denn Sie?“ — fragte ich ihn. — „Ich gehe, auf einem nahen Dorfe einen Onkel zu besuchen.“ — „Und Ihr Onkel gäb mir wohl nicht in seinem Hause Quartier bis morgen? Ich habe sehr der Ruhe nöthig.“ — „Bei dem werden Sie schlecht aufgehoben indessen wohl aufgenommen seyn!“ — Ich ließ mich hinbringen und fand Brot und Milch für meinen Führer, Heu für mein Pferd, eine gute Streu und Brotsuppe für mich. Mehr braucht ich nicht, denn ich war im argen Fieberparoxismus.

Den Morgen nach meinem Erwachen, (ich hatte einige Stunden geschlafen) hörte ich, der Ort sey ein Pfarrdorf. Es war Maria Himmelfarth und ich wollte, freilich sehr schwach in die Messe gehn. Ein junger Abbé in dieser Kirche erregte Aufmerksamkeit. Der Pfarrer bat mich, in die Sakristei zu kommen. „Ist es möglich,“ rief er, nachdem er meine Unfälle gehört hatte, „daß in einem Dorfe, worin ich bin, ein Geistlicher auf Stroh schlief?“ Ich mußte mit zu ihm gehen, und nie ward die Gastfreundschaft so

herzlich und edelmüthig geübt. Durch Hunger und Reisebeschwerlichkeiten geschwächt, wollte er mich erquicken. Ueberzeugt, mein Fieber sey nur im Blute, nicht in den andern Säften, behauptete er, eine reichliche, kühlende und milde Nahrung sey das Mittel dagegen. Er irrte sich nicht. Ich mußte mit ihm speisen. Nie hab ich eine so herrliche Suppe gegessen. Seine Nichte hatte sie gemacht; sie glich, in einem Alter von achtzehn Jahren, den Jungfrauen des Corregio oder Raphael. Nie habe ich in einem Antlitze mehr Sanftmuth, mehr Reiz gefunden. Sie war meine Pflegerin, während der Pfarrer die Vesper hielt, und so krank ich war, so war ich doch für ihre Sorge nicht unempfindlich. „Mein Onkel,“ sagte sie, will Sie nicht bei Ihrem jetzigen Befinden reisen lassen. Bis Bort, sagt er, sind sechs starke Meilen; Sie sollen, ehe Sie sich auf den Weg machen, erst Ihre Kräfte wieder erlangen. Und warum wollen Sie denn eilen? Haben Sie es denn nicht gut bei uns? Sie sollen ein gutes Bett haben; ich selbst will es machen; ich bringe Ihnen Ihre Suppe, oder schäumende Milch von der Ziege, die ich mit eigner Hand melke, wenn Sie die lieber trinken; blaß sind Sie bei uns angekommen und blühend wie eine Rose wollen wir Sie wieder fortschicken.“ — „Ach,“ erwiederte ich, „es würde mir sehr angenehm seyn, bei Ihnen gesund zu werden! Aber, wenn Sie wüßten, in welcher Unruhe meine Mutter meinetwegen ist! mit welcher Ungeduld sie auf mich wartet! mit welcher Ungeduld ich

selbst den Augenblick erwarte, mich in ihren Armen zu sehn.“ — „Je mehr Sie sie lieben, desto mehr liebt auch sie Sie, und desto mehr sind Sie ihr es schuldig, ihr den Schmerz zu ersparen, Sie in diesem Zustande zu sehen. Eine Schwester hat mehr Muth, und ich bin hier wie Schwester bei Ihnen.“ — „Das sollte man glauben, bei der zärtlichen Theilnahme, die Sie bei mir bezeigen wollen.“ — „Gewiß interessiren Sie uns, und das ist sehr natürlich; mein Onkel und ich, wir haben für jedermann ein mitleidiges Herz, aber wir sehen nicht oft Kranke, so wie Sie.“ — Der Pfarrer kam aus der Kirche. Er bestand darauf meinen Führer und das Pferd zurück zu senden und wollte die Sorge, mich nach Hause zu bringen, auf sich nehmen.

In einer so ruhigen Lage würde ich auf dieser Pfarre, wie Renaud im Pallast der Armide, bezaubert worden seyn, meine naive Marcelline war eine Armide für mich, die mir, je unschuldiger sie sich zeigte, nur desto gefährlicher werden konnte. Allein wenn auch meine Mutter durch meine beiden Briefe aus ihrem Irrthum gerissen seyn mußte, so hätte mich doch nichts von ihr über den Tag hinaus zurückhalten können, wo der Anfall meines Fiebers schwächer war, und ich nach zwei Nächten guten Schlafes, etwas gestärkt, ein Pferd wieder besteigen konnte.

Meine Schwester, wie sich Marcelline nannte und von mir unter vier Augen so genannt wurde, sah mich in dem Augenblicke des Abreisens nicht

ohne Herzklopfen, das sie umsonst verbergen wollte. „Adieu, Herr Abbé,“ sagte sie, neben ihrem Onkel stehend, „sorgen Sie für Ihre Gesundheit. Vergessen Sie uns nicht und umarmen Sie für mich recht zärtlich ihre Mutter. Sagen Sie ihr, daß ich sie sehr liebe.“ Bei diesen Worten wurden ihre Augen naß, sie entfernte sich, um uns ihre Thränen zu verbergen. „Sie sehn,“ sagte der Vater, „daß sie der Name Mutter weich macht. erst vor kurzem hat sie die ihrige verloren. Leben Sie wohl. Wie sie, sage ich, vergessen Sie uns nicht, wir werden öfters von Ihnen reden.“

Ich fand meine Mutter über meine Aufführung vollkommen beruhigt; als Sie mich aber sahe, ward sie über meine Gesundheit bestürzt. Ich beruhigte sie darüber. Wirklich befand ich mich, Dank der Diät, die mir der Pfarrer verordnet hatte, besser. Wir schrieben ihm beide, um ihm für seine gastfreundschaftliche Güte zu danken, und begleiteten das Pferd, das mich hergebracht hatte, und ihm zurückgeschickt wurde, und die Briefe mit einigen kleinen Geschenken, unter die meine Mutter für Marcellinen einen einfachen und wohlfeilen, aber zierlichen und geschmackvollen Putz steckte. Meine Gesundheit ward zusehends besser, und nun waren wir beide nur mit unsern Angelegenheiten beschäftigt.

Die Gunst des Bischoffs, seine Empfehlung, und die mir dadurch dargebotene Aussicht schienen meiner Mutter das größte Glück zu seyn, das ich mir wünschen konnte; und ich dachte, wie sie.

Mein Gestirn (und ich sage es jetzt!) mein glückliches Gestirn, brachte mich auf eine andere Meinung. Dies Ereigniß nöthigt mich, auf das Geschehene zurück zu kommen. Ich hatte Grund zu glauben, daß die Jesuiten, seit dem Examen beim Vorsteher in Clermont ein Auge auf mich geworfen hätten. Zwei meiner Mitschüler, und zwar die ausgezeichnetesten, waren schon in ihren Netzen gefangen worden. Es war möglich, daß sie auch mich hinein zu ziehen suchten, und ein Ereigniß, sonderbar genug, dessen ich mich noch jetzt erinnere, beredete mich wenigstens, daß man daran gedacht habe.

In den wenigen Erholungsstunden zu Clermont war eine meiner Vergnügungen das Zeichnen. Da ich Geschmack daran fand, so setzte man auch Talent bei mir voraus. Ich hatte ein richtiges Auge und eine feste Hand. Es bedurfte keiner andern Gelegenheit, um mich eines Tages zum Rektor rufen zu lassen. „Mein Sohn," „ich weiß, daß Du Vergnügen am architektonischen Zeichnen findest, und ich habe Dich erwählt, mir einen Plan aufzunehmen. Es ist der von unserm Kollegio. Sieh es genau an, mache erst einen getreuen Umriß und arbeite es dann ordentlich aus. Spare keine Mühe, denn Deine Arbeit wird dem König vorgelegt werden."

Ganz stolz auf diesen Auftrag eilte ich ihn zu erfüllen, und gab mir, wie man glauben kann, die allergrößte Mühe. Doch machte ich es, um es recht gut zu machen, sehr schlecht. Der eine

Flügel des Gebäudes war übersetzt, der andere nicht. Ich fand diese Ungleichheit beleidigend und verbesserte sie, indem ich beide Flügel gleich hoch machte. „Ei, mein Sohn, was hast Du gemacht?“ fragte der Rektor. — „Ich habe das Gebäude regelmäßig gemacht.“ — „Und gerade das soll nicht seyn. Dieser Plan ist bestimmt, erst dem Pater Beichtvater, durch seine Hand dem Minister und dann dem Könige selbst das Gegentheil zu zeigen, denn es kommt darauf an, einen Fond zu haben, das Stockwerk aufzubauen, das dem einen Flügel fehlt.“ — Ich suchte meinen Fehler geschwind gut zu machen. Der Rektor war zufrieden. „Wollen Sie,“ sagt ich, „mir eine Bemerkung erlauben? Das Kollegium hier hat keine Kirche; sie lesen die Messe in einem kleinen Saale. Sollte man im Risse die Kirche vergessen haben?“ Der Jesuite lachte über meine Naivheit. „Deine Bemerkung, sagte er, ist sehr richtig; aber Du mußt gesehen haben, wir haben auch keinen Garten.“ — „O, darüber habe ich mich auch gewundert.“ — „Sorge Du nicht, wir werden beides haben.“ — „Wie, mein Vater, ich sehe ja keinen Raum dazu?“ — „Wie, siehst Du denn nicht jenseits des eisernen Pferdes, das den Raum des Kollegiums begränzt, die Kirche der Augustiner und den Garten in ihrem Kloster?“ — „Nun, Herr Pater?“ — „Nun, dieser Garten und diese Kirche werden unser seyn, und die Vorsehung scheint sie darum uns so nahe hingesetzt zu haben.“ — „Dann werden die Augustiner weder

Garten noch Kirche mehr haben?" — „Im Gegentheil, sie werden die eine noch schöner, den andern noch größer haben. Wir werden ihnen kein Unrecht thun, das verhüte der Himmel. Wir wissen sie, wenn wir sie heraus treiben, schon zu entschädigen." — „Sie treiben also die Augustiner heraus?" — „Ja, mein Sohn, ihr Haus wird für unsere Greise eine Pflegestäte, ein Zufluchtsort seyn, und unsere Greise bedürfen dessen wirklich." — „Nichts ist wirklich billiger; aber ich sinne nur, wo Sie die Augustiner einquartiren wollen!" — „Trag keine Sorge deswegen. Sie sollen das Kloster, die Kirche und den Garten der Franziskaner bekommen. Wirds ihnen da nicht gefallen und noch viel mehr als hier?" — „Gewiß recht sehr, aber was wird denn mit den Franziskanern?" — „Auf diesen Einwurf war ich gefaßt, und ich muß billig darauf antworten. Clermont und Montferrand machten ehemals zwei Städte, jetzt nur eine aus, und Montferrand ist nichts, als eine Vorstadt von Clermont, man sagt auch Clermont-Ferrand. Nun weißt Du aber, daß die Kapuziner in Montferrand ein herrliches Kloster haben und Du begreifst wohl, daß in einer Stadt nicht zwei Franziskanerklöster seyn müssen. Macht man, daß die Kapuziner aus Clermont nach Montferrand kommen, so leidet dabei niemand und wir sind nun ohne Nachtheil eines andern im Besitze der Kirche, des Klosters und Gartens der guten Augustiner, die uns den Tausch danken werden, denn man muß hier fein nachbarlich handeln.

Uebrigens, mein Sohn, ist das, was ich Dir anvertraue, noch ein Geheimniß der Gesellschaft, aber Du bist ihr nicht fremd, und ich freue mich; von jetzt an Dich als einen der Unsrigen anzusehn."

So war, so viel ich mich erinnere, das Gespräch, wo Blasius Pascal jedes Wort lächerlich gefunden hätte, und das mir nur aufrichtig und natürlich schien. Was ich jetzt daraus folgerte, war, es geschehe nicht ohne überlegte Absicht, daß der Professor der Rhetorik in Clermont, der Pater Noaillak, bei der Reise nach Toulouse durch unsere Stadt sich zu Gaste einzuladen kam.

Meine Mutter, die an seine Sendung so wenig als ich dachte, empfing ihn aufs Beste, und während der Mahlzeit, wo er meine Fähigkeit im Unterrichten erhob, fühlte sie sich ungemein glücklich. Seiner Aussage zufolge zeichneten sich meine Schüler in ihren Classen aus, und es wäre leicht, die aufzufinden, die unter meiner Aufsicht gewesen wären. Ich bemerkte in dieser Schmeicheley eine außerordentliche Höflichkeit, ohne doch ihren Zweck errathen zu können.

Zu Ende der Mahlzeit ließ uns meine Mutter, der Landesgewohnheit zufolge, allein bei Tische, und nun hatte es mein Jesuite wie er's wünschte. „Jetzt wollen wir," sagte er, „von unsern Absichten sprechen. Was nehmen Sie sich vor? Welchen Weg wollen Sie einschlagen?" — Ich sagte ihm von den Vorschlägen des Bischoffs und unsern Vorsatz sie zu benutzen. Er hörte mir nachdenkend und mißbilligend zu. „Ich weiß nicht, mein

Sohn, was Sie da in diesen Anerbietungen Schmeichelhaftes und Anziehendes finden. Ich, für meine Person, finde nichts Ihrer Würdiges. Schon der Doctortitel von Bourges ist so verschrieen, daß er bald lächerlich wird, und anstatt hier höher zu steigen, würden Sie nur tiefer herabfallen. Endlich — doch dieser Punkt ist zu delikat, um ihn zu berühren. Es giebt Wahrheiten, die man nur seinem besten Freund sagen kann, und ich habe nicht das Recht, mit Ihnen so offen zu sprechen." — Dies bescheidene Schweigen hatte die beabsichtigte Wirkung. „Erklären Sie sich, Herr Pater," sagte ich, „und seyn Sie versichert, daß ich es Ihnen Dank wissen werde, offen mit mir gesprochen zu haben." — „Sie wollen es," war seine Antwort, und ich fühle auch wirklich, daß ich übel thun würde, in einem so kritischen Augenblicke Ihnen meine Gedanken über eine Lage vorzuenthalten, wo ich für Sie nichts als Unannehmlichkeit entstehen sehe." — „Wie so?" fragte ich erstaunt.

„Ihr Bischoff," fuhr er fort, „ist der beste Mann von der Welt, seine Absichten sind gut, und er wünscht nur Ihr Bestes, davon bin ich überzeugt. Aber was für ein Glück glaubt er denn Ihnen zu verschaffen, wenn er Sie dem Gutdünken dieses Erzbischoffes von Bourges preis giebt, und Sie von ihm abhängig macht? Noch fünf Jahre bringen Sie mit der Theologie und im Seminario zu, stehen in seinem Gnadensolde, hängen von seinen Wohlthaten ab. Ich glaube

es, daß er Ihrer Familie einige mildreiche Unterstützung angedeihen läßt, (die Haut schaudert mir bei diesen Worten!) Aber sind denn Sie und Ihre Mutter dazu gemacht, auf der Liste seiner Almosenleute zu stehen, und ist es mit Ihnen so weit gekommen?" — „Gewiß nicht!" rief ich. — „Und das schlägt man Ihnen denn doch für lange Zeit vielleicht vor. Das haben Sie zu hoffen." — „Mir scheints," erwiederte ich, „als ob manche Kirchengüter den Bischöffen zur Vertheilung überlassen sind, Güter, auf deren Besitz diesen kein Recht zusteht; die man von ihnen annehmen kann, ohne zu erröthen." — „Da, das ist die Lockspeise," fiel er ein, „den Ehrgeiz junger Leute anzuködern. Aber wenn und zu welchem Preiße bekommen Sie die Güter, die Sie erwarten. Sie kennen nicht den despotischen und herrschsüchtigen Geist, den diese langsamen und zögernden Herren ihren Günstlingen fühlen lassen. Sie fürchten, daß die letztern entwischen: und so verlängern sie, so lange es geht, den Zustand der Abhängigkeit und Dienstbarkeit, in welchem sie die Unglücklichen festhalten. Wo Gunst und Geburt ist, da geben sie gern und freigebig, aber wenn das unglückliche Verdienst einmal eine Gnade erhält, da erkauft es sie gewiß theuer." — „Sie zeigen mir da viel Dornen und Stacheln, wo ich nur Rosen sah; aber in meiner Lage, mit einer Familie, die ich erhalten muß, und die meiner Unterstützung bedarf, umgeben, was rathen Sie da?" — „Ich? — Sich so zu setzen, daß Sie ihr eigner Beschützer

sind, nicht Anderer Schutz bedürfen. Ich weiß einen Stand, wo jeder, der sich auszeichnet, Zutrauen und mächtige Freunde findet. Das ist der meinige. Alles, was Glück und Ehrgeiz belohnt, ist uns persönlich versagt, und doch mit allem dem verbunden, was unser Eigenthum ist." — „So rathen Sie mir Jesuit zu werden?" — „Ja, gewiß. Ihre Mutter wird, durch uns bekannte Mittel ruhig ihre Kinder erziehen können. Der Staat muß sich ihrer selbst annehmen, und naht die Zeit Ihrer Versorgung heran, so giebt es keinen Weg, den Ihnen nicht unser Verkehr zu öffnen wüßte. Strebt und geizt denn nicht darum die Blüthe unserer Jugend in den Kollegien nach dem Glück, in unsere mächtige Gesellschaft aufgenommen zu werden? Wünschen nicht darum die Chefs der größten Häuser hier adoptirt zu werden?" — „Ich habe Ihre Gesellschaft stets als die Quelle der Wissenschaften betrachtet, und mir hundertmal gesagt, daß ein Mensch, der sich unterrichten, seine Talente entwickeln will, kein größer Glück finden kann, als unter Ihnen zu leben. Aber bei Ihrer Verfassung mißfällt mir zweierlei; das lange Noviziat und die Pflicht mit dem Unterrichtgeben der untersten Classen anzufangen." — „Für das Noviziat sind zwei Probejahre angesetzt, die erst vorbeigehen müssen. Dies Gesetz ist unabänderlich. Was aber den zweiten Punkt anbelangt, so glaube ich sicher, Sie werden davon dispensirt werden." — Wir tranken im Verlaufe des Gespräches einen Wein, der zu Kopfe stieg. Der Jesuite wurde,

indem er wechselsweise die Achtung, die seine Gesellschaft genoß, und den Glanz, der davon auf die einzelnen Mitglieder überging, pries, ziemlich lebhaft. — „Nichts," sagte er, „läßt sich mit den Freuden vergleichen, die der Jesuite auf der Welt genießt, wenn er Verdienste hat; alle Thüren stehen ihm offen, überall findet er die beste und schmeichelhafteste Aufnahme." Seine Beredtsamkeit war zu lebhaft, um mich nicht endlich einstimmen zu machen.

„Ich bin entschlossen," sagte ich, „meinem Bischoff zu danken. Das Uebrige verdient ein wenig mehr Ueberlegung. Ich hoffe indessen nach Toulouse zu kommen, und dort, wenn meine Mutter einstimmt, Ihrem Rathe zu folgen."

Ich theilte meiner Mutter die Bemerkungen des Jesuiten über das Unangenehme mit, nach Bourges zu gehn und dort das Gnadenbrot des Erzbischoffs zu essen. Sie besaß dasselbe Zartgefühl, denselben Stolz, den ich hatte, und unsere beiden Briefe an meinen Bischoff athmeten einerlei Gesinnung. Es kam nur noch darauf an, sie auch wegen meines Vorsatzes, Jesuit zu werden, zu Rathe zu ziehen. Ich hatte niemals den Muth dazu. Weder ihre noch meine Schwachheit würde eine solche Berathschlagung verstattet haben. Wir mußten beide von einander entfernt seyn. Ich behielt mir vor, ihr darüber zu schreiben, und begab mich nach Toulouse noch unentschlossen, was ich aus mir machen wollte. Soll ich sagen, daß ich noch auf dem Wege mein Glück verfehlte?

Ein Mauleseltreiber von Aurilliak der von Clermont nach Toulouse trieb, nahm mich gern mit sich. Ich bestieg eines seiner Thiere, er ging meistens zu Fuße neben mir her. „Herr Abbe, sagt er, sie werden wohl einige Tage bei mir verweilen müssen, denn meine Angelegenheiten halten mich zu Hause auf. Ums Himmelswillen wenden sie diese Zeit dazu an, meine Tochter von ihrer wahnsinnigen Frömmigkeit zu heilen. Ich habe kein Kind, als sie und sie will fürs Teufels Gewalt nicht heirathen. Ihr Vorsatz macht mich trostlos.“ Der Auftrag war kitzlich, ich fand ihn indessen doch reizend und übernahm ihn gern. Ich stellte mir die Wohnung eines Mannes, der ohne Unterlaß seinen Eseln folgte, bald dem Regen, bald dem Schnee auf den elendesten Wegen trotz bot, ziemlich armselig war, und erstaunte daher nicht wenig, als ich beim Eintreten ein bequemes, gut möblirtes, recht sehr hübsches Wohnhaus fand. Eine Art von Nonne, jung und frisch und hübsch kam Petern so hieß der Treiber entgegen, und umarmte ihn, als Vater. Das Abendbrod, das sie uns auftischte, verrieth nicht weniger Wohlstand; die Schöpfskeule war mürbe, der Wein treflich. Das Zimmerchen, das mir angewiesen wurde, war bei aller Einfachheit fast mit Luxus aufgeputzt. Ich war nie so weich gebettet gewesen. Vor dem Einschlafen dachte ich über das Gesehene nach. „Quält sich, sagt ich zu mir selbst, dieser Mann, um einige Stunden des Lebens bequem hinzubringen, die ganze übrige Zeit mit den mühseligsten Stra-

pazen herum? Nein; gewiß ist sein Ziel kein ruhiges gemächliches Alter und die Ruhe, die er schon im Geiste genießt, erleichtert ihm die Mühseligkeiten. Doch welche Einbildung hat das hübsche, liebliche Mädchen, seine Tochter, die er zärtlich liebt, auf den Gedanken eine Nonne zu werden, gebracht? Warum dieses graue Habit, diese schlechte Linnen, das goldne Kreuzchen auf der Brust und dieser Busenschleier. Die Haare, die sie unter dem Stirnbande verbarg, sind doch so schön gefärbt, der kleine unbedeckte Theil ihres Halses ist weiß wie Elfenbein. Die Arme, sind so rein wie dieses und so schön gerundet!" Ich schlief über diese Betrachtungen ein und den folgenden Morgen hatte ich die Freude, mit der künftigen Nonne zu frühstücken; verbindlich fragte sie, wie mein Schlaf gewesen sey?" „Sehr süß, erwiederte ich, aber er war unruhig, Träume quälten mich. Und Sie, haben Sie gut geschlafen?" — „Nicht übel. dem Himmel sey Dank!" — Haben sie auch geträumt?" — „Sie erröthete. Ich träume selten, meinte sie. — „Und wenn Sie träumen, ists von Engeln?" — Manchmal auch von Märtyrern; versetzte sie lächelnd." — „Gewiß, die sie gemacht haben?" — „Ich? O, ich mache keine". — „Gewiß mehr als einen, darauf wette ich; Sie rühmen sich nur dessen nicht. Ich für meine Person sehe im Traum nie den Himmel offen, ohne auch fast immer von Jungfrauen dabei zu träumen. Da sehe ich einige in weißer, die andern in grauer Kleidung stehen, und

der größte Schmuck würde sie nicht besser zieren; Nichts verändert in diesem einfachem Anzuge die natürliche Schönheit ihrer Haare, ihres Teints; nichts verdunkelt den Glanz der schönen Stirne, der purpurrothen Wange; kein Falte entstellt die Taille, ein enger Gürtel bezeichnet diese und ihre Rundung. Ein Lilienarm und eine kleine Hand mit Rosenfingern gehen, wie sie der Himmel schenkte aus dem knappen Aermel hervor und jemehr der Busenschleier verbirgt, desto mehr läßt er zu ahnen übrig. So viel Vergnügen ich indessen darüber habe, im Traume dieses schöne Mädchen in dem Himmel zu sehn, so bin ich doch, ich sage es offen, etwas betrübt, sie dort so schlecht placirt zu finden. — Wo sahn Sie sie denn?" — „fragte sie verwirrt. — In einem Winkel, fast ganz einsam, und was mir noch mehr mißfällt, in der Nähe der Kapucinermönche." — „Bei den Kapucinern! „rief sie und runzelte die Augenbraunen. — „Ach ja wohl, und fast verlassen von allen, während die majestätischen Mütter von einer Familie groß erzogener Kinder; ihren Gatten, die sie schon auf der Erde glücklich machten; ihren Eltern, die sie hier unten im Alter trösteten, erfreuten und unterstützten; vom ganzen Himmel gesehen, und mit Ehre über und über geschmückt, hoch oben anstehen." — „Und, fragte sie etwas boshaft, wo hat man den die Abbes hingestellt?" — „Ohne Zweifel in einen eben so einsamen Winkel, als der der Jungfrauen ist — „Ja das glaube ich selbst und man hat sehr wohl daran gethan, denn

für die letztern wären sie sehr gefährliche Nachbarn.

Der gute Peter freute sich über diesen Streit. Er hatte seine Tochter lange nicht so munter und gesprächig gesehn, denn ich trug Sorge, meine Neckereien, wie es Montaigne genannt haben würde, mit einem bittersüßen, treffenden und schmeichelhaften Scherz zu würzen, für die sie mir danken mußte, wenn er sie gleich auch böse zu machen schien. Endlich führte mich ihr Vater, den Tag vor seiner und meiner Abreise nach Toulouse allein in sein Zimmer. „Herr Abbe, sagte er, ich sehe wohl, ohne mich werden sie und meine Tochter nie übereinstimmen. Der Streit über den Abbe und die Nonne muß aber doch ein Ende nehmen. Ich weiß dafür ein gutes Mittel. Sie müssen Ihre Aufschlägelchen, meine Tochter ihren Kragen wegwerfen und ich vermuthe, daß sie nicht lauge zaudern wird, diesem Vorschlage Gehör zu geben, wenn sie nur wollen. Was mich anbetrift, so habe ich zehn Jahre lang alle Aufträge des braven Mannes, Ihres Vaters besorgt, alle Welt sagt, sie sind ihm ähnlich, ich will also mit Ihnen auch gerade heraus und vom Herzen weg sprechen." — „Jetzt zeigte er in der geöfneten Komode die mit Geldklumpen angefüllten Kasten. „Nehmen Sie, sagte er; ich sage nur ein Wort darüber: Das habe ich für meine Enkel, wenn mir meine Tochter welche schenkt, und Ihre Kinder, wenn Sie wollen und die Einwilligung meiner Tochter erlangen, zusammengehäuft und häufe immer noch zusammen.

Gern gesteh ichs, daß mich dieser Schatz in Versuchung führte. Das Anerbieten war für mich um so verführerischer, da der gute Peter keine andere Bedingung darauf setzte, als seine Tochter glücklich zu machen. „Ich fahre fort meine Maulesel zu treiben, auf jeder Reise werde ich den Geldhaufen vergrößern. Nur in der Arbeit und Strapaze lebe ich, und werde so lange gehen, als ich Kräfte und Gesundheit habe. Krümt das Alter meinen Rücken, und macht es meine Knie steif, nun so höre ich bei Euch zu leben auf, und ruhe aus." — „Ach Freund, wer hätte die Ruhe eines glücklichen, langen Alters mehr verdient, als Ihr! Aber wo denkt Ihr hin, Eurer Tochter einen Mann geben zu wollen, der schon fünf Kinder hat?" — „Was, in Ihrem Alter schon fünf Kinder?" — „Ach ja, habe ich nicht zwei Schwestern und drei Brüder? Haben diese einen andern Vater, als mich? Von meinem Erwerbe, nicht von dem Euren müssen sie leben, ich muß für sie arbeiten." — „Und denken Sie das mit dem Lateinischen, wie ich mit meinen Mauleseln zu erwerben?" — „Ich hoffe es, zum wenigsten thue ich, was in meinen Kräften steht." — „So wollen Sie also meine Tochter nicht? Sie ist doch hübsch! vorzüglich jetzt, da Sie sie aufgemuntert haben." — „Gewiß, sie ist reizend, liebenswürdig, ich würde mehr durch sie, als durch Eure Thaler versucht werden. Aber ich habe es Euch gesagt; die Natur hat mir schon fünf Kinder auf den Arm gegeben; die Heirath gäb mir bald noch

fünf andere, vielleicht noch mehr, denn die Nönnchen sind fruchtbar, und das wäre zu viel Lärm." — „Das ist Schade, und meine Tochter wird sich nie verheirathen wollen." — „Fast kann ich's Euch versichern, sie wird gegen die Heirath nicht mehr so sehr eingenommen seyn. Sie weiß, daß die guten Mütter von Familien im Himmel höher, als die Jungfrauen stehn, wählt Ihr ihr einen Mann, der ihr gefällt, und bald wird ihre Seele eine andere Art von Andacht haben!" — Meine Vorhersagung traf ein.

Ich kam in Toulouse an, und eilte den Pater Noaillak zu besuchen. „Ihre Angelegenheit geht recht vorwärts," rief er mir entgegen; „ich habe hier mehrere Jesuiten gefunden, die Sie kennen, und mit mir einverstanden sind. Sie sind vorgeschlagen, angenommen, und können von morgen an eintreten, wenn Sie wollen. Der Provinzial erwartet Sie." — Ich erstaunte, daß er so geeilt hatte, ließ mir aber nichts merken, und ging mit ihm zum Provinzial. Ich fand diesen wirklich bereit, mich aufzunehmen, so bald es mir gefiele, wenn, sagte er, mein Beruf bestimmt und lauter wäre. Beim Abschied von meiner Mutter," antwortete ich, „hätte ich nicht den Muth gehabt, ihr meinen Entschluß zu erklären; ich würde ohne ihren Rath, ohne ihre Zustimmung keinen Schritt thun, und müßte mir Zeit vorbehalten, ihr zu schreiben und Antwort zu erwarten. Der Provincial fand das alles billig, ich verließ ihn — und schrieb.

Die Antwort kam geschwind, und welche Antwort, großer Gott, welche Sprache und Beredtsamkeit! Mein Kopf war vom Pater Noaillak mit Blendwerk angefüllt, aber keinen Eindruck hatte er auf den Geist meiner Mutter machen können. Nur unbedingte Abhängigkeit, blinden Gehorsam und gänzliche Ergebenheit sah sie in dem Gelübde, das ihr Sohn, bei der Aufnahme in den Jesuiterorden, ablegte. „Und wie," schrieb sie, „kann ich glauben, daß Du mir noch angehörst? Du selbst gehörst Dir nicht mehr zu. Welche Hoffnung kann ich für meine Kinder auf den setzen, über dessen Existenz jeder Fremde den Augenblick verfügen kann. Man hat mir gesagt, mich versichert, daß ihr, durch die Kaprice eurer Obern nach Indien, China und Japan verschickt werden könnt; daß, wenn der General Euch dahin sendet, keine Ueberlegung statt finden kann, und ihr ohne Widerspruch und ohne Widerstand abreisen müßt. Wie, mein Sohn, hat Dich Gott nur darum frei geschaffen, Dir nur darum gesunde Vernunft, gutes Herz und Gefühl gegeben, Dir nur darum von Natur so lautere und rechtmäßige Absichten und Wünsche eines braven Mannes eingeprägt, um eine nur gehorchende Maschine zu werden? Folge mir, mein Sohn, laß Du die Gelübde, die unbeugsamen Regeln den Seelen, die das Bedürfniß solcher Fesseln fühlen. Ich versichere Dich, ich, die Dich gut kennt; je freier die Deinige ist, desto gewisser wirst Du nichts, als Gutes und Lobenswerthes wollen. Guter Sohn, erinnere Dich

des schrecklichen und meinem Herzen, so sehr es mir auch sein Andenken zerreißt, so theuren Augenblicks, wo Dir Gott in der Mitte einer bekümmerten Familie, die Kraft gab, Ihre Hoffnungen durch das Anerbieten Deiner Unterstützung zu erheben. Wirst Du das Herz, das die Natur solcher Gefühle fähig schuf, noch besser machen, wenn Du es läßt zum Sklaven werden? Wenn Du der Freiheit entsagt hast, diesem zu folgen, wenn von Dir selbst Dir nichts übrig ist, was wird dann aus den tugendhaften Entschlüssen werden, Deinen Brüdern und Schwestern, Deiner Mutter beizustehn? Ach Du bist für sie verloren; sie erwarten nichts mehr von Dir! Kinder! euer zweiter Vater will der Welt und der Natur absterben. Beweint ihn. Ich, die verzweifelte Mutter will meinen Sohn, will Euch beweinen, die er verlassen hat. Ach Gott, das war es also, was ohne mein Wissen, bei mir mit diesem falschen Jesuiten überlegt wurde. Er kam, einer armen Wittwe ihren Sohn und fünf Waisen ihren Vater zu rauben. Grausamer, unbarmherziger Mann! Wie gütig und doch wie verrätherisch schmeichelte er mir. Das, sagt man, soll ihr Charakter und ihre Denkungsart seyn. Und Du, mein Sohn, der nie ein Geheimniß für mich hatte, hintergehst Deine Mutter so! Hat er Dir schon seine Verstellung gelernt! Gingst Du schon darauf aus, mir eine Schlinge zu legen? Der edle und grosmüthige Beweggrund, die Unterstützung eines Bischoffs zu verschmähen, war nur ein leerer Vorwand, um

mich anders denken zu machen, Deine Absichten zu verbergen! Nein, nichts von alle dem kann von Dir kommen, ehe glaube ich an ein Blendwerk, das Dich bezaubert hat. Ich will nicht die Achtung und Liebe, zwei Gefühle, an denen ich fester, als am Leben halte, für meinen Sohn verlieren. Mein Sohn berauschte sich in ehrgeizigen Hoffnungen. Er glaubte sich für mich und seine Kinder aufzuopfern. Sein junger Kopf war schwach, aber sein Herz wird stets gut seyn. Er wird diesen Brief, den die Thränen seiner Mutter gebadet haben, nicht lesen, ohne die treulosen Rathschläge zu verabscheuen, die ihn einen Augenblick irre führen konnten."

Ach, meine Mutter hatte sehr Recht; es war mir unmöglich, ihren Brief zu Ende zu bringen, ohne von Weinen und Schluchzen fast außer mir zu seyn. Von diesem Augenblick an war der Vorsatz, mich zum Jesuiten zu bestimmen, aus meiner Seele verbannt, und ich eilte, es dem Provinzial zu sagen, daß ich darauf Verzicht leiste. Ohne gerade die Achtung für meine Mutter zu mißbilligen, bedauerte er mich so, daß es mich persönlich verbinden mußte. Die Gesellschaft, sagte er, werde mir für meine guten Absichten stets verpflichtet seyn. — Wirklich fand ich die Lehrer des Kollegiums günstig gestimmt, mir, wie in Clermont, Schüler in allen Klassen zu geben. Allein mein Ehrgeiz strebte damals darnach, eine philosophische Schule zu errichten. Das war es, womit ich umging.

Mein Alter war meinen Absichten fast immer zuerst im Wege. Ich glaubte, als ich meinen Kursus öffnete, wenigstens die Anfangsgründe lehren zu können, allein fast alle meine Schüler waren noch jünger, als ich. Ein alter Repetent, Namens Morin, der angesehenste im Kollegio, den ich deswegen um Rath fragte, sprach lange mit mir, und fand mich hinlänglich unterrichtet. Aber woher das Mittel, auch erwachsene Jünglinge an mich zu ziehen! Indessen fiel ihm etwas ein, das seine Aufmerksamkeit fesselte. „Das würde spashaft seyn!“ murmelte er lächelnd in den Bart. „Thut nichts, ich will sehn, es wird gehn.“ — Ich war neugierig, seinen Plan zu hören. „Die Bernhardiner,“ sagte er, „haben hier eine Art von Seminar, wo sie von allen Orten her ihre jungen Leute schicken, um ihren Kursus zu machen. Der Professor der Philosophie, den sie erwarteten, ist eben krank geworden, und sie haben mich gebeten, bis zur Ankunft seine Stelle zu übernehmen. Ich bin dazu schon zu sehr beschäftigt, sie verlangen jemanden von mir, und so gehe ich, Sie vorzuschlagen.“

Man nahm mich auf sein Wort an. Als er mich aber am folgenden Morgen einführte, so sahe ich deutlich die Wirkung des Lächerlichen, das aus dem Kontraste zwischen dem Amte und meinem Alter entsprang. Fast alle Schüler hatten schon einen Bart, und ich noch keinen. Dem höhnischen Lächeln, das meine Gegenwart erregte, setzte ich Kälte und bescheidene Würde entgegen; und wäh-

rend Morin mit den Obern sprach, unterhielt ich mich mit den jungen Leuten über die Einrichtung ihrer Studier- und Schulzeit; zeigte ihnen einige Bücher an, die sie sich anzuschaffen hätten, um die Lectüre ihren Studien anzupassen, und sah bei allem, was ich sagte, sorgfältig darauf, weder zu jugendlich, noch zu gemein zu seyn. Es gelang mir alles gut, wie ich zu Ende der Unterredung war, merkte ich ihrerseits, das an die Stelle des anfänglich unachtsamen und spottenden Tones Ernst und Aufmerksamkeit getreten war.

Das Resultat von Morin's Unterredung mit den Obern war, daß ich den folgenden Morgen die erste Vorlesung halten könnte.

Ich war über das beleidigende Lächeln, das ich bei dem ersten Besuche hier unter diesen Mönchen erfahren hatte, ärgerlich, und beschloß mich zu rächen; man höre, wie ich es anfing. Es ist eine hübsche Gewohnheit, den Anfang der philosophischen Vorlesungen mit dem Diktiren einer Art von Einleitung zu machen. Sie scheint der Vorhof des Weisheitstempels, in welchen man die Schüler einführt, und muß daher doch etwas schön und würdevoll ausgedrückt seyn. Ich entwarf sie mit Sorgfalt, lernte sie auswendig, entwarf und memorirte ebenfalls den Riß, der das Ganze in seiner Ordnung darstellen sollte, und ganz mit meinem Gegenstande beschäftigt, bestieg ich stolz und gravitätisch den Katheder. Meine jungen Bernhardinermönche saßen rings umher; ihre Obern standen und lehnten sich auf den Rücken

der Bänke; alle waren voller Ungeduld, mich zu hören. Ich frage, ob man bereit ist, das Diktirte nachzuschreiben. Ja, war die Antwort. Und nun diktirte ich, ohne Heft vor den Augen, mit geschränkten Armen, wie aus dem Stegreif sprechend, meine Einleitung und dann die Eintheilung dieses philosophischen Kursus, von dem ich noch im Vorbeigehn die vorzüglichsten Hauptgegenstände berührte.

Ich kann nie ohne zu lachen an das Bahgesichte meiner Bernhardiner und an die große Hochachtung denken, die sie mir zollten, als ich vom Katheder stieg. Es war mir dieser Eulenspiegelstreich zu gut geglückt, um meine Rolle nicht fort- und auszuspielen. Täglich lernte ich also den zu diktirenden Vortrag auswendig, sprach ihn aus dem Gedächtniß, und hatte so das Ansehn, ihn auf der Stelle zu schaffen und zu ordnen. Einige Zeit darauf besuchte sie Morin und nun sprachen sie voller Verwunderung zu ihm von mir, wie von einer Naturseltenheit. Sie zeigten ihm das Diktirte. Er wollte mir selbst sein Erstaunen darüber zu erkennen geben, daß dieses so aus dem Stegreif gesprochen wäre; ich antwortete mit einer Sentenz des Horaz:

> Leicht spricht sich das, was man begriffen, aus,
> Und überflüssig sind dazu die Worte da.

So trat ich bei Gaskoniern mit einer Gaskonade auf, die mir indessen nöthig war. Als nachher der Professor ankam, seine Stelle anzutreten, so gab mir Morin, der nicht allen, die sich an ihn

wendeten, dienen konnte, so viel Schüler als ich haben wollte. Auf einer andern Seite kam mir das Glück noch zuvor.

In Toulouse war für Studierende aus dem Limosin eine Stiftung da. Man bekam während der fünf Jahre des philosophischen Kursus in dem dazu bestimmten Hause, das St. Katharinen-Kollegium genannt, eine freie Wohnung, und hatte 200 Livres Einkommen. Wenn eine Stelle offen war, so wählten die übrigen nach der Stimmenmehrheit; eine gute und kluge Einrichtung. Bei einer dieser Vakanzen dachten meine jungen Landsleute an mich. Nur der Wohlstand beschränkte hier die Freiheit. Thürwärter und Koch wurden auf gemeinschaftliche Kosten erhalten. Bei meiner Sparsamkeit konnte ich also meiner Familie den größten Theil der Früchte meines Geistes zuwenden, und diese Ersparniß, die mit dem immer größern Zuwachs meiner Lehranstalt gleichen Schritt hielt, wurde bedeutend genug, um meinen Verwandten ein gemächliches Leben zu verschaffen. Während indessen mir so die süßesten Freuden das Glück bereitete, schuf mir die Natur die schrecklichsten Schmerzen. Einige Zeit indessen ging es noch gut.

Ich blätterte einmal durch Zufall eine Sammlung von Aufsätzen durch, die von der Akademie der Blumenspiele (des Jeux Floreaux) gekrönt waren, und erstaunte über die reichen Preise, die sie vertheilte; sie bestanden in goldnen und silbernen Blumen. Die Schönheit der gekrönten Stücke

selbst setzte mich weniger in Verwunderung. Es schien mir ziemlich leicht, bessere zu machen. Ich dachte an die Freude, meiner Mutter solche goldne oder silberne Blumensträuschen zu schicken; an die Freude, die sie haben würde, sie von meiner Hand zu empfangen. So bekam ich Lust, den Dichter zu machen. Noch hatte ich die Regeln unsrer Dichtkunst nicht studiert; ich kaufte geschwind ein kleines Büchelchen, das sie enthielt, und bekam zu gleicher Zeit ein Exemplar von Rousseaus Oden. Das eine und das andere ward studiert, und nun augenblicklich auf ein hübsches Sujet zu einer Ode gedacht. Ich blieb bei der Erfindung des Schießpulvers stehen. Noch erinnere ich mich, daß sie mit den Versen:

> Du, die eine Höllen = Eumenide
> Schuf mit ihrer blutgefärbten Hand"

anfing.

Ich konnte vor Erstaunen, eine so schöne Ode gemacht zu haben, gar nicht zu mir selbst kommen. Ich recitirte sie in der Trunkenheit der Begeisterung und der Eigenliebe, und ich zweifelte keinen Augenblick, daß sie unter ihren Preisbewerbern den Sieg davon tragen würde. Das war nicht der Fall, ich hatte nicht einmal die tröstende Ehre des Accessits. Aufgebracht, schrieb ich in meinem Aerger an Voltaire und foderte ihn um Rache auf; mein Werk war beigelegt. Man weiß, wie gütig Voltäre junge Leute aufnahm, wenn sie einiges Dichter=Talent zeigten. Der französische Parnassus war sein Reich, das Zepter davon hätte er keinem

auf der Welt abgetreten, doch seine Unterthanen sah er gar gern sich mehren. Er antwortete mit der Grazie, die ihm so eigen war: Seine Lobsprüche über meine Arbeit waren mir reichlicher Trost für die Ungerechtigkeit der Akademie, wie ich es nannte; ihr Urtheil konnte, meiner Meinung nach, gegen einen Beifall wie Voltaires, keinen Gran wiegen. Noch schmeichelhafter indessen, als sein Brief, war das beigepackte eigenhändig korrigirte Exemplar seiner Werke. Ich war ausgelassen vor Freude und Stolz, und lief, mit meinem Geschenk in der Hand, in der Stadt und den Kollegien herum. Das war der Anfang der Korrespondenz mit diesem berühmten Manne, und des Freundschaftsbundes, der 35 Jahre, bis an seinen Tod, ununterbrochen fortdauerte.

Ich fuhr fort, für die Akademie der Blumenspiele zu arbeiten und erhielt alle Jahre die Preise. Der letzte dieser kleinen literarischen Siege hatte indessen ein vernünftigeres und bedeutenderes Interesse, als das der Eitelkeit. Wohl ist er hier einer Stelle würdig.

Alles in der Achtung des Menschen erhält nur nach dem Vergleiche mit andern Werth. Da die literarische Welt von Toulouse nichts glänzenderes, als den Sieg im Kampfe der genannten Spiele aufzuweisen hatte, so war das Ursache genug, diese Feierlichkeit fürs Glänzendste, Prachtvollste von der Welt zu halten, und das Zuströmen der Menschen war außerordeutlich. Drei Deputirte des Parlements

präsidirten; die Richter davon, alle Stadtbehörden erschienen in Amtskleidung. Der ganze Saal war, wie ein Amphitheater, von den schönsten und artigsten Damen der Stadt erfüllt. Die glänzende Jugend der Universität nahm das um den academischen Zirkel herumgehende Parterr ein, der große Saal war mit Blumen- und Lorbeerkränzen geschmückt, und die Trompeter ließen bei jedem ausgetheilten Preise, das Gewölbe von dem schmetternden Siegesschalle widertönen.

Ich hatte dies Jahr fünf Stücke zur Preisbewerbung eingegeben; eine Ode, zwei gewöhnliche Gedichte und zwei Idyllen. Die Ode fiel durch. Die beiden Gedichte hielten sich die Waage, das eine bekam den Preis der epischen Muse, das andere den der Prosa. Die eine Idylle ward gekrönt, die andere bekam das Accessit. So bekam ich drei Preise, und zwar die einzigen, die die Akademie vertheilte; ich nahte mich der Versammlung mit dem Herzklopfen der Eitelkeit, an das ich nie ohne Beschämung und Mitleid mit meiner Jugend zurückdenken kann. Noch viel ärger wurde es, als man mich nun mit den Blumen und Kränzen beschenkte. Wo ist wohl der zwanzigjährige Dichter, den so etwas nicht den Kopf verdreht hätte?

Alles schwieg im Saale; nachdem die Lobrede, die größte, die es geben kann, auf Klementine Isaura, Stifterin dieser Spiele um Blumen, am Fuß ihrer Bildsäule gehalten war, so kam es nun an die Preisvertheilung. Der der Ode bestimmte, hieß es, sollte zurückbehalten werden. Nun wußte

man, daß ich eine eingegeben hatte, daß ich auch der Verfasser einer nicht gekrönten Idylle war; alles bedauerte mich also und ich ließ es zu. Jetzt nannte man mit lauter Stimme das gekrönte Gedicht und bei den Worten, der Verfasser komme herbei, stand ich auf, kam und empfing den Preis. Man applaudirte mich, der Gewohnheit gemäß, und ringsherum hieß es: zwei Preise hat er verfehlt, doch den dritten nicht. Er hat mehr als eine Sehne, einen Pfeil für seinen Bogen. Bescheiden setzte ich mich wieder unter dem Trompetenschall. Doch bald hörte man vom zweiten Gedicht: Die Akademie halte es für Pflicht hieß es, ihr den Preis der Beredtsamkeit zuzuerkennen statt ihn aufzusparen.

Der Verfasser wird aufgefodert und ich bin es wieder, der sich erhebt. Der Beifall verdoppelt sich und das Gedicht wird beim Ablesen eben so günstig und gern gehört, als das erste. Zwei Augenblicke darauf kommt die Reihe an die Idylle, und ihr Verfasser wird gerufen. Zum drittenmal sieht man mich den Preis empfangen. Wär ich der Verfaßer des Cinna, der Athalie und Zaire gewesen, mehr wär' ich gewiß nicht applaudirt worden. Der Enthusiasmus aller war außerordentlich. Die Männer trugen mich durch die Menge auf den Händen, die Damen umarmten mich. Nichtiger Dunst des eitlen Ruhmes! Wer kennt ihn besser als ich. Nach vierzig Jahren scheint mir keiner von allen diesen Versuchen, die man so herrlich fand, würdig, in einer Sammlung meiner

Werke, selbst bey nachsichtiger Beurtheilung, aufgenommen zu werden. Doch was mich an diesem schönen Tage, noch mehr rührte, will ich jetzt erzählen.

Mitten in dem Lärme und Brausen eines trunknen Volkes breiten sich zwei schwarze Arme gegen mich aus. Ich sehe, ich erkenne meinen Lehrer, den guten Pater Malosse, der mich nach einer achtjährigen Trennung bei dieser Feierlichkeit wieder findet. Augenblicklich dränge, stürze ich mich durch den Haufen, und werfe mich mit allen drei Preisen an sein Herz. „Nehmen Sie, guter Pater, ruf' ich, Sie gehören Ihnen; Sie sind's, dem ich Sie verdanke!" Der gute Jesuit hob die von Thränen nassen Augen gen Himmel und ich kann es wohl sagen, die Freude, die ich ihm machte, war mir lieber, als der Glanz meines Triumphes. Ach Kinder, das, woran Herz und Seele Theil nehmen, gewährt immer Freuden, da findet man das ganze Leben hindurch an sich selbst Gefallen. Was nur dem Stolz schmeichelte, kommt uns nachher nur wie ein leerer Traum vor und man erröthet so thörigt einen Irrthum geliebt zu haben."

So verführerisch indessen diese literarischen Erholungen für mich waren, so wenig hatten sie doch auf meine reellen Beschäftigungen, einen Einfluß. Nur die Augenblicke des Vergnügens, des Spazierengehens blieben für's Versemachen, und selbst da war ich anhaltend mit den Studien und meinem Unterichtgeben beschäftigt. Da ich

im zweiten Jahre des philosophischen Kursus meinen Jesuitischen Professor nicht hatte bewegen können, uns die Newtonianische Physik zu lehren, so faßte ich den Entschluß in das Kollegium der sogenannten Väter von der christlichen Kirche (Les doctrinaires) zu gehen, das im philosophischen Fach zwei verdienstvolle Lehrer zählte. Der eine, und zwar der, den ich bekam, liebte indessen, bey aller Kenntniß und Lehrerfähigkeit, war es aus Temperament oder Vorsatz, gern Faulheit und Bequemlichkeit. Es war ihm daher lieb, an mir einen Schüler zu haben, der, mit der Philosophie schon vertraut, ihm von Zeit zu Zeit des anekelnden Unterrichts in der Klasse überheben konnte."

„Gehen Sie, sagte er, gehen Sie auf den Katheder und lehren Sie, was Sie selbst so leicht begriffen haben." Mich bezahlte dies Lob reichlich für alle meine Mühe; es verschafte mir das Zutrauen der Schüler, und ließ sie den Wunsch empfinden, den trefflichen, verständigen Fremdling zum Repetenten zu bekommen.

Um dem Professor gefällig zu seyn, verstand ich mich wie wohl nicht ganz gern dazu, in einer Disputation aufzutreten. Er wollte mich so gern zu denen seiner Schülern zählen, die er dem Publikum vorführte, und da er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Toulouse war, so bat er mich, dieser meine Disputation zu widmen. „Das wird ein neues Schauspiel seyn und Aufsehn erregen!" sagte er. Er wollte damit seine

philosophische Laufbahn endigen und meinte, den Glanz dieses Aktus noch mit einem für mich ehrenvollen Theaterstreich verbinden zu müssen, über den ich selbst erschrack. Es glückte ihm alles nur zu wohl und bald wär ich dadurch fürs ganze Leben ein Narr oder ein Schwächling geworden.

Es war bei solchen öffentlichen Uebungen feste Gewohnheit, daß der Professor auf dem Katheder, und sein Schüler vor ihm, an dem sogenannten Pulte, einer Art Tribune, unterhalb des Katheders stand. Alles war auf den Plätzen; die angesehene Akademie hatte vor dem Katheder Platz genommen; man benachrichtete mich, und ich erschien. Es versteht sich, daß ich für die Akademie ein Kompliment ausstudiert und für diese kleine Rede meine ganze Kunst, mein ganzes Talent aufgeboten hatte. Ich wußte sie auswendig, hatte sie wohl zwanzigmahl ohne Anstoß recitirt, und konnte mich in dieser Hinsicht auf mein Gedächtniß so verlassen, daß ich gar nicht daran gedacht hatte, das Manuscript mit zu nehmen. Beim Auftreten sehe ich meinen Professor, statt auf dem Katheder, unter den Mitgliedern der Akademie, und winke ihm ehrfurchtsvoll, sich auf seinen Platz zu begeben. „O steigen Sie nur hinauf, sagte er ganz laut in seiner trägen und unbesorgten Manier aufs Pult oder aufs Katheder, wie es Ihnen beliebt; Sie bedürfen meiner nicht.“ In der Versammlung erregte dies schöne Zeugniß ein Flüstern, das, meiner Meinung nach, Beifall und Erstaunen bedeutet. Allein meine Sinne sind gelähmt, der

ganze Kopf verwirrt. Zitternd und erschrocken stieg ich das Pult hinan und knie, der Gewohnheit gemäß, nieder, den heiligen Geist um seinen Beistand anzuflehen. Vor dem Aufstehn will ich mich auf den Anfang meines Kompliments besinnen, er fällt mir nicht wieder bei, ist mir entflohen, ich will ihn wieder aufsuchen, aber da ist nichts, als ein dicker Nebel; ich strenge mich unglaublich an, nur das erste Wort wenigstens wieder zu finden; nicht ein Wort, nicht ein Gedanke fällt mir bei. —— Mehrere Minuten bringe ich so in Angst zu, schwitze Blut und Wasser, fast springen mir Nerven und Adern im Kopfe bei dieser schrecklichen Anstrengung, als auf einmal, wie durch ein Wunder, der Nebel, der meine Geister umhüllte, sich zerstreut, mein Kopf frei wird, die Gedanken wieder da sind, ich den Anfang meiner Rede wieder habe, und sie, zwar abgemattet, aber doch ruhig und sicher vortrage. Ich spreche nicht von ihrer Wirkung. Lobsprüche werden nur selten übel aufgenommen. Die meinige war damit nach Vermögen gewürzt. Ich rühme nicht die Güte, die man mir die ganze Uebung hindurch bezeugte. Die Akademiker, die mich aufzurufen würdigten, bemühten sich nur stets, mir Gelegenheit zu den glänzendsten Antworten zu geben, und brachten mich auf die interessantesten Theile der newtonischen Physik. Sie betrugen sich, wie wahre Mäcene, huldreich und gütig. Das Bedeutendste und für mich Rührendste war indessen das edle Betragen des Jesuiten, den ich so leichtsinnig verlassen hatte,

um in das Kollegium zu gehn. Er kam, mich jetzt mein Unrecht empfinden zu lassen, und fing mit mir über das Gesetz der Schwere zu streiten an. Erst schien er mich mit der größten Stärke angreifen zu wollen; dann aber gab er mir die vortheilhaftesten Gelegenheiten, meine Ideen zu entwickeln. Ich wußte es ihm glücklicherweise zu verstehen geben, daß seine Art, mich zu bekämpfen, den Meister verrieth, der seinen Schüler die Kraft fühlen läßt, ohne ihn zu unterdrücken. Als ich herabstieg, wünschte mir der Präsident der Akademie Glück, und sagte, seine Zufriedenheit könne er mir nicht besser zu erkennen geben, als durch das Anbieten der Stelle eines Adjunktus, die jetzt bei der Akademie offen wäre. Ich nahm sie mit dem demüthigsten Danke an. Den Preis für meinen Kampf empfing ich in den öffentlichen Beifallsbezeugungen.

Der solide Vortheil, den diese jugendlichen Anstrengungen für mich hatten, bestand indessen in der immer größer werdenden Zahl von Schülern, die zu dem, was ich nach Bort schickte, reichlich beitrugen. Ich hatte genug, von meinem Erwerb den ältesten Bruder nach mir während des Studierens zu erhalten; bot ihm also dazu die Hand, und rief ihn nach Toulouse. Vierzehn Jahr alt, kam er. — — Noch verstand er kein Wort Latein; allein er hatte eine sehr lebhafte Empfänglichkeit, ein herrliches Gedächtniß und brannte vor Begierde meinen Unterricht zu benutzen. Ich vereinfachte für ihn die Regeln, kürzte die Methode ab, und in einem halben Jahre fand er im Syntax

keine Schwierigkeiten mehr; ein gut angewendetes Jahr setzte ihn in den Stand, seinen Weg allein und ohne Lehrer zu gehen. Darnach trachtete sein Ehrgeiz, denn er sah mich mit Arbeit überhäuft und fühlte sich selbst erleichtert, wenn er mir einige Mühe ersparte. Der gute Junge. Seine Gesinnungen gegen mich athmeten nicht Freundschaft allein, sondern wirklich Religion. Der Name Bruder hatte in seinem Munde etwas Heiliges. Er bezeigte mir den Wunsch, sich der Kirche zu widmen, und ich sah dies sehr gern, denn bei mir erkaltete er aus mehr als einer Ursache. Die abschreckenden und argen Schwierigkeiten, die man mir in den Weg legte, trugen dazu besonders bei.

Das St. Katharinenkollegium, wo ich war, hatte einen Syndikus des Erzbischoffs zum geistlichen Aufseher und Vorsteher. Er hieß Goutelongue und war eben so aufgeblasen, als verwegen, intriguant, ja selbst, wie man sagte, ein wenig Schurke. Das Kollegium wollte er nach seinen Absichten leiten, über die Stellen selbst bestimmen und sie seinen Kreaturen zutheilen. Als Syndikus, durch die Würde des Erzbischoffs, die er im Munde führte, und der Kredit, in den er bei diesem seiner Prahlerei nach stand, setzte er diese in Furcht, lockte jene an und hatte sich so unter seinen Gefährten Parthei gemacht, die durch Furcht und Hoffnung beherrscht wurde.

Indessen fand er im Kollegio an einem gewissen Puzälou, einen offenen, freidenkenden und entschlossenen Jüngling, der seiner Herrschaft

müde war, und ihm die Spitze zu bieten, das Signal zum Aufstande gegen eine solche Tyrannei zu geben wagte. „Mit welchem Rechte,“ sagte er zu den jungen Limosiniern, seinen Kameraden, „schlägt dieser Mensch unrechte Wege ein, unsere Versammlungen zu beunruhigen, unsere Wahlen zu beschränken. Der Gründer dieses Kollegiums ließ uns die Freiheit, unter uns selbst die leeren Stellen zu vergeben; er urtheilte sehr vernünftig, die Jugend sey das Alter, wo die natürliche Billigkeit aufs reinste, rechtmäßigste und aufs offenste entscheide. Warum nun dieses Gefühl der Billigkeit, das uns beseelt, vernichten lassen? Unter uns werden die erledigten Stellen den Würdigsten, nicht den Begünstigsten gegeben. Wenn Gouitelongue Kreaturen haben will, so verschaffe er ihnen die Gunst seines Erzbischoffs, mache er sie sich nicht auf unsere Unkosten verbindlich. Unser Gewissen dient uns bei der Wahl zum Führer, das mehr Werth ist, als das des Syndikus. Ich kenne ihn, und erkläre es offen, daß ich an seine Rechtschaffenheit so wenig, wie an die eines Kupplers glaube.“ Der letztere, eben nicht schön rednerische Ausdruck haftete. Dieser Name blieb dem Syndikus. Seine Intriguen im Kollegio hießen nun immer Kuppeleien.

Ich ward während dieses Verhältnisses aufgenommen, und Poujalou hatte keine Mühe, mich für seine Parthei zu gewinnen. Von diesem Augenblick an stand ich auf den Angebe-Listen des Syndikus, und bald ward ich noch besser durch

einen mich angehenden Vorfall bezeichnet. Es ward im Kollegio eine Stelle offen. Die zwei Partheien waren einander gleich, und in diesem Falle stand die Entscheidung dem Erzbischoff zu. Unsere Parthei ging mit ihrer Stärke zu Rathe, und glaubte sich des Uebergewichts, aber nur mit einer einzigen Stimme versichert. Allein den Abend vor der Wahl ward uns diese entrissen. Einer unserer Gefährten, ein braver und guter, aber furchtsamer Jüngling, war verschwunden; wir hörten, daß er auf einem drei Meilen entfernten Dorfe seinen Onkel, einen Pfarrer, hatte, der ihn für die Weihnachtsfeiertage abgeholt hatte. Wir waren überzeugt, daß das ein Streich von Goutelongue sey. Dorf und Weg dahin sind uns bekannt, allein bei finsterer Nacht, Glatteis und Regen wäre es Thorheit gewesen, vom Pfarrer zu erwarten, daß er um diese Zeit den Neffen fortlassen werde. Er hatte ihn überdieß in Hinsicht auf den Syndikus mitgenommen. „Thut nichts," rief ich schnell, „ich wette darauf ihn auf der Kroupe mit zu bringen. Gebt mir nur ein gutes Pferd." Das war augenblicklich da und in Poujalous langen Mantel gehüllt, war ich in zwei Stunden vor der Pfarrhausthüre, gerade als Pfarrer, Neffe und Magd sich zu Bette legen wollten. Mein Kamerad kommt, als er mich vom Pferde steigen sieht, auf mich los und: „Muth, sag ich, als ich ihn umarme, oder Du bist entehrt!" Der Pfarrer, dem ich mich als ein Mitglied des St. Katharinenkollegiums vorstelle, fragt, was mich

herbringe. „Ich komme, ist meine Antwort, in des Herrn Christi, des gemeinschaftlichen Armenvaters Namen. Ich will Sie beschwören, keine Gemeinschaft mit dem Räuber an der Armuth, dem Ungerechten und Grausamen zu machen, der ihr den Unterhalt entreißt, um ihn an seine Kreaturen zu verschwenden." Und nun entwickelte ich Goutelongues Ränke, uns das Recht zu entreißen, über unsere Stellen zu verfügen, um sie nach Gunst zu vergeben. „Morgen, sagt ich, haben wir einen Schüler, den er begünstigt, und die Stelle nicht nöthig hat; oder einen armen zu wählen, der sie verdient und darauf wartet. Welchem von beiden wünschen Sie das Loos?" Hinge es von ihm ab, meinte er, so würde das nicht zweifelhaft seyn. „Und es hängt von Ihnen ab, erwiederte ich; der Parthei des Armen fehlt nur eine Stimme; diese war ihm gewiß und auf das Bitten und Flehen des Goutelongue kamen Sie, sie ihm zu entreissen. Geben Sie sie ihm wieder, geben Sie ihm das Brot wieder, das Sie ihm genommen haben!" Bestürzt und beschämt antwortete er: sein Neffe sey frei, er habe ihn nicht gezwungen, mit genommen, um hier die Feiertage zuzubringen. „Ist er frei, versetzte ich, so komme er mit mir; er komme mit, um seine Schuldigkeit zu thun — seine Ehre zu retten, denn seine Ehre ist verloren, wenn man ihn an Goutelongue verkauft glaubt." Ich sah jetzt auf den Jüngling und fand ihn geneigt zu folgen. „Frisch! rief ich, umarme Deinen Onkel, und zeige Deinen Freunden, daß

weder er noch Du ein Sklave des Syndikus bist.“ Und im Augenblick saßen wir auf dem Pferde und waren weit vom Dorfe schon entfernt.

Unsere Gefährten hatten sich nicht niedergelegt, wir fanden sie noch am Tische. Mit welchem Ausbruch der Freude sah man uns beide kommen! Ich dachte Pujalou wollte mich in seiner Umarmung ersticken; wir waren bis auf das Hemde durchnäßt. Man trocknete uns ab und verschwenderisch wurde uns nun Schinken, Wurst und Wein vorgesetzt. Doch mitten in diesem Taumel behielt ich noch meine Ueberlegungskraft, und bat, den Gegenstand unserer Freude der andern Parthei bis auf den Augenblick der Versammlung geheim zu lassen. Wirklich war auch die unvermuthete Erscheinung des Flüchtlings für unsere Gegner ein Donnerschlag. Wir erhielten den Sieg, wie mit Gewalt, und Goutelongue, der die Ursache davon erfuhr, verzieh mir ihn niemals.

Kaum gab ich daher dem Erzbischoff meinen Wunsch zu erkennen, ein sogenanntes Dimissorium zu haben, um von seiner Hand die Weihe zu erhalten, als ich ihn gegen mich über und über eingenommen fand. Ich wäre, hieß es, nichts als ein galanter Abbé, ein bloßer Dichter, wartete den Weibern auf, mache für sie Liederchen und Idyllen, manchmal spaziere ich sogar auf dem Hofe in der Abenddämmerung mit hübschen Mädchen herum. Der Erzbischoff La Roche Agmond war in seiner politischen Moral nicht gerade gegen sich streng, aber desto mehr affektirte er es gegen

fremde Fehler zu seyn, er wollte mich in das niederträchtigste, das scheinheiligste Seminar schicken, um da zu büßen. Ich sah, welchen guten Dienst mir Goutelongue erzeugt hatte. Mein Widerwille gegen das Seminarium in Klewet ließ mich wieder an die wenige Neigung denken, die ich eigentlich für den geistlichen Stand hatte, wie ein Geheimniß, das ich mir bisher selbst verbarg, stand dies vor mir. Meine Verbindung mit Voltairen, an den ich manchmal schrieb, und ihm meine Versuche zuschickte, hatten dazu auch nicht wenig beigetragen, meine Gedanken über diesen Punkt zu ändern. Voltaire ließ mich mein Fortkommen als Dichter hoffen, und drang darauf, nach Paris, die einzige Schule, zu eilen, weil sich da Geschmack und Talent allein bilden könnte. Ich antwortete, Paris sey für mich ein zu großer Schauplatz, ich würde mich da unter die Menge verlieren, außerdem wüßte ich, ohne Vermögen, nicht, was dort mit mir werden sollte; in Toulouse führte ich ein ehrenvolles und bequemes Leben. Hätte ich in Paris nicht wenigstens dem etwas Aehnliches zu hoffen, so würde ich muthig dem Verlangen widerstehen, meine Ehrfurcht dem großen Manne zu bezeigen, der mich dahin zu rufen die Güte hätte.

Indessen mußte ich mich doch bald für etwas entschließen. Die Wissenschaften in Paris, der Gerichtsstuhl in Toulouse, oder das Seminar in Limoges — das wars, worunter ich wählen konnte, wovon eins so langsamen und ungewissen Erfolg wie das andere versprach. Bei meiner Un-

entschlossenheit fühlte ich, es sey nöthig, meine Mutter um Rath zu fragen. Ich hielt sie nicht für krank, doch wußte ich, sie sey abgezehrt. Meine Gegenwart hoffte ich werde ihr die Kräfte wieder geben. Ich eilte, sie zu sehen. Welche Freude und Wonne würde diese Reise mir geschafft haben, hätte ihr Erfolg der Hoffnung selbst so ganz entsprochen.

Ich ließ meinen Bruder in Toulouse und auf einem kleinen erkauften Pferde kam ich endlich auf den Weiler von St. Thomas bei meiner kleinen Meierei an. Es war Festtag. Meine älteste Schwester spazierte mit der Tochter der Tante d'Albois. Ich erhole mich und mache meine Toilette, da in dem Mantelsack die ganze Abbékleidung eingepackt war. Von St. Thomas nach Bort hatte ich über die seichteste Stelle im Flusse zu setzen und dann durch eine Wiese zu reiten. Ich thue das mit den beiden Mädchen und komme so in diesem Aufzuge in die Stadt. Verzeihung für diese Kleinigkeiten; ich schreibe ja, wiederholt sey es, für meine Kinder.

Indem ich vor der Kirche vorbei reite, wo gerade Vesper ist, sieht mich mein ehemaliger Mitschüler Odde, der hernach meine Schwester heirathete, und breitet in der erstern die Nachricht von meiner Ankunft aus. Freunde, Nachbarn, und endlich alles läuft zusammen, die Kirche wird leer, aber mein Haus in kurzem von allen den Menschen angefüllt und umringt, die mich sehen wollen. Gott, wie war ich in diesem Augenblicke betrübt! Ich

hatte so eben meine Mutter umarmt, und glaubte in ihrer Magerkeit, an ihrem Husten, an der brennenden Röthe, die ihre Wangen färbte, die Krankheit wieder zu finden, die meinen Vater getödtet hatte. Es war nur zu wahr, daß meine Mutter, noch keine vierzig Jahr alt, von der unglücklichen, in meiner Familie ansteckenden Lungensucht, ergriffen war, die in der letztern so grausame Beute machte. Ich faßte mich, so gut ich konnte, um meinen Schmerz der Mutter zu verbergen; sie, die ihr Uebel kannte, vergaß, oder schien es wenigstens bei meinem Anblick zu vergessen, und sprach nur von ihrer Freude. Späterhin erfuhr ich, daß sie den Arzt und unsere Tanten gebeten hatte, mich wegen ihres Zustandes gutes Muthes seyn zu lassen, und mir darüber nicht im mindesten Unruhe zu machen. Sie vereinigten sich alle mit ihr, mich irre zu führen, und mein Herz ergriff begierig die süße Täuschung dieser Hoffnung. Ich kehre zu unsern Einwohnern zurück.

Die Freude meiner Mutter über meine akademischen Fortschritte hatte sich rings umher verbreitet. Die goldnen und silbernen Blumen, die ich ihr schickte, mit denen sie alle Jahre den Altar am Frohnleichnamsfest schmückte, hatten mir in der Stadt eine unbeschreibliche Bewunderung erregt. Damals war dies Völkchen, das späterhin, wie so viele andere, vielleicht verderbt worden ist, die Herzensgüte selbst. Da gab es keinen Beweis der Freundschaft, den mir nicht jeder um die Wette zu erzeugen, bemüht gewesen wäre. Die guten

Weiber fanden ihre Freude daran, mir meine Jugendgeschichte wieder zu erzählen. Die Männer hörten mir zu, als hätte man meine Worte aufsammeln können, und es war doch alles, was ich sagte, nichts als der einfache und gefühlvolle Erguß meines bestürmten Herzens. Da alles meiner Mutter Glück zu wünschen kam, so that es auch Mademoiselle B**. Der Sitte gemäß mußte sie sich beim Eintritt meine Umarmung gefallen lassen. Doch statt meinem unschuldigen Kuß entgegen zu kommen; entzog sie mir sanft ihre Wange. Ich fühlte diesen Unterschied und ward sehr bewegt. Drei Wochen lebte ich bei meiner Mutter und doch war es mir unmöglich, einige Augenblicke der Natur zu entziehen, um sie der dankbaren Freundschaft zu opfern. Meine Mutter bestand endlich darauf, und um unsere Freunde nicht um meinen Genuß zu bringen, verlangte sie selbst nach kleinen Festen, die mir zu Ehren angestellt wurden. Sie bestanden in Mahlzeiten, wozu man sich wechselsweise einladete. Da sie indessen hier stets mit dem beschäftigt und beunruhigt war, was man ihrem Sohn sagte, was dieser antwortete, da sie selbst meine Blicke beobachtete und ängstlich harrte, wie ich bald diesem, bald jenem die Aufmerksamkeit, die man mir erzeigte, erwiedern würde, so strengten diese Freuden wirklich ihren Geist an. Auf ihre schwachen Organe machten sie einen verderblichen Eindruck. Unsere häuslichen Unterhaltungen foderten sie zu noch größerer Theilnahme auf mithin erschöpften sie sie also noch mehr. Ich suchte

ihr freilich das Reden zu ersparen. Bald erzählte ich lange, bald unterbrach ich ihre Rede mit einer Bemerkung. Indessen sie war beim Zuhören eben so unruhig, als beim Sprechen, die Aufmerksamkeit schadete ihr so viel, als das letztere selbst, und ich konnte nie ohne die schmerzlichste Empfindung in ihren Augen das Feuer wiederglänzen sehn, das ihr Blut verzehrte.

Endlich sprach ich von meiner erkalteten Vorliebe für den geistlichen Stand und der Unentschlossenheit, in der ich wegen einer neuen Wahl schwebe. Da war's, wo sie ruhig schien und mit Kälte sprach.

Der geistliche Stand, meinte sie, verlangt wesentlich zwei Pflichten, fromm und keusch zu seyn. Nur um diesen Preis ist man ein guter Prediger und über diese zwei Punkte mußt Du Dich prüfen. Willst Du Dich den Rechten widmen, so verlange ich Dein heiliges Wort: nie etwas zu betheuern, was Du nicht für wahr, nichts zu vertheidigen, was Du nicht für Recht hältst. Was die Laufbahn anbetrift, die Dich Voltaire zu betreten einladet, so finde ich Deine Vorsicht, in Paris vorher eine Lage zu wissen, wo Du Dich unterrichten und Deine Talente vergrößern kannst, vernünftig; was Du bis jetzt gethan hast, ist noch unbedeutend. Kann Dir Voltaire so eine ehrenvolle, sichere und nicht beschränkte Lage verschaffen, so eile dem zufälligen Ruhm und Glücke nach. Ich bin es wohl zufrieden. Vergiß nur nie, daß das Genie keinen ehrenvollern und würdigern Gefährten, als die Tugend haben kann." So sprach

das bewundernswürdige Weib, das keine andere Erziehung, als die des Klosters in Bort gehabt hatte.

Ihr Arzt glaubte mir es sagen zu müssen, daß meine Gegenwart ihr schädlich sey. „Ihr Uebel ist, sagte er, ein zu hitziges, zu lebhaftes Blut, ich beruhige es, so viel ich kann, und Sie bringen es, ohne es zu wollen, selbst ohne Kraft es zu vermeiden, noch mehr in Aufruhr. Alle Abend finde ich den Puls schneller und lebhafter. Wollen Sie, daß ihre Gesundheit wieder hergestellt werden soll, so entfernen Sie sich und nehmen Sie sich vorzüglich in Acht, sie durch Ihren Abschied nicht zu sehr zu rühren.“ Ich sagte es also, das schreckliche Lebewohl und meine Mutter hatte in diesem Augenblicke einen Muth, der den meinigen weit überwog. Kaum erwähnte ich es, daß ich wieder zu meinen Schülern zurückgehen müsse, als sie mir auch sogleich beistimmte. „Ja mein Sohn, meinte sie, Du mußt gehen; ich habe Dich gesehn, unsere Herzen haben mit einander gesprochen. Wir haben uns nur ein herzliches Lebewohl zu sagen, denn unnöthig wäre es, Dir — Sie brach hier ab und ihre Augen wurden naß. „Ich denke, fuhr sie fort, an die gute Mutter, die ich verlor und die Dich sehr liebte. Sie starb wie eine Heilige und würde viele Freude gehabt haben, hätte sie Dich noch einmal gesehen. Suchen wir so heilig, wie sie zu sterben, dann sehen wir uns vor Gott wieder.“ Sie ging hier auf einmal auf Voltaire über. Das schöne Geschenk, das er mir mit

seinen Werken gemacht, hatte ich ihr geschickt; es war eine verbesserte Ausgabe. Sie hatte sie gelesen und las sie von neuem. „Siehst du ihn, sprach sie, so danke ihm für die angenehmen Augenblicke, die er deiner Mutter schaffte, sag ihm, daß sie den zweiten Akt der Zaire auswendig wisse, die Merope mit ihren Thränen benetzt, die schönen Verse in der Henriade über die Hoffnung nie aus ihrem Gedächtnisse und Herzen gelassen habe.“

Sterblichen, denen der Himmel, sie zärtlich liebend zusendet,
Hauchet sie Freude, die treueste, sicherste, ein.
Trost vom Himmel und göttlichen Zuspruch sieht man sie bringen,
Fest, wie der Himmel, sie selbst und unerschütterlich stets.

Einen Menschen der dem Tode nahe war, so von sich selbst sprechen zu hören, zerrisse mir das Herz. Doch es war mir befohlen, alles zu vermeiden, was sie beunruhigen könnte, ich schien ihre Vorhersagungen nicht zu verstehen; den folgenden Tag verschloß jeder seinen Schmerz in sich selbst, wir ließen unsern Abschied so ruhig seyn, als es mit der Natur nur immer verträglich war.

Kaum von ihr entfernt überließ ich mich ganz dem Schmerz und meine Empfindungen strebten während der Reise, alle mich zu überwältigen. In kurzem werde ich also die Mutter nicht mehr haben, die seit meiner Geburt nur für mich lebte, dir angebetete, der ich so wenig, wie dem Himmel selbst, ja, wenn ich es sagen darf, noch weniger, als ihm zu mißfallen strebte! „Ich dachte ja öfterer an sie, als an diesen; im Kampf mit einer

Versuchung, einer Leidenschaft war sie es immer, die ich mir gegenwärtig dachte. Was würde sie sagen, wenn sie wüßte, was in dir vorgänge, wie würde, sie sich deswegen schämen oder kränken." Das war der Gedanke, den ich mir selbst aufwarf und dann behauptete die Vernunft ihre Rechte, die Natur unterstützte sie, die aus meinem Herzen, alles, was sie wollte machen konnte. Dem, der wie ich, diese so zärtliche, kindliche Liebe kennt, darf ich nicht sagen, wie traurig und niedergeschlagen jetzt mein Geist war. Noch stützt ich mich auf eine trügliche Hoffnung; sie war mir zu theuer, um sie vor dem letzten Augenblick entreißen zu lassen.

Ich eilte meine Studien zu Ende zu bringen; Eines doppelten Zwecks wegen hatte ich mich für das Kirchenrecht zuerst einschreiben lassen, und so würde wahrscheinlich mein letzter Entschluß mich den Richterstuhl zu widmen, in Erfüllung gegangen seyn. Doch gegen das Ende des ersten Jahres bestimmten mich ein paar Zeilen von Voltaire nach Paris zu gehn. Kommen Sie, schrieb er, ohne Sorgen; Herr Orri, mit dem ich gesprochen habe, nimmt sich Ihrer an. — Voltaire." Wer war der Orri? Ich wußte es nicht; frage also meine guten Freunde in Toulouse und zeige Ihnen mein Billet. „Herr Orri! rufen Sie, eh, Sapperment, das ist der Ober-Finanz-Rechnungsrath. Freund, dein Glück ist gemacht, du wirst Generalpachter. Denke an uns in deiner Größe. Beschützt von dem Minister wird es leicht seyn. Seine Achtung, sein

Vertrauen und Gunst gewinnen. Da bist du an der Gnadenquelle. Guter Marmontel, laß nur ein Bächelchen zu uns herfließen. Ein Aermchen aus dem Paktolus ist für unsern Ehrgeiz hinlänglich." Der eine hätte gar zu gern eine Generaleinnahme gehabt, der andere war mit der einer Provinz oder mit einem Aemtchen von zwei-dreitausend Thälerchen Einkommen zufrieden, alles das hing von mir ab.

Wir hatten, was ich zu sagen vergessen habe, unter unsern jungen Leuten, eine litterarische Societät, unter dem Namen der kleinen Akademie errichtet. Sie war eine Nachahmung von der der Blumenspiele und schon ziemlich berühmt. Hier erhöhte man meine Hoffnungen um die Wette; und so war nun das angelegentlicheste für mich zu reisen. Doch der künftige Ueberfluß überhob mich jetzt noch nicht der Pflicht meine Baarschaft zu schonen. Ich sah mich also nach Mitteln um, meine Reise wohlfeil zu machen, als mich der Parlementspräsident, Herr von Puget um einen Besuch bitten ließ. Er bot mir in den verbindlichsten Ausdrücken, mit seinem Sohn in einer Sänfte auf gemeinschaftliche Kosten nach Paris zu reisen. Die Sänfte, meinte ich, gewähre mir freilich eine verdrüßlich und langweilige Reise, indessen würde diese Unannehmlichkeit durch das Vergnügen aufgehoben, in guter Gesellschaft zu seyn. Meine Reisekosten hätte ich einmal berechnet; mit der Postkutsche betrügen sie vierzig Thaler und dabei bliebe ich bestimmt stehen. Der Prä-

sident versuchte erst vergeblich, etwas mehr heraus-zupressen, endlich bequemte er sich doch gern dazu, für seinen Sohn mußte er einmal die Sänfte auch allein bezahlen: und mein Antheil war ihm reiner Gewinn.

Ich ließ meinen Bruder in Toulouse zurück. Er hätte meine Stelle erhalten, allein diese war einmal den Theilnehmern des philosophischen Cursus bestimmt. So mußte dieser Vortheil aufgegeben werden und mein Bruder ward in das irrländische Seminar gebracht, wo ich ein Jahr für ihn voraus bezahlte. Ich ließ ihm mein ganzes Geld zurück. Bei der Abreise hatte ich nur einen Thaler in der Tasche. Auf der Reise durch Montauban wußte ich neuen Vorrath zu finden.

Montauban hatte, wie Toulouse, eine literarische Akademie, wo jährlich eine Preisvertheilung war.

Dies Jahr hatte ich den Preiß erhalten, ohne ihn noch bezogen zu haben. Er bestand in einer silbernen Harfe, hundert Thaler an Werth. Ich bekam sie bei der Ankunft und augenblicklich war sie verkauft. Meinem Mauleseltreiber bezahlte ich die Reisekosten voraus, die Freunde, die mich zu Pferde dahin begleitet hatten, wurden bewirthet und ich behielt doch mehr als funfzig Thaler übrig. Brauchte ein Mensch soviel, auf dem das Glück in Paris harrte? Niemand kam wohl so langsam dahin, als ich. Indessen war die Reise in der Sänfte doch nicht so verdrüßlich, als ich es ge-

glaubt hatte. Ich war einmal dazu bestimmt, brave Mauleseltreiber zu finden. Der jetzige sorgte immer für eine herrliche Mahlzeit. Nie habe ich so gute Rebhühner, so saftige Truthühner, so liebliche Trüffeln gegessen, ich schämte mich ordentlich, so gut für meine vierzig Thaler beköstigt zu werden und nahm mir vor, den Mann zu belohnen, sobald ich freigebiger seyn könnte.

Mein Reisegefährte bezahlte ihn freilich besser als ich und darum bestand er darauf, vor mir einen Vorzug zu haben, den ich ihm nun freilich nicht einzuräumen willens war. Den ersten Tag ließ ich ihm den hintern Sitz der Sänfte; so viel Uebelkeit mir auch das Schaukeln auf dem Rücksitz machte, so sagte ich doch nichts. Ich verbarg sogar die Langeweile, ein albernes, ganz verzogenes Kind ein langes und breites von seiner Familie, seinem Vermögen und der Präsidentenwürde seines Vaters herschwatzen zu hören. Ich ließ ihm die Schönheit seiner großen blauen Augen und die Reize seiner Figur erheben, von der er sehr naiv behauptete, daß alle Mädchen darin vernarrt wären. Er erzählte mir von ihren Lockungen, Schmeicheleien und den Küssen auf diese schönen blauen Augen. Ich hörte geduldig zu und sagte zu mir selbst: das heißt doch sich mit der Eitelkeit lächerlich machen.

Den folgenden Tag sah ich ihn wieder zuerst einsteigen und den alten Platz einnehmen. „Setzen Sie sich vor, Herr Marquis, wenn's Ihnen beliebt!" sagte ich. „Heut' will ich einmal bequem

sitzen." — „Ich bin an meinem Platze, sagte er, mein Herr Vater hat mir den hintern Sitz ausbedungen." — „Hat sich das Ihr Herr Vater in seinem Kontrakt ausbedungen, meint ich, so habe ich davon in meiner Verabredung nichts gehört; hätte er das gesagt, so würde ich mich nicht wie ein Narr, in diesen albernen Kasten eingeschachtelt haben. Für dasselbe Geld könnte ich in freier Luft und auf einem guten Pferde rings um mich herum sehn; einfältig genug, meine vierzig Thaler so schlecht anzuwenden, wär ich es doch nicht so sehr, um ihm hier den guten Platz zu überlassen." Er bestand darauf; nun war er zwar größer als ich, indessen bat ich ihn doch, mich nicht zu nöthigen, ihn mit Gewalt fortzutreiben und ihn auf die Erde zu setzen. Das verstand er und setzte sich nun vor. Bis zum Essen war er übellaunig, doch begnügte er sich damit, mich nur seiner Unterhaltung zu berauben. Bei Tische gewann aber die Vorstellung von seinen Vorzügen wieder die Oberhand. Man trug Rebhühner auf. Er rühmte sich, gut vorlegen zu können:

Quo gestu lepores et qua gallina secetur.

Und wirklich hatte seine Erziehung mit darauf hingearbeitet. Er löste vom Rebhuhn sehr geschickt die Schenkel und Flügel ab, behielt diese für sich und ließ mir die erstern nebst dem Rumpfe. „Sie haben gern die Rebhühnerflügel?" sagte ich. „Recht sehr!" — „Ich auch!" meinte ich lächelnd und ganz gelassen. „Ich will die Gleichheit herstellen." — „Sie sind sehr kühn, mir

einen Flügel vom Teller zu nehmen." — „Und Sie sind es noch mehr, da Sie sie beide in der Schüssel behalten!" sagte ich fest. Er glühte vor Zorn, mäßigte sich aber und das Essen ging ruhig ab. Der übrige Tag verstrich ohne Reden; auf dem Abend hatten wir einen Truthahnflügel; ich gab ihm das beste Stück, und nun war jede Spur von Zank verschwunden.

„Heute ist der hintere Sitz an Ihnen!" sagte ich den folgenden Morgen. „Sie sind sehr gütig gegen mich!" erwiederte er beim Niedersetzen. Wir waren einander gegenüber wieder so stumm, wie den Tag vorher, doch endlich belebte ihn ein Vorfall. Der Marquis schnupfte Taback, und ich, Dank sey's einem lustigen, jungen Kanzeleibedienten, der mir dafür Geschmack beibrachte, desgleichen. Während des Schmollens öffnete er seine hübsche Dose; ich schmollte nicht und nahm eine Priese, als wenn wir die besten Freunde wären. Er ließ es zu, und überlegte einige Minuten, dann hub er an: „Ich muß Ihnen doch ein Geschichtchen erzählen, daß mir beim Herrn von Maniban, dem ersten Parlementspräsidenten in Toulouse begegnet ist." Ich sah voraus, es werde eine Grobheit geben, und hörte zu. „Herr von Maniban, fuhr er fort, gab in seinem Kabinet einem gewissen Quidam eine Audienz, der einen Prozeß hatte, und zu ihm zu suppliciren kam. Er hört ihm zu und eröffnet seine Dose; der Quidam greift auch hinein. Herr von Maniban sagt nichts, klingelt aber den Bedienten, wirft den

Taback weg, von dem der Quidam genossen hatte und foderte andern." Ich that, als merkte ich den Hieb nicht. Bald darauf zieht der Narr wieder seine Dose; ich langte so ruhig, wie das erstemal zu. Er schien überrascht zu seyn und ich sagte lächelnd: Klingeln Sie doch, Herr Marquis! — Hier ist keine Klingel; aber es ist auch Ihr Glück, daß es hier keine giebt, denn der Quidam würde Ihnen für die Mühe, geklingelt zu haben, ein zwanzig Fußstöße gegen den Leib geben." — Man begreift sein Erstaunen über meine Versicherung. Er wollte böse thun, aber ich selbst war in der Hitze. „Bleiben Sie ruhig! rief ich, oder ich ergreife Sie bei den Ohren. Ich sehe wohl, Sie sind ein Närrchen, das man mir mitgegeben hat, um es klüger zu machen. Von jetzt an sag ich Ihnen, daß ich keine Grobheit mehr nachsehn werde. Wissen Sie, daß wir in eine Stadt kommen, wo ein Präsidentensohn aus der Provinz nichts ist, und fangen Sie jetzt an anspruchlos, bieder und bescheiden zu werden, wenn Sie es können; denn Stolz, Selbstgenügsamkeit und Abgeschmacktheit wird Sie sonst in der Welt noch ärgere Dinge erfahren lassen." Er bedeckte, während ich so sprach, die Augen, und weinte. Mein Mitleid rührte sich; ich nahm den Ton der wahren Freundschaft an, hielt ihm ernsthaft seine ganze lächerliche Prahlerei, seine kindische Eitelkeit und närrische Anmaßungen vor, und unmerklich schien mir sein Köpfchen von dem Winde, der ihn ausdehnte, frei zu werden. „Was wollen Sie denn?"

fragte er, man hat mich so erzogen." Außer meinen Beweisen von Wohlwollen erzeigte ich ihm noch die Gefälligkeit, ihm fast stets den Hintersitz zu lassen, da ich die Unbequemlichkeit des vordern leichter ertragen konnte und das versöhnte ihn nun vollends mit mir. Indessen unsere Unterhaltungen machten oft lange Pausen, und so hatte ich Zeit, die geraubte Haarlocke in Verse zu übersetzen; ein Vergnügen, das für mich bald den größten Vortheil haben sollte. Zu meinen Träumereien gaben immer zwei Quellen reichlichen angenehmen Stoff her. Die eine war die Vorstellung von meinem Glücke, und die Hoffnung, meine Mutter, wenn sie der Himmel erhielt, nach Paris kommen zu lassen und bei mir zu behalten. Die andere bestand in dem herrlichen Gemälde, das mir die Einbildungskraft von der Hauptstadt entwarf, wo ich alles, was gerade nicht prächtig wäre, doch wenigstens von feinem Geschmack und schöner Einfachheit zu finden wähnte. Der eine dieser Träume schwand gleich nach meiner Ankunft; der andere folgte ihm bald nach. Ich miethete mich in Julians Bädern ein und am andern Morgen erschien ich bei Voltaire.

Drittes Buch.

Jünglinge, die einiges Talent, einige Liebe für die schönen Künste haben und nun in der Nähe die berühmten Männer sehen, denen sie gleich zu werden strebten, von welchen sie entzückt wurden, lernten auch gewiß gleich mir die Bestürzung, die Beklemmung und die Angst kennen, die ich auf dem Wege zu Voltairen erfuhr.

Ich war überzeugt, daß ich ihn anreden müsse, und hatte schon zwanzigmal das erste Kompliment verändert, mit dem ich nie zufrieden war. Er überhob mich dieser Verlegenheit. Kaum war ich gemeldet, so kam er auf mich zu und streckte mir die Arme entgegen. „Freund, sagte er, ich bin erfreut Sie zu sehn. Ich habe indessen gleich eine schlimme Nachricht für Sie. Herr Orri wollte Ihr Beschützer seyn und Herr Orri ist in Ungnade gefallen!“

Tiefer, unvermutheter, schneller konnte ich nicht fallen, und doch war ich nicht betäubt. Ich habe von Natur einen schwachen Geist, und mich

doch stets über den Muth gewundert, den ich bei wichtigen Gelegenheiten empfand. „Nun, erwiederte ich, so muß ich gegen dies Unglück kämpfen. Ich kenne es schon lange, war schon lange seine Beute.“ — „Dies Zutrauen auf eigne Kräfte sehe ich gern bei Ihnen,“ sagte er. „Ja Freund, in sich selbst, in seinen Talenten findet der Gelehrte die wahre und seiner würdige Stütze. Bis die letztern Ihnen Unterhalt schaffen, sorge ich für alles. Ich rede als Freund und ohne Rückhalt mit Ihnen. Ich habe Sie nicht hierher gerufen, um Sie zu verlassen. Mangelt es Ihnen schon jetzt an Geld, so sagen Sie es mir nur. Sie sollen keinen andern, als Voltairen zum Gläubiger haben.“ Ich dankte ihm für seine Güte und versicherte ihm, daß ich ihrer wenigstens für einige Zeit nicht bedürfe; in letzterm Falle würde ich zutrauungsvoll zu ihr meine Zuflucht nehmen. „Versprechen Sie mir es, sagte er, ich rechne darauf. Bis dahin lassen Sie uns sehen, was wollen Sie arbeiten?“ — „Ach, ich weiß nichts, sagen Sie mir etwas.“ — „Das Theater, Freund, das Theater zeigt die schönste Aussicht. An einem Tage kann man hier Ehre und Glück erwerben. Nur einmal darf sich hier ein junger Mann mit Erfolg zeigen, um zu gleicher Zeit berühmt und reich zu seyn, und so einen Erfolg können Sie haben, wenn Sie gut arbeiten.“ — „Lust dazu hab ich wohl, aber was soll ich für's Theater machen?“ — „Ein gutes Lustspiel,“ versetzte er entschlossen. — „Ach, wie soll ich

Portraits zeichnen; ich kenne ja die Gesichter nicht:" Er lächelte bei dieser Antwort. „Nun so machen Sie Trauerspiele." — „Die Personen dieses kenne ich noch weniger, versetzte ich, gern wollt ich mich in dem erstern versuchen." — Das war die erste Unterredung mit diesem berühmten Manne.

Ich miethete mich jetzt neben der Sorbonne auf der Maurerstraße bei einem Speisewirth ein, der mir für meine achtzehn Sols ein gutes Mittagsessen gab. Einen Theil von diesem sparte ich zum Abend auf, und so befand ich mich recht wohl. Lange hatten aber meine funfzig Thaler doch nicht gedauert. Ein braver Buchhändler kaufte mein Manuscript, den übersetzten Haarlockenraub und gab mir hundert Thaler in Wechseln, aber Wechsel waren kein baar Geld. Ein Gasconier, den ich auf dem Kaffeehause kennen gelernt, entdeckte mir, daß ein Gewürzkrämer auf der Rue Saint-André des Arts die Wechsel gern für Waare nehmen würde. Ich kaufte ihm also für hundert Thaler Zucker ab. Kaum waren sie bezahlt, so bat ich sie mir baar wieder abzukaufen. Dabei verlor ich wenig. Funfzig Thaler von Montauban auf einer Seite, auf der andern 280 Livres für meinen Zucker, setzten mich nun in den Stand, bis auf die Erndte der akademischen Preise zu warten, ohne einen Dreier borgen zu dürfen. Acht Monate Wohnung und Tisch machten erst 288 Livres, und so blieben mir für die andern Ausgaben noch 142 Livres übrig. Das war genug. Ich

blieb im Bette und so brauchte ich im Winter wenig Holz. Bis auf den heiligen Ludwigstag konnte ich also ruhig arbeiten, und bekam ich den Preis der französischen Akademie von 500 Livers, so hatte ich fürs ganze Jahr genug. Mein Muth ward durch diese Rechnung nicht wenig aufrecht erhalten.

Meine erste Arbeit war das Studium der Schauspieldichtkunst. Voltaire leihte mir dazu das Nöthige. Aristoteles Poetik, P. Corneilles Gespräche über die drei Einheiten, seine Untersuchungen, das Theater der Griechen, unsere neuern Tragiker, alles ward hastig und schnell verschlungen. Das hielt mich ab, meine Kräfte selbst zu versuchen. Mein erstes Süjet, das mich die Ungeduld ergreifen ließ, war die Revolution von Portugal. Ich verlor dabei die kostbare Zeit. Das politische Interesse dieses Ereignisses war für die Bühne zu schwach; noch schwächer war die übereilte Behandlung und Ausführung davon. Einige Auftritte ließen indessen einen Schauspieler, dem ich sie als einen Mann von Kopf zeigte, viel Gutes von mir prophezeihen. „Sie müssen aber, sagte er, die Dichtkunst der Bühne auf der Bühne selbst studieren.“ Er rieth, Voltairen zu bitten, mir freien Eintritt auszumachen. „Roselli hat Recht, sagte dieser. Das Theater ist die Schule von uns allen. Sie muß Ihnen offen seyn, und ich hätte früher darauf denken sollen.“ Man bewilligte mir es sehr gern, und von nun an unterließ ich keinen Tag, mich hier zu

unterrichten. Wie viel dieser anhaltende Fleiß zur Entwickelung meiner Ideen und des kleinen Talents, das ich etwa hatte, beitrug, kann ich nicht beschreiben. Nie kam ich aus der Vorstellung eines Trauerspiels, ohne einige neue Bemerkungen über die Kunst, ohne größere Wärme der Einbildungskraft, des Geistes und des Ausdrucks erlangt zu haben. Wollte ich tragischen Stoff in der Quelle aufsuchen, so mußte ich ins Studium der Geschichte eindringen. Den Muth dazu besaß ich wohl, aber ich hatte keine Zeit. Flüchtig lief ich die alte Geschichte durch und Dionysius, der Tyrann, war der Gegenstand, der sich meiner ganz bemächtigte. Ich ruhte nicht eher, bis der Plan entworfen, die Tiebfedern der Handlung erfunden und an ihre Stelle geordnet waren. Voltairen sagte ich nichts davon. Theils wollte ich ohne Führer und allein gehen, theils den Vortheil einer beendigten Arbeit, wenn ich mich damit ihm zeigte, ganz auf meiner Seite haben.

Um diese Zeit sah ich bei ihm einen vornehmen Mann, der mich ungemein anzog. Es war der gute, tugendhafte und weise Vauvenargue. Von Seiten der Natur aufs grausamste vernachläßigt, war sein Geist eines ihrer seltensten Meisterwerke. Ich glaubte in ihm den schwächlichen und duldenden Fenelon zu sehen. Er versicherte mich seines Wohlwollens und gab mir gern die Erlaubniß, ihm aufwarten zu dürfen. Hätte ich seine Unterhaltungen aufschreiben können, sie würden eine schätzbare Schrift gegeben haben. Einige Züge

davon findet man in seiner hinterlassenen Sammlung von Gedanken und Betrachtungen. So beredt, so angenehm er in seinen Schriften ist, so war er, deucht mich, doch noch mehr in unsern Unterhaltungen. Ich sage in unsern; denn fast stets fand ich bei ihm einen Mann, der ihm ganz ergeben war, der dadurch meine ganze Hochachtung, mein ganzes Zutrauen erworben hatte. Es war derselbe Beauvin, der hernach dem Theater das Trauerspiel, die Cherusker, gab, ein Mann von Kopf und Geschmack, doch sorglosen Temperaments; ein Epikuräer von Charakter und fast so arm als ich.

Da unsere Neigung für den Marquis de Vauvenargui völlig übereinstimmte, so entstand daraus für uns beide eine Art von Sympathie. Jeden Abend hatten wir auf Prokops Kaffeehause nach der Komödie unsere Zusammenkunft; hier war das kritische Tribunal, die Schule junger Dichter, um Laune und Geschmack des Publikums kennen zu lernen? Hier sprachen wir zusammen. An Tagen, wo kein Schauspiel war, machten wir nach dem Mittagsessen einen einsamen Spaziergang. Jeden Tag wurden wir so einander nothwendiger. Alle Tage war uns dagegen die Trennung beim Auseinandergehn um so angenehmer. „Und warum das?“ sagte er, endlich, warum nicht stets zusammenbleiben? Die Obsthändlerin, bei der ich wohne, hat für Sie ein Zimmer, und leben wir hier auf gemeinschaftliche Kosten, so ist der Aufwand viel geringer. Mir, antwortete ich, würde diese

Einrichtung sehr wohl gefallen, doch im gegenwärtigen Augenblicke könnte, daran nicht gedacht werden." Er bestand darauf, drang in mich, ihm darauf die Ursache meines Widerspruchs zu sagen. „Bei meinem Wirthe, meinte ich hat mir mein pünktliches Bezahlen einen Kredit erworben, den ich an keinem andern Orte finden würde, und doch vielleicht unausbleiblich nöthig haben kann." Beauvin besaß ein hundert Thaler und bat mich, deßwegen unbesorgt zu seyn; er sei im Stande, Vorschüsse zu machen, und habe ein Projekt im Kopfe, das uns bereichern könnte. Ich meinerseits zeigte ihm meine Hoffnungen und meine Einnahmen; ich theilte ihm die Arbeit mit, die ich bei der französischen Akademie zur Preisbewerbung einreichen wollte; das war, wie er fand, so gut wie baar Geld. Er sah den Plan und die ersten Scenen meines Trauerspiels und ward mir Bürge für den Erfolg. — Der Marquis de Vauvenargue wohnte im Hotel de Tours, und diesem gegenüber war das Haus von Beauvins Wirthin. Ich zog denn also zu ihm. Sein Projekt, daß wir beide ein wöchentliches Blatt herausgeben wollten, hatte nicht den gewünschten Erfolg. Wir zeigten weder Galle noch Gift. Unser Blatt war gegen gute Werke weder ungerecht, noch falsch. Gute Schriftsteller hatten hier keine bittere und beissende Satyre zu fürchten, und so war wenig Absatz da. Indessen brachten wir doch mit dieser zufälligen Einnahme und dem Preise der Akademie, der mir glücklicherweise zu-

fiel, den Herbst heran. Ich kaute an tragischen Versen und er träumte in seiner Liebe.

Beauvin war häßlich, krummbeinig, schon ziemlich alt und der geliebte Liebhaber eines jungen Mädchen aus Artois, von der er mich jeden Tag, mit Beweisen der zärtlichsten Sehnsucht, unterhielt. Er dultete die Qualen der Trennung und ich war das Echo, das seinen Seufzern immer gern entsprach. Jünger, als er, hatte ich doch andere Sorgen im Kopfe. Daß der Speise-Wirth Kredit zu geben sich weigerte, war die ärgste davon. Der Becker und die Obsthöckin versorgten uns noch gern mit Brot und Käse, das war denn unser Abendbrot. Dagegen liefen wir von einem Tage zum andern Gefahr, das Mittagsessen zu verlieren. Noch eine Hoffnung blieb mir übrig. Voltaire ahnete, daß ich mehr stolz als wohlhabend seyn möchte; Er hatte darauf bestanden, daß mein kleines von der Akademie gekröntes Gedicht für meinen Vortheil gedruckt wurde und verlangte nun von einem Buchhändler, sich mit mir, nach abgezogenen Druckkosten zu berechnen. Indessen meinte der Buchhändler, daß er zum wenigsten noch die halbe Auflage liegen und mir nichts zu geben habe. Möglich, daß er wenig bisher dabei gewonnen hatte, möglich, daß er seinen Vortheil mehr, als den meinen berücksichtigte „Gut, versetzte Voltaire, geben Sie mir den Rest der Auflage, ich werde sie bald absetzen. Er ging nach Fontainebleau, wo sich der Hof aufhielt. Die

Aufgabe der Akademie war eine Lobrede auf den König gewesen. Voltaire nahm es auf sich, sie zu vertheilen und den Vortheil des Verfassers nach Gutdünken fest zu setzen. Auf diesen Umstand rechnete ich, ohne ihn übermäßig in Anschlag zu bringen. Aber Voltaire kam nicht.

Endlich war unsere Lage so schlimm, daß mir eines Abends Bauvin erklärte: Alle unsere Hülfsquellen, Freundchen, sind erschöpft; wir sind so weit, daß wir nicht einmal den Wasserträger bezahlen können. Er war ganz niedergeschlagen; ich nicht. Giebt uns der Bäcker und die Wirthin nicht mehr Kredit?" fragte ich ihn. — „Doch noch!" — „Nun so ist noch nichts verloren, den Wasserträger kann man leicht entbehren." — „Wie so?" — „Wie so, nun wir schöpfen es selbst an der Quelle." — „Dazu hätten Sie den Muth?" — Gewiß, den werde ich haben. Das ist was großes! Es ist jetzt finstere Nacht, und selbst wenn es Tag wäre, wo ist denn da die Schande, sich selbst zu bedienen? — Und so nahm ich den Krug und ging stolz an den nächsten Brunnen. Als ich zurück kam, eilte Beauvin mir mit offenen Armen entgegen. Die Freude hatte sein Gesicht aufgeheitert. Sie ist da!" rief er, Freund, sie ists, sie ist angekommen, alles hat sie verlassen, Vaterland und Familie, um mich aufzusuchen. Heißt das nicht Liebe. Ganz unbeweglich vor Erstaunen, immer mein Krügelchen in der Hand, starr ich ihn an und sehe ein sehr blühendes, schlankes und ziemlich hübsches, doch etwas verwachsenes Mäd-

chen, die mich ohne verwirrt zu seyn, begrüßte. Der Kontrast dieses romanhaften Auftritts mit unsrer Lage läßt mich auf einmal ein so lautes und tolles Gelächter aufschlagen, daß beide ganz bestürzt werden. „Seyn Sie bestens willkommen, Mademoiselle, sag ich: Sie hätten den Augenblick Ihrer Ankunft nicht besser wählen, zu keiner gelegnern Zeit eintreffen können.“ Nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen geh ich zu unsrer Wirthin herunter.“ Madame, sag ich ernsthaft, heute ist ein besonderer, ein Festtag. Sie müssen, wenn Sie die Güte haben wollen, uns helfen, die Honeurs vom Hause zu machen: und die Käsespitzen, die Sie uns zum Abendessen hergeben, ein bischen größer schneiden. — „Und was will denn die Frau hier?“ — „Ach, Madame, das ist ein Wunder von Liebe und von Wundern muß man nie Erklärung verlangen. Alles, was ich und Sie davon wissen dürfen, ist daß wir von Ihrem guten Käse ein Drittel mehr brauchen, den wir Ihnen, will's Gott, nun bald bezahlen werden.“ — „Ja, das Gott! wenn man aber keinen Dreier im Hause hat, da ist nun eben nicht die Zeit da, an die Liebe zu denken.

Voltaire, der einige Tag nachher von Fontainebleau zurückkam, füllte mir meinen ganzen Hut mit Thalern an; das ist, sagte er, der Gewinn vom Gedicht. So verzeihlich es bei meinem Mißgeschick war, eine Hülfe anzunehmen, so stellte ich ihm doch freymüthig vor, daß er diese Kleinigkeit über ihren Werth verkauft habe. Er gab mir

zu verstehen, daß weder er noch ich den Herren etwas abschlagen dürfe, die es so gut bezahlt hätten. Einige von Voltaires Feinden wünschten gar zu gern, daß ich mich deshalb mit ihm entzweite. Ich that es nicht und mit den Thalern, die ich leichter annehmen als ausschlagen konnte, bezahlte ich alle meine Schulden.

Beauvin bekam einige Unterstützung von zu Hause; davon hatte ich nichts zu erwarten und mit meinem Gelde war ich bald wieder zu Ende. Bei seiner neuen Lebensweise war es weder billig, noch möglich, unsere Haushaltung gemeinschaftlich zu führen.

In dieser Lage, der drückendsten meines Lebens, netzte ich jede Nacht mein Bett mit Thränen und dachte mit Bedauern an den Wohlstand, an die Ruhe, die mich in Toulouse angelächelt hatte, War es glückliche Wirkung meines Schicksals oder der guten Meinung, die Voltaire von mir hatte, ich weiß es nicht, was einer Dame, deren Andenken ich verehre, den Wunsch eingab, daß ich mich der Erziehung ihres Enkels annehmen möchte. In jeder Hinsicht muß die Erinnerung an dieses Ereigniß meinem Herzen sehr theuer seyn? Welche unschätzbare Freuden der Freundschaft und Geselligkeit verbreitete es über meine Tage! Welche glücklichen Jahre konnte ich nunmehr immer genießen!

Ein Direktor der indischen Kompagnie, Gilly, durch einen Handel zur See erst reich, dann nachher verarmt, hatte als Wittwer einen Sohn und ein Mädchen, deren sich seine Stiefmutter, Madame Harenk, gern angenommen hatte. Es ist nicht

glaublich daß eine alte Dame liebenswürdiger seyn könne, als Madame Harenk, und mit ihrer Liebenswürdigkeit verband sich noch die größte Einsicht, die seltenste Klugheit, die festeste Tugend. Sah man sie das erstemal, so stieß ihre Häßlichkeit zurück, doch die Reize ihres Geistes und Charakters überwogen gar bald diese abschreckende Mißgestalt und dann vergaß man Sie nicht etwa allein, sondern man liebte das Weib. Sie hatte einen einzigen Sohn, der eben so häßlich und liebenswürdig, wie sie selbst, war. Es ist der Herr von Presle, der, wie ich glaube, noch lebt und sich lange Zeit unter den Liebhabern der Künste durch Geschmack, und Kenntnisse auszeichnete. In ihren gewählten Gesellschaften war Vertraulichkeit, Zutrauen, eine gefällige, freundliche Heiterkeit und vollkommene Uebereinstimmung der Gesinnungen des Geschmacks und des Geistes eine unterscheidende Eigenheit. Einige Damen, die immer dieselben und zärtliche Freundinnen waren; machten ihre Zierde aus. Hier war die schöne Desfourniels, die die geschicktesten Mahler mit ihren regelmäßigen, zarten und unnachahmlich feinen Zügen zur Verzweiflung brachte. Die Natur schien bei ihr besonders und con amore, wie man sagt, dem schönsten Körper eine gleich schöne Seele zugetheilt zu haben. Hier fand man ihre Schwester, die eben so liebenswürdig, obschon etwas weniger schön und damals die glückliche Mutter des unglücklichen Lessart war, den wir mit den andern Gefangnen von Orleans „in Versailles erdrosseln sahen. Die junge Des-

fourniel, nachher Gräfin von Chabrillant, hatte zwar weder die Schönheit, noch den Charakter ihrer Mutter. Doch zeigte immer ihre kleine Bitterkeit so viel Witz, daß man gar gern etwas zu lebhaften Scherz verzieh. Demoiselle Lakome, die innigste Freundin von Madame Harenk zeigte unter den vorigen eine gesunde Vernunft und Sanftmuth, die sie bei allen Freundschaft finden ließ. Herr von Presle, Freund aller literarischen Neuigkeiten sammelte diese mit Auswahl und gab uns gleich ihre Erstlinge zum besten. Herr von Lantage und sein ältester Bruder, ein Mann von Kopf und leidenschaftlicher Liebhaber des Rabelais trugen das Ihrige zur Unterhaltung im Geschmack der ältern Zeiten bei. Daß ich nur bei dieser Gelegenheit den guten Herrn des Osiliere nicht vergesse. Außer Vauvenargue war er der tugendhafteste Philosoph den ich kennen lernte. Immer erinnerte sein gebildeter Geist, die natürliche Reinheit seines Herzens, seiner Sprache an den guten Fontaine.

Hier ward ich aufgenommen und bald wie ein Kind vom Hause geliebt. Urtheilet, Kinder, von meinem Glück, als sich zu den so mancherlei Annehmlichkeiten noch die gesellte, einen ganz unschuldigen, vollkommen gelehrigen jungen Menschen von guter Familie zum Schüler zu haben, der hinlänglichen Verstand und Gedächtniß hatte, um nichts von meinem Unterrichte zu verlieren. Er starb, bevor er Mann ward, und die Natur zerstörte in ihm eines ihrer herrlichsten Werke. Er

war schön wie Apoll, doch nie bemerkte ich daß er an seine Schönheit dachte. Neben ihm, ohne ihm einen Augenblick meiner Bemühungen für seine Bildung zu entziehen, endigte ich mein Trauerspiel. Den der Dichtkunst ausgesetzten Preis der Akademie erhielt ich auch dieß Jahr. Ohne den Tod meiner Mutter würde ich dieses unter die glücklichsten meines Lebens rechnen. Doch bei Madame Harenk fand ich allen Trost, alle Erleichterung die man bei solchem Schmerz hoffen kann. Freilich verließ ich sie als der Vater meines Schülers ihm eine andere Richtung zu geben beschloß und ihn zu sich rief. Aber bis an ihren Tod liebte mich die Ehrwürdige zärtlich, ihr Haus war auch das Meinige.

Mein Trauerspiel war zu Ende, es war Zeit, Voltaire darin feilen zu lassen, aber dieser war in Cirey. Das klügste wär nun wohl gewesen, seine Zurückkunft abzuwarten, und das fühlte auch ich. Welchen Nutzen mußte mir nicht das Feilen, die Bemerkungen, die Rathschläge eines solchen Meisters gewähren! Doch jemehr meine Arbeit unter seinen Augen gewonnen hätte, desto weniger gehörte sie dann mir zu. Vielleicht forderte er auch mehr als meine Kräfte hätten leisten können, und das würde mich dann muthlos gemacht haben. Gründe genug, mich rasch zu entschließen und die Schauspieler um das Vorlesen meines Stücks zu bitten.

Man hörte mit vieler Gefälligkeit zu. Die ersten drei Akte und der fünfte fanden völligen Beifall: doch verhehlte man mir nicht, daß der vierte schwach sey. Ich fand den Augenblick, daß ich, um Reise

zu zeigen, nur kalt geworden sey und faßte wieder Muth. Drei Tage bat ich mir zu seiner Umarbeitung und den vierten für das Vorlesen davon aus. Ich schlief während dieser Zwischenzeit nur wenig, aber mein langes Wachen ward durch den Erfolg, mit dem nun mein vierter Akt beim Lesen gekrönt wurde um so mehr belohnt, je größer der Eindruck war, den diese schnelle und glückliche Umschmelzung von meinem Talente erzeugte. Nun gingen die Widerwärtigkeiten des Verfassers an; die erste entstand schon aus der Vertheilung der Rollen.

Da mir die Schauspieler freie Entrée gaben hatte sich Mademoiselle Gaussin für mich am meisten verwendet. Sie spielte alle ersten Liebhaberinnen. In allen zärtlichen Rollen, wo nur natürlicher Ausdruck der Liebe und des Schmerzes, nöthig war, glänzte sie vorzüglich. Schön, gerade von der anziehendsten Schönheit, begabt mit einer Stimme, deren Ton zum Herzen drang und einem Blick, der bei dem Weinen einen unaussprechlichen Reiz gewährte, ließen ihre Naturgaben, wenn sie an ihrem Platze war, nichts zu wünschen übrig, und zu dem Vers, den Orosmann Zairen sagt:

„Für Dich ist nicht die Kunst,
Du selbst bedarfst sie nicht.“

gab sie die Veranlassung. Man kann sich vorstellen, wie sehr sie vom Publikum geliebt, wie sehr sie in dessen Gunst war. Indessen in Rollen, wo Stolz und Würde und Leidenschaft erfodert wurde, langten diese Mittel nicht hin. Alle die

üppige Zartheit, die so herrlich zu sanften Charakteren paßte, stand ganz mit der Kraft im Widerspruche, die der Charakter meiner Heldin verlangte. Und doch hatte es mir Mademoiselle Gaussin garnicht verhehlt, daß sie sie zu haben wünschte, sie hatte mir das auf die schmeichelhafteste und verführerischte Art zu verstehen gegeben und bei dem Vorlesen beidemal für Stück und Verfasser das lebhafteste Interesse bezeigt.

Damals waren neue Trauerspiele selten, und noch seltner die Rollen, worin man Glück zu machen hoffte, indessen ihre Haupttriebfeder war wohl, der Schauspielerin eine Rolle abzujagen, die ihr fast täglich eine raubte. Noch nie hatte Eifersucht gegen fremdes Talent der schönen Gaussin so großen Haß gegen die junge Clairon eingeflößt. Freilich besaß diese nicht die ihr eignen Reize der Figur, aber Gesicht, und Stimme, und Blick, und Geberde, vornehmlich Stolz und Kraft des Charakters, alles vereinigte sich bei ihr, heftige Leidenschaften, erhabene Gesinnungen auszudrücken. Sie hatte sich kaum als Camille, Dido, Ariane, Roxane, Hermione und Alzire gezeigt, und sogleich mußten ihr diese Rollen für immer abgetreten werden. Ihr Spiel war noch nicht so regelmäßig und gemäßigt, wie jetzt, aber schon hatte es all das Geistige und Bezaubernde des größten Talents. Zwischen ihr und ihrer Nebenbuhlerin fand also bei einer Rolle von Kraft und Stolz und Enthusiasmus, wie die der Aretia war, keine Wahl statt, und so ungern ich die eine belei-

digen wollte, so wenig zauderte ich, sie dieser anzubieten. Die Gaussin konnte ihren Verdruß nicht verbergen. „Man weiß wohl, sagte sie, mit welchen Buhlerkünsten die Clairon sich den Vorzug zu verschaffen wußte.“ Sie hatte Unrecht. Doch Clairon, ebenfalls erbittert, nöthigte mich, ihr in die Loge ihrer Nebenbuhlerin zu folgen. „Da haben Sie ihn,“ sagte sie, ohne mich im mindesten darauf vorbereitet zu haben. „Ich bringe ihn Ihnen her. Um Sie selbst sehn zu lassen, ob ich ihn verführt, ob ich ihn nur um den Vorzug, den er mir gegeben hat, gebeten habe, so erkläre ich Ihnen und ihm, daß, wenn ich seine Rolle annehme, es nur von Ihrer Hand geschieht.“ Sie warf bei diesen Worten das Manuscript auf die Toilette und ließ mich zurück.

Ich war damals 24 Jahr alt, und hier nun mit dem schönsten Weibe von der Welt allein. Ihre zitternden Hände drückten die meinigen; ihre schönen Augen ruhten auf meinen. „Was that ich Ihnen, sprach sie mit ihrer süßen Stimme, um die Beschämung und die Kränkung zu verdienen, die Sie mir bereiten. Als Herr von Voltaire für Ihre freie Entree sich verwendete, war ich es, die für Sie so sprach. Als Sie Ihr Stück lasen, war keines so wie ich für seine Schönheiten empfänglich. Ich hörte aufmerksam der Rolle der Aretia zu, und war zu sehr bewegt, um mir nicht schmeicheln zu dürfen, wie ich sie fühlte, geb ich sie wieder. Warum sie mir nun rauben? Der Anciennetät zufolge, vielleicht in jeder andern Hinsicht gehörte

sie mir zu. Beleidigung ist es für mich, wenn Sie sie einer andern geben; und daran zweifle ich, daß es Ihnen Nutzen schaffe. Glauben Sie mir, eine lärmende unnatürliche Declamation paßt nicht zu dieser Rolle. Ueberlegen Sie das. Ich bin auf meinen Vortheil, aber eben so sehr auf den Ihrigen, und mir würde es eine große Freude gewähren, wenn ich für diesen sorgte."

Ich bekenne offen, daß ich hier keine geringe Anstrengung nöthig hatte. Auge und Ohr und Herz waren hier ohne Schutz der süßesten Bezauberung preiß gegeben. Alle Sinne waren gefesselt, mein ganzes Herz bewegt und ich nahe daran, zu ihren Füßen zu sinken, wo mir die schönste Hoffnung winkte. Doch auf das Schicksal meiner Arbeit, meiner einzigen Hoffnung, auf das Wohl meiner armen Kinder kam es hier an. Daß hier der beste Erfolg und Durchfallen auf dem Spiele stand, stellte sich lebhaft vor meine Seele, und dieser Umstand siegte über alle die Gefühle, die mich bestürmten.

„Mademoiselle, antwortete ich, wäre ich so glücklich, eine Andromache, Iphigenie, Zaire oder Ines geschrieben zu haben, zu Ihren Füßen würde ich Sie bitten, sie glänzender zu machen. Niemand fühlte wohl besser, als ich, wie sehr Sie den Ausdruck des rührenden Schmerzes, der furchtsamen, zärtlichen Liebe verschönern. Unglücklicherweise verträgt die Handlung meines Stücks keinen solchen Charakter. Mag immerhin die Rolle meiner Heldin darzustellen, gewöhnlicher und unbe-

deutender seyn, als die Talente, die Ihnen die Natur zutheilte; daß sie beide verschieden sind, geben Sie mir selbst zu. Vielleicht habe ich einst Gelegenheit diese süße Stimme, diese bezaubernden Blicke, diese beredten Thränen, diese göttliche Schönheit in einer Ihrer würdigen Rolle glänzen zu sehen. Ueberlassen Sie die Gefahr, das Wagstück meiner ersten Erscheinung der, die es darauf hinnehmen will. Sie behalten die Ehre, ihr die Rolle abgetreten zu haben, und vermeiden die Gefahr, die Sie, beim Auftreten darin, mit mir theilen müßten." — „Genug!" sagte sie mit verbissenem Aerger. „Sie wollen es, ich trete sie ihr ab." Und damit ergriff sie das Manuscript, und ging mit mir herunter. Die Clairon war im Wärmesaal. „Da haben Sie die Rolle, sagte sie spöttisch, von der Sie so viel Erfolg und Ruhm erwarten. Ich trete sie Ihnen gern ab. Ich denke wie Sie; sie paßt besser für Sie, als für mich." Mademoiselle Clairon nahm sie mit etwas Stolze an, ich schwieg mit niedergeschlagenen Augen und ließ es so hingehen. Auf den Abend indessen ward ich beim Soupee mit der Clairon allein von dem Zwange wieder frei, in den sie mich versetzte. Sie fühlte den Muth, mit welchem ich mich dieser Versuchung entgegengesetzt hatte, und jetzt entstand die dauerhafte Freundschaft, die mit uns alterte.

Dies war indessen nicht die einzige Rolle, die mich quälte. Der Schauspieler Grandval, dem ich den Dionisius den Vater zutheilte, schlug ihn aus, und verlangte den jungen Dionisius zu spielen. So

mußte ich also jenen einem Schauspieler, Ribou, zutheilen, der jünger als Grandval war. Ribou war schön und gut gebaut und hatte viel edlen Anstand, dagegen mangelte ihm Einsicht und Bildung in solchem Grade, daß man ihm den Charakter in der Sprache des gemeinen Lebens aus einander setzen und Wort für Wort, wie einem Kinde erklären mußte. Mit Mühe und Unterricht brachte ich ihn dahin, leidlich zu spielen und mit einiger Töilettenkunst ward er seinem Charakter so ähnlich gemacht, daß seine Jugend die theatralische Täuschung eben nicht beeinträchtigte.

Jetzt kamen die Proben. Nun fingen die Kenner an zu urtheilen. Den vierten Akt hatte ich, wie gesagt, selbst zu gewagt gefunden. Der war es also, über den sie sich her machten. Der kritische Augenblick war, wo Dionisius der Jüngere seine Gebieterin im Pallast des Vaters zurückläßt, um die Rebellen zu entwaffnen. Mademoiselle Clairon hatte gehört, daß das die Klippe wäre, wo das Stück scheitern und nicht weiter gespielt werden würde. Sie schlug mir vor, bei ihr eine kleine Gesellschaft von gebildeten Männern zu veranstalten, diesen mein Stück vorzulesen und ohne die Stelle zu erwähnen, die uns in Verlegenheit setzte, zu sehen, was sie meinen würden. Die Versammlung fand statt. Hier die Theilnehmer davon.

Sie bestand aus d'Argental, der Voltairen mit Leben und Seele ergeben und Feind von jedem Talent war, das Glück zu machen drohte; aus

dem Abbé de Chauvelin, dem Ankläger der Jesuiten, den diese gehässige Rolle etwas berühmt machte. Er war es, von dem man sagte;

Wer ist der lächerliche Kopf?
Ists Mann, ists Aff'? der arme Tropf? rc.

Ferner aus dem Grafen de Praslin, der, wie d'Argental, nur für die Coulissen lebte, bis ihn endlich sein Vetter, der Herzog von Choiseul aus seiner traurigen Unthätigkeit riß, indem er ihn bei einer Gesandschaft und dem Ministerio anstellte. Endlich war hier der schmutzige Marquis von Thibouville; er zeichnete sich unter den ehrlosen durch völlige Schaamlosigkeit und feinen raffinirten Luxus aus, der bei ihm durch Ueppigkeit und Eitelkeit ekelhaft ward. Das einzige Verdienst dieses in die Schande völlig versunkenen Menschen war, Verse mit einer matten, kraftlosen Stimme und einer Ziererei zu recitiren, die aus seiner Lebensart entstand.

Wie bekamen aber solche Männer bei der Bühne Einfluß und Zutrauen? Sie machten Voltairen den Hof, der eben nicht sehr den Weihrauch schlechter Männer verschmähte, und dem Herzog von Aumont glauben, daß er dem Theater nicht besser vorstehen könne, als wenn er den Rathschlägen von Voltaires Freunden folge. Meine junge Schauspielerin ließ sich durch den Schein der Wichtigkeit und Einsicht täuschen, den sich die Herren gut zu geben wußten, und ich selbst fühlte mich von der Achtung befangen, die sie für ihre Kenntnisse hatten. Ich las ihnen meine Arbeit vor und

sie hörten mit wichtigen Stillschweigen zu. Nach dem Lesen versicherte sie die Clairon, daß ich Lehre annähme, und bat sie, mir offen ihre Meinungen mitzutheilen. D'Argental sollte zuerst das Wort führen: Man kennt die Art, wie er seine Stimme gab. Halbe Worte, Abbrechen, unbestimmte Sätze, Hin- und Herschwanken, Unverständlichkeit war alles, was ich von ihm herausbrachte. Ich schnappte, wie ein Karpfen und endlich meinte er, man müsse sehn, wie dies alles werde aufgenommen werden. Herr de Praslin meinte, das Stück enthielte wirklich Dinge, die bedacht zu werden verdienten, mit einem wichtigen Tone rieth er mir — daran zu denken. Der Abbé de Cheauvelin zog seine Dachsbeine an sich, und versicherte, es sey gar nicht so leicht ein Trauerspiel zu schreiben, wie man gemeiniglich sehr irrig glaubte. Plan, Intrigue, Sitten, Charaktere und Diction gut zum Ganzen zu einen, sey kein Kinderspiel. Ohne gerade streng über das Meinige zu urtheilen, sähe er doch darin ein Jünglingsprodukt, übrigens sey er der Meinung des Herrn von d'Argenthal. Thibouville strich mit der Hand das Kinn, um seinen Türkiß bewundern zu lassen, und meinte, er glaube etwas von tragischen Versen zu verstehen. Er habe so viel recitirt, so viel selbst gemacht, daß er wohl davon urtheilen könne. Doch wie wär es möglich, nach einem bloßen Vorlesen das Detail zu beurtheilen? Er könne mich nur an die Meisterwerke der Kunst verweisen; sie nennen, hieße alles sagen, was er verstanden wissen wolle. Läs' man

Racine und den Herrn von Voltaire, so könne man sehr leicht ihre Schreibart sehen."

Ich war ganz Ohr gewesen, von einem bestimmten und deutlich ausgedrückten Urtheile über mein Werk hatte ich indessen nichts gehört. Mir fiel ein, aus Schonung hätten sie vielleicht so ein Nichts in meiner Gegenwart vorgebracht. „Ich lasse Sie allein, sagte ich leise zu meiner Schauspielerin. Vielleicht reden sie offener, wenn ich nicht mehr da bin." Auf den Abend seh ich sie wieder. Nun, war meine Frage, haben sie bestimmter, als in meiner Gegenwart gesprochen?" — „Ja, ganz nach ihrer Laune!" — „Und was haben sie gesagt?" — „Sie meinten, das Stück könne gefallen, es wäre aber auch das Gegentheil möglich. Nach allem Ueberlegen wollte der eine für nichts stehen, der andere für nichts bürgen." „Und sie machten keine Bemerkung übers Einzelne? — Zum Exempel über das Sûjet!" — „Das Sûjet! ach! das ist der kritische Punkt. Allein was weiß man davon? Das Publikum ist so unbeständig?" — „Und was sagen sie von der Handlung?" — „Praslin weiß nicht, was er davon sagen, d'Argental nicht, was er davon denken soll, die andern beiden meinen, man müsse davon auf der Bühne urtheilen!" — „Was meinen sie denn von den Charakteren?" — „Der meinige sey sehr schön, aber —" — „Nun, aber?" — „Sie sahen sich an, und sagten weiter nichts." — „Und vom vierten Akte — was denken sie denn von dem?" — „Ach, dessen Schicksal ist entschie-

den. Er fällt durch, oder er erhebt sich zum Himmel." — „Gut, ich nehme die Prophezeihung an, fiel ich lebhaft ein. Auf Sie kommt es an, sie zu meinem Vortheil ausfallen zu lassen." — „Und wie?" — „Sehen Sie, in dem Augenblicke, wo sich der junge Dionisius Ihrer Ueberlieferung widersetzt, das Publikum über diese Prüfung der Tugend unruhig werden, so warten sie das nicht ab, sondern lassen Sie schnell den Vers hören:

Geh, fürchte nichts. Noch hat er nicht gelernt ꝛc.

— Sie begriff mich und bald wird man sehen, wie sie meine Hoffnung übertraf.

Während der Proben erlebte ich ein Abendteuer, das ich meinen Kindern schon erzählt habe, ich indessen hier doch einmal mitnehmen will. Ich war nun schon über zwei Jahr von Toulouse weg und hatte für meinen Bruder doch nur auf ein Jahr bezahlt. Ein ganzes Jahr war ich also schuldig; mit vieler Sparsamkeit hatte ich die dafür nöthigen hundert Thaler zurückgelegt, nun wollt ich sie doch gern und ohne Kosten an ihre Bestimmung übermachen. Bouvée, ein Advokat in Toulouse und Mitglied der Akademie der Blumenspiele war damals gerade in Paris. Ich besuche ihn und fragte, im Beiseyn eines unbekannten geputzten Mannes, ob er keine sichere Gelegenheit weiß, das Geld hinzusenden. Ihm war keine bekannt. Je, rief der Mann mit dem rothen Bande, den ich für einen Offizier hielt, ob er schon nichts, als ein Ritter vom Christorden war, da hab ich ja

wohl das Glück den Herr Marmontel hier zu finden. Er kennt seine Freunde aus Toulouse nicht mehr. Ich bekannte ihm verwirrt, daß ich nicht wüßte, mit wem ich die Ehre zu sprechen hätte." „Mit dem Chevalier de Ambelot!" versetzte er, „der sie so herzlich applaudirte, als Sie gekrönt wurden. So undankbar Sie dafür sind, so will ich Ihnen doch gern den kleinen Dienst erzeigen und die hundert Thaler an das Seminar der Irrländer auszahlen lassen. Geben Sie mir Ihre Addresse. Sie sollen morgen einen Wechsel dafür haben, der auf Sicht zahlbar ist und wenn der Superior Ihnen die Auszahlung anzeigt, so geben Sie es mir nach Belieben zurück." Nichts könnte verbindlicher seyn; ich dankte ihm recht sehr für seine Freundschaftliche Mühe.

Dieß Gespräch ging nun auf Toulouse über und ich lobte den originellen beißenden Witz daselbst. „Ich ärgere mich, sagte Boubée, daß sie nicht da waren, als ich die Sache des Rathhauß-Malers betrieb. Sie kennen doch den häßlichen, dummen Cammas, der alle Jahre im Parlementshause die Köpfe der neuen Richter hinsudelte. Eine Köchin, seine Nachbarin, klagte, daß er sie verführt habe. Sie war schwanger und drang auf Heirath oder Entschädigung für ihre verletzte Jungfrauschaft, die sie schon seit dem funfzehnten Jahre preiß gegeben hatte. Der arme Teufel war trostlos. Er klagte mir sein Unglück, schwur, daß sie ihn selbst verführt habe; er wollte ihr Benehmen seinen Richtern selbst erklären, und that mir den

Vorschlag, es in ein Gemälde, zu bringen, das im Verhör aufgestellt werden sollte. Schweig, sagt ich, mit deinem großen Maule. Du kannst Dich auch noch rühmen mit Deiner erst verführten Junggesellenschaft. Ich will Dich vertheidigen und herausziehen, aber versprechen mußt Du mir, in dem Verhöre ganz ruhig hinter mir zu stehen, kein Wort zu reden, ich mag sagen, was ich will. Außerdem bist Du verloren. „Hörst Du wohl?" Er versprach alles, was ich wollte. Im Termine ließ ich meinen Gegner weitläuftig über Schaam, Schwäche, Straucheln des andern Geschlechts, die Kunstgriffe und Schlingen, die man ihm legte, reden. Dann nahm ich das Wort. Ich vertheidige, sagt ich, einen häßlichen, einen bettelarmen, einen Dummkopf (er wollte murren, ich verwies ihn zum Stillschweigen.) Daß er häßlich ist — da steht er, meine Herren. Für seine Armuth bürgt er — als Mahler und was noch schlimmer ist, als Stadtmahler. Daß er ein Pinsel ist — da frage ihn der Gerichtshof nur selbst. Sind diese drei großen Wahrheiten einmal ausgemacht, so behaupte ich: Ohne Geld, ohne Geist, ohne Figur kann man nicht verführen. Mein Klient hat aber dazu weder Geld, weil er bettelarm, weder Geist, weil er ein Dummkopf, noch Figur, weil er häßlich und wohl der häßlichste von allen Männern ist. Folglich ist er fälschlich angeklagt." Meine Folgerung ward als richtig anerkannt und ich gewann alle Stimmen.

Ich versprach Boubée'n, von dieser schönen

Vertheidigung kein Wort zu vergessen, und beim Weggehen dankte ich dem Ritter Dambelot nochmals für den Dienst, den er mir erzeigen wollte. Am folgenden Morgen brachte mir ein Bedienter in Livree und breit galonirten Hut auf dem Kopf den Wechselbrief, den ich augenblicklich fortschickte. Drei Tage darauf hör ich mich auf der Komödienstraße des Morgens aus einem Fenster im zweiten Stockwerk rufen. Es war ein gewisser Favier aus Languedok, den ich sehr gut hernach kennen lernte, der jetzt meinen Besuch wünschte. Ich komme hinauf und sehe um einen Tisch mit Austern fünf bis sechs Gaskonier sitzen. „Mein Freund, sagte er, eine kleine Unpäßlichkeit nöthigt mich, das Zimmer zu hüten. Die Herren da leisten mir gern Gesellschaft. Wir frühstücken; nehmen Sie mit Platz." Seine Unpäßlichkeit war nichts als ein Urtheilsspruch, der körperliche Haft bestimmte. Favier war voller Schulden; doch hatte er immer noch beim Weinhändler, Becker und der Austerhändlerin Kredit. Champagnerwein und Austern wurden so reichlich und frohen Muthes aufgesetzt, als wäre er wer weiß wie wohlhabend gewesen.

Die Sorglosigkeit eines Wilden mit der größten Ausschweifung bezeichnete den Charakter dieses übrigens so liebenswürdigen, geistreichen und gebildeten Mannes; er sprach gut und ohne Mühe, wußte sich in Geschäfte zu schicken und würde bei weniger Selbstvergessenheit und Nachläßigkeit die größten Aemter haben übernehmen können. Ich ging nicht häufig mit ihm um, doch interessirte er

mich durch seine Offenheit, natürliche Beredtsamkeit, seinen Frohsinn, und offen gesprochen, jenen horazischen Epikurismus, der bei ihm ein gefährlicher Magnet war.

Mein Ritter mit dem rothen Bande gehörte mit zu seiner Gesellschaft. Nochmals dankte ich ihm für den Wechselbrief. „Sie spotten, sagte er. Es ist ja der leichteste Dienst, den wir Landsleute uns erzeugen können. Denn Sie mögen sagen, was Sie wollen, Sie sind aus Toulouse; Sie sollen nun einmal unser Landsmann seyn.“ Als ich gehen wollte, rief er: „ich gehe mit; mein Wagen steht unten. Wo soll ich Sie hinbringen.“ Ich lehnte es ab, er bestand darauf und ließ mich einsteigen.

„Erlauben Sie mir nur, fing er wieder an, bei meinem Freunde auf der Rue du Colombier vorzufahren, dem ich zwei Worte zu sagen habe. Ich bin dann gleich zu Ihrem Dienste. „Sie haben, sagte der Spitzbube, den guten Favier besucht. Das ist der galanteste und großmüthigste Mann, nur ohne Ordnung und Aufsicht. Er war reich, hat sich selbst ruinirt und bleibt doch nichts weniger der alte Verschwender. Jetzt ist er in Noth und ich will ihn, wenn ich kann, zu helfen suchen. Seinen Freunden zu helfen ist ja Pflicht.“

Er stieg am mir bezeichneten Hause aus und kam übellaunig und vor sich hinbrummend den Augenblick darauf zurück. Ich fragte ihn um die Ursache. „Freund, versetzte er, Sie sind noch jung und unerfahren in der Welt, nehmen Sie

sich mit Leuten, denen Sie trauen, in Acht. Es giebt wenig sichere Menschen. Dem hier, dem Marquis de Montgaillard z. B. hätte ich mein ganzes Vermögen anvertraut." — „Ich kenne ihn; was brachte Sie denn gegen ihn auf?" — „Gestern Abend, doch das bleibt unter uns, sagen Sie ja niemanden etwas davon. Verlieren möcht ich ihn doch nicht gern;) gestern Abend also setzt er sichs in den Kopf, zu spielen. Ich spiele nie, und will es ihm ausreden. Er hört nicht, pointirt und verliert. Er verdoppelt ein, zweimal und endlich ist all sein Geld dahin. Mich beschwört er, ihm zu borgen, was ich bei mir habe. Es sind in allem zwölf Louis und dem guten Favier hatte ich versprochen, sie ihm diesen Morgen zur Tilgung einer dringenden Schuld zu bringen. Ich sage Montgaillard, daß ich das Geld brauche, ohne gerade den Zweck zu nennen. Er verspricht mirs auf Ehre, heut Morgen wieder zu erstatten; bekommts, spielt damit und verliert. Jetzt glaub ich sie in Empfang zu nehmen und siehe da, er ist ausgegangen oder läßt sich verheimlichen. Der arme Favier wartet darauf und glaubt gewiß, ich will mein Wort brechen, ich, der es noch Niemanden brach. Jetzt sehn Sie mich ärgerlich. Und habe ich nicht Ursach? Sie wissen nun die Umstände, sagen Sie, habe ich nicht Ursach dazu?" — „Herr Chevalier, sag' ich, Ihr Wechselbrief ist schon drei Tage abgegangen. Ich bin Ihnen das Geld schuldig und will es gleich berichtigen." — „Ach nicht doch! nein, lieber will ich borgen!" —

„Das geb ich wahrhaftig nicht zu. In meinen Händen ist das Geld unnütz, Sie brauchen es und also ist es Ihre. In der Stunde lassen Sie es sich gefälligst zuschicken.“ — Er weigerte sich aufs beste und ich bestand meinerseits so sehr darauf, daß er am Ende nachgeben und meine hundert Thaler nehmen mußte.

Ein paar Tage darauf kommt ein Brief vom Superior des Seminars, der mich wie ein Donnerschlag traf. Er warf mir darin vor, ich hätte mich mit meinem Wische wohl über ihn lustig machen wollen. Der Mann, schrieb er, auf den Ihr Abenteurer zu traciren die Unverschämtheit hatte, ist ihm nichts schuldig. Ich habe den Wechsel protestiren lassen und schicke ihn zurück. Man urtheile von meinem Schreck. In meinen Augen war es ein großes Verbrechen mir Armen hundert Thaler so aus der Tasche gespielt zu sehn, noch schändlicher aber schien mir die Verrätherei, mich so in den Verdacht eines leichtsinnigen, wenn auch nicht schlechten Menschen, zu bringen. „Gerechter Gott! rief ich aus. Mit welchen Augen wird man seitdem meinen Bruder ansehen.“ Außer mir vor Zorn und Schmerz, den Degen an der Seite, (seitdem ich mich dem Theater widmete, hatte ich meinen Anzug geändert) lauf ich in d'Ambelots Wohnung und frage nach ihn. „Ach der Arme! antwortet der Portier, er ist im Fort-l'Eveque. Uns hat er das ganze bischen Geld, was wir hatten, abgegaunert. Ich trug nicht auch noch auf seinen Haft an. Bald darauf hörte ich, daß

er gestorben war, ohne gerade darüber betrübt zu seyn.

Ich schüttete meinen Kummer an diesem Unglückstage bei Madam Harenk aus. „Ja, das heißt wirklich vom Altare rauben!" sagte sie. „Essen Sie die Suppe bei mir?" fragte Sie bald darauf. — „Ja, Madame!" — „Ich verlasse Sie einen Augenblick." — Zwei Minuten später war sie wieder da. „Ich denke an Ihren armen Bruder. Der trägt vielleicht des Irländers üble Laune. Morgen müssen Sie ihm gleich einen bessern Wechsel schicken." — „Ja, das ist mein Wille auch; aber zeigen Sie mir nur einen Banquier an." — „Den sollen Sie haben. Jetzt wollen wir von Ihren Proben sprechen. Gehen sie gut? sind Sie damit zufrieden?" — Ich sprach zu ihr von meiner Unruhe über die Dunkelheit der Orakelsprüche, die bei Mademoiselle Clairon gefallen waren. Sie lachte herzlich. „Wissen Sie, was daraus folgen wird? Gefällt Ihr Stück, so haben Sie es im Voraus angekündigt. Indessen gefalle oder mißfalle Ihr Stück, so vergessen Sie nur nicht, den Abend bei mir mit unsern Freunden zuzubringen. Wir wollen uns dann mit Ihnen freuen oder klagen."

Während sie so gütig mit mir sprach, kam ihr Geschäftsmann, ihr zwei Worte zu sagen. „Da nehmen Sie, sagte sie, als er fortgegangen war, das ist ein Wechselbrief auf Sicht, der etwas sicherer, als Ihrer seyn wird. Ich sprach vom Wiederbezahlen. „Dionisius, rief sie, ist

der Schuldner. Dionisius wird es schon bezahlen."

Nun war ich nur über das Schicksal meines Trauerspiels unruhig, und das gewiß aus recht sehr gutem Grunde. Es war dies Ereigniß für mich so wichtig, daß man mir hoffentlich gern die Augenblicke der Schwäche verzeihen wird, der ich mich schuldig bekenne.

Der Autor eines neuen Stücks hatte damals für sich und seine Freunde auf der Vorbühne eine kleine vergitterte Loge im dritten Range. Ich kann wohl sagen, daß der Sitz darin, wie mit Dornen gepolstert war. Eine halbe Stunde vor dem Anfang ging ich hinein und bis dahin behielt ich in meiner Angst Fassung genug. Doch bei dem Geräusch, das das Aufziehn des Vorhangs machte, erstarrte mir das Blut in allen Adern. Umsonst ließ man mich an geistige Flüssigkeiten riechen, ich kam nicht wieder zu mir. Erst am Ende des Monologes erholte ich mich bei dem Getös des Beifalls. Nun ging alles gut und immer besser und besser, bis an die Stelle des vierten Aktes, wegen der man mir so Angst gemacht hatte. Als es an diese kam, zitterte ich so heftig, daß mir, ohne daß ich es übertreibe, die Zähne im Munde klapperten. Wenn große Gemüthserschütterungen und Sinneneindrücke tödtlich wären, so hätte ich gewiß davon sterben müssen, als bei der glücklichen Anstrengung, die die erhabne Clairon den Zuschauern bei dem Verse:

Geh fürchte nichts ꝛc.

sehen ließ, der ganze Saal vom verdoppelten Beifallklatschen wiederhallte. Nie ging wohl die größte Furcht in eine schnellere und lebhaftere Freude über. Die übrige Zeit des Stücks hindurch behielt dieses Gefühl in solchem Grade bei mir die Oberhand, daß mein Athemholen fast nichts, als Schluchzen war.

Als der Vorhang fiel und man mir unter Applaudiren und Beifallrufen des Parterres, das mich mit großem Geschrei zu sehen verlangte, sagte, daß ich herunter kommen und mich auf der Bühne zeigen müßte, so war ich nicht im Stande, dahin allein zu wanken. Meine Knie sanken zusammen; man mußte mich halten.

Merope war das erste Stück, wo man den Verfasser herausgerufen hatte; Dionisius das zweite. Damals war das noch ehrenvoll, was jetzt gewöhnlich und so wenig schmeichelhaft ist. Ich kam zu dieser Ehre in den drei ersten Vorstellungen. Indessen hatte diese Art von Trunkenheit des Publikums in mehrern Umständen ihren Grund, die den Werth meiner Arbeit außerordentlich erhöhten; Crebillon war alt, Voltaire wurde es und zwischen mir und ihnen stand kein junger Mann da, der sie ersetzen wollte. Ich schien wie aus den Wolken gefallen. Ein solcher Versuch von einem vierundzwanzigjährigen Jüngling aus der Provinz, von einem Limosiner, schien Wunder zu versprechen und man weiß, daß das Publikum, sobald man auf sein Vergnügen hinarbeitet, Freude daran findet, die Hoffnung zu übertreiben. Doch wehe

dem, der diese täuscht! Nachdenken ließ mich das bald erkennen und die Kunstrichter eiferten, mich davon zu unterrichten. Einige Tage genoß ich indessen ein reines durch nichts gestörtes Glück und noch süßer ward dieser Genuß beim Souper, das Madame Harenk gab. Nach dem Schauspiel führte Herr von Presle mich dahin. Seine gute Mutter, die mich erwartete, schloß mich in die Arme und benetzte mich, als sie mein Glück erfuhr, mit ihren Thränen. Eine so herzliche Aufnahme erinnerte mich an meine Mutter und augenblicklich fiel ein Tropfen des Schmerzes in den Freudenbecher. „Ach, Madame, sagt ich, in Thränen zerfließend, warum lebt sie nicht mehr, die theure Mutter, an die Sie mich erinnern! Auch Sie würde mich so umarmen, und sehr glücklich seyn.“ Unsere Freunde kamen und glaubten mir nur Glück wünschen zu dürfen. „Kommen Sie, rief Madame Harenk, den armen Jungen zu trösten. Er weint um seine Mutter, die, meint er, in diesem Augenblicke so glücklich seyn würde!“

Der Schmerz war nur vorübergehend und bald bemächtigte sich die Freundschaft, die man mir bezeigte, meiner ganzen Seele. Ach wenn es uns im Unglück Trost gewährt, seinen Kummer auszuschütten, so ists die tröstlichste, lebhafteste Wonne, im Glück ein Herz zu finden, das dieses mit uns theilt! Ich habe stets gefunden, daß ich leichter den Kummer allein, als Freude tragen konnte. Wenn mein Herz trauert, wünscht es allein zu bleiben. Mei-

ner Freunde bedarf ich, um mit mir glücklich zu seyn.

Sobald das Schicksal meines Stücks entschieden war, theilte ich es Voltairen mit und bat ihn um die Erlaubniß, es ihm zueignen zu dürfen. In der Sammlung seiner Briefe kann man sehen, mit welcher Freude er mein Glück vernahm, und wie gefällig er sich gegen meinen Wunsch bezeigte.

Meine Mutter war dies Jahr gestorben, Vauvenargue todt; ich hatte es nöthig, mir Trost für meinen Schmerz zu holen und süß war es für mich, in meiner Epistel an Voltaire mich über ihn ausbreiten zu können. Keine von allen meinen Arbeiten ist so schnell geschrieben, als diese Epistel. Die Verse flossen mir von selbst; in einem Abend machte ich sie, und änderte nie etwas daran.

Es traf ein, was Voltaire mir vorhergesagt hatte. An einem Tage, beinahe in einem Augenblicke, war ich reich und berühmt geworden. Von meinem Reichthum machte ich den gehörigen Gebrauch. Nicht so ging es mit meinem Ruhme. Er verleitete mich zur Zerstreuung und ward die Quelle meiner Fehltritte. Bisher hatte ich in der Dunkelheit und Eingezogenheit gelebt. Ich wohnte auf der Rue des Mathurins, mit zwei fleißigen Leuten zusammen, dem Herrn Lavirote und dem Abbé von Prades. Der eine übersetzte die Theologie von Huet, der andere die Physik des Macklorin, eines Schülers von Newton. Noch zwei Abbés in demselben Hause, aus Gaskogne, waren die liebenswürdigsten immer lustigen Tagediebe, wenn

wir arbeiteten, schwärmten sie herum, und kamen sie Abends nach Hause, so belustigten sie uns mit Neuigkeiten, die sie gehört, oder Erzählungen, die sie ausgesonnen hatten. Die Häuser, die ich besuchte, waren das der Madame Harenk, und der Mademoiselle Desfourniels, ihrer Freundin, wo man mich immer haben wollte; das von Voltaire, wo ich das Vergnügen der Unterhaltung mit meinem berühmten Lehrer genoß, und endlich das Haus seiner Nichte, der Madame Denis, ein häßliches und doch liebenswürdiges Weib, dessen natürlicher und bildungsfähiger Charakter sich hinlänglich dem Geschmacke, den Eigenheiten und der ausgesuchten Feinheit ihres Onkels genähert hatte, um ihre Gesellschaft gesucht und gern gesehen zu machen. Alle diese Verbindungen trugen das ihrige bei; mich mit Muth und Nacheifer zu erfüllen und meiner Arbeit Wärme und Klarheit mitzutheilen.

Und welche Schule war mir nun vollends seit zwei Jahren die Freundschaft zweier der aufgeklärtesten Männer ihres Jahrhunderts, wo ich alle Tage mich zu vervollkommnen Gelegenheit hatte? Voltaires und Vauvenargues Unterhaltungen waren die reichhaltigsten und fruchtbarsten ihrer Art. Voltaire zeigte einen unerschöpflichen Ueberfluß an interessanten Ereignissen und Proben von Kenntnissen. Vauvenargue zeichnete sich durch eine anmuthsvolle, angenehme, weise Beredtsamkeit aus. Bei keinem gelehrten Streite sah man wohl so viel Geist, Sanftmuth und Offenheit. Noch größern Reiz hatte für mich indessen die Achtung, die auf

der einen Seite Vauvenargue für Voltaires Genie bezeigte, und auf der andern die zärtliche Verehrung, die Voltaire Vauvenargues Tugend zollte. Keiner huldigte dem andern durch leere Schmeicheleien oder weichliche Gefälligkeit; beide suchten sich in meinen Augen durch eine Freiheit des Denkens zu ehren, die doch nie die Uebereinstimmung und Harmonie ihrer wechselseitigen Gesinnungen störte. Doch im Augenblicke, von dem jetzt die Rede ist, war einer dieser berühmten Freunde todt, und der andere war abwesend. Ich war mir zu sehr allein überlassen.

Nach der guten Aufnahme meines Dionisius hatte sich meiner eine neugierige, verführerische, lustige Menge bemächtigt und ich sah mich in den Strudel von Paris versetzt. Es ward gleichsam Mode, den Verfasser des neuen Stücks bei sich zu haben, um ihn vorzustellen. Ich fühlte mich von diesem Bestreben geschmeichelt und konnte mich nicht dagegen vertheidigen. Alle Tage ward ich zu Diners und Soupers eingeladen, wo mir Wirth und Gäste gleich waren. Aus einer Gesellschaft flog ich in die andere, ohne daß ich oft wußte, wohin ich ging, woher ich kam; ich ward von diesem ewig dauernden Lärme so ermüdet, daß ich in den Augenblicken der Muse zu keiner Arbeit Kraft mehr hatte. Und doch bekenne ich es offen, die Abwechselung des Lebens von dieser Art gefiel mir. Selbst meine Freunde glaubten, daß ich diesem ersten Verlangen, mich zu sehen, nachgeben müsse, so sehr sie mir auch immer Mäßigung und Klugheit

anempfohlen. „Erwerben Sie, meinten diese, bei einem guten Benehmen, hier auch keine Freundschaft, so erlangen Sie doch wenigstens Wohlwollen und persönliche Hochachtung. Sie müssen Sitten, Geschmack, Ton und Gewohnheiten der Welt kennen lernen; nur in der Nähe kann man diese Dinge recht studieren und Glück für Sie, hier so günstig, so frühzeitig aufgenommen zu werden."

Ach, meine Freunde würden Recht gehabt haben, hätte ich diesen Vortheil mäßig zu benutzen gewußt. Doch außerordentliche Biegsamkeit war stets ein Fehler meiner Jugend, und wenn die Gelegenheit sich mit dem Reiz des Vergnügens vereinte, so konnte ich nie widerstehn.

Während ich so im Rausche und der Zerstreuung lebte, kam eines Morgens ein gewisser Monet, nachmaliger Direktor der komischen Oper, zu mir. Jetzt kannte ich ihn noch nicht. „Ich habe einen Auftrag an Sie, sagte er, der Ihnen hoffentlich nicht mißfallen wird. Haben Sie nie von der Mademoiselle Navarre sprechen hören?" „Mir sey der Name neu;" antwortete ich. „Es ist, fuhr der erstere fort, ein Meisterstück unsers Jahrhunderts an Schönheit und Verstand. Sie kommt von Brüssel, wo sie die Zierde und Freude am Hofe des Marschalls von Sachsen war. Hier sah sie Dionisius den Tyrannen, brennt vor Begierde, den Verfasser kennen zu lernen und schickt mich her, Sie für heute zum Mittagsessen bei ihr einzuladen." — Ich sagte ohne Bedenken zu.

Nie bin ich so, wie bei ihrem Anblick geblendet worden. Ihre Pracht war noch größer, als die Schönheit. Sie war pohlnisch auf die reizendste Art gekleidet. Zwei lange Haarzöpfe flatterten auf ihren Achseln. Narcissen auf dem Kopfe, halb vom Haar versteckt, erhöhten wunderbar den Glanz des schönen Brünetten-Teints, den zwei funkelnde Augen mit ihrem Feuer belebten. Die Art der Aufnahme verdoppelte die Gefahr, so vielen Reizen mich so nah zu sehn und ihre Sprache bestätigte bald, mit welcher Wahrheit man von ihrem Verstande geurtheilt habe. Ach Kinder, hätte ich all' den Kummer voraussehen können, den mir dieser Tag verursachte, von welchem Schreck erfüllt würde ich mich nicht der Gefahr zu entfliehen bemüht haben, der ich preis gegeben wurde. Es sind dies keine Mährchen, es ist das Beispiel eures Vaters, das euch die verführerischte aller Leidenschaften fürchten machen soll.

Unter den Gästen, die meine Zauberin an diesem Tage geladen hatte, fand ich gebildete, liebenswürdige Leute. Beim Diner glänzte Scherz und Frohsinn, doch stets gepaart mit Wohlstand. Ohne Mühe wußte Mademoiselle die Zügel der Freiheit zu halten. Auch ihre Aufmerksamkeit war gut berechnet. Am Ende der Mahlzeit durfte keiner über sie klagen. Doch unmerklich ward ich so ausgezeichnet der Gegenstand davon; auf der Promenade in ihrem Garten ließ sie den Wunsch, mit mir allein zu seyn, so deutlich blicken, daß sich einer der Gäste nach dem andern ohne Geräusch

verlor. Während sie verschwanden, kam ihr Tanzmeister. Ich sah dem Unterrichte zu. Der Tanz, den sie executirte, war der liebenswürdige Sieger. Sie entfaltete hier alle Reize einer schönen Taille, und Bewegung, Schritt und Stellung athmete bald Stolz, bald Ueppigkeit und Wollust. Der Unterricht dauerte kaum eine Viertelstunde und Lany ward fortgeschickt. Jetzt trillerte sie die Arie, die sie durch den Tanz ausgedrückt hatte und fragte, ob ich den Text kenne. Ich wußte ihn, sein Anfang war:

Liebeswürdiger Sieger,
Amor du Herzens Tyrann.
Dir ein Opfer, ist süße,
Amor, du Herzens Tyrann.

Wüßte ich die Worte nicht, sagte ich, ich würde sie selbst erfinden, so geeignet ist der Augenblick, sie einzugeben." Eine so eingeleitete Unterhaltung konnte so bald nicht endigen, Wir brachten den Abend mit einander zu und in einigen müßigen Augenblicken fragte sie, mit welchem neuen Werke ich jetzt beschäftigt wäre. Ich theilte ihr das Süjet und den Plan dazu mit und klagte nur über die unverschuldete Zerstreuung, zu der ich gezwungen würde. „Wollen Sie in Ruhe, nach Bequemlichkeit und unzerstreut arbeiten? Kommen Sie einige Monate mit nach Avenay in der Champagne, wo die Weinberge nebst dem Häuschen meines Vaters sind. Mein Vater steht in Brüssel einem großen Magazin vor, das er nicht verlassen kann. Ich besorgte bisher seine Angelegenheiten und reise

morgen nach Avenay, wo ich bis zur Weinlese ganz allein seyn werde. Wenn alles von mir für Ihre Ankunft eingerichtet ist, so vereinigen Sie sich mit mir. Das hieße doch wirklich Unglück, wenn Sie so bei mir und gutem Champagnerwein nicht gute Verse machten." Welche Vernunft, welche Klugheit, welche Kraft sollte sich dem unwiderstehlichen Reize einer solchen Einladung entgegensetzen? Ich versprach auf den ersten Wink, den sie mir geben würde, zu kommen. Sie verlangte mein heiliges Wort darauf, keinen zum Vertrauten zu machen. Die stärksten Gründe hätte sie dazu, wie sie sagte, unser Einverständniß verborgen zu wünschen.

Zwischen ihrer und meiner Abreise war ein Zeitraum von zwei Monaten. Eine anhaltende, lebhafte Korrespondenz füllte ihn aus; aber alles, was bei der Abwesenheit die lebhafteste Theilnahme des Geistes und des Herzens erregen kann, schützte mich doch nicht gegen die Langeweile. Dir Briefe, die ich empfing, waren von einer feurigen und glänzenden Einbildungskraft eingehaucht; sie erregten die meinige durch die süßesten Gaukeleien und ließen mich nur aufs lebhafteste d i e zu sehn wünschen, die mich selbst in ihrer Abwesenheit so bezauberte. Ich räumte während dieser Zeit die meisten Schwierigkeiten aus dem Wege, die sich entgegenstellten; ließ die einen glauben, meine neue Arbeit erfodere die Einsamkeit, und spiegelte den andern eine Reise in meine Vaterstadt vor. Ohne mich gegen Madame Harenk und Mademoi-

selle Clairon zu erklären, kam ich doch ihrer Unruhe zuvor. Gegen Madame Denis beobachtete ich indessen über meine Flucht ein völliges Stillschweigen, da ich ihre Neugierde und Scharfsinn fürchtete. Das war Unrecht, ich gestehe es. Ihre Freundschaft hätte nicht erst den Ausgang abgewartet, um sich zu erklären. Unbekannt mit der Welt, war ich bei ihr so herzlich, wie bei ihrem Onkel aufgenommen worden. In ihrem Hause war alles, was es mir angenehm machen konnte. Meine Freunde waren hier willkommen; es waren die ihrigen geworden. Der Abbé Raynal, mein alter Freund, erinnert sich noch, wie ich, der angenehmen Soupers bei ihr. Der Abbé Mignot, ihr Bruder, der gute Cideville, meine beiden Abbés aus Gaskogne verbreiteten hier durch nichts beschränkte Heiterkeit; ich selbst war noch jung und froh gesinnt, und kann behaupten, daß ich der Held bei diesen Festen war. Nichts machte ich als Possen, und meine Wirthin war nebst ihren Gästen eben so lustig, und auch nicht weiser als ich. Wenn Voltaire sich aus den Fesseln seiner Marquise Düchatelet losmachen und den Soupers der großen Welt entrinnen konnte, so war er überglücklich, mit uns aus Leibeskräften lachen zu können. Ach warum genügte meinen Wünschen dieses so mühlose, sich gleichbleibende, unveränderliche, gefällige Glück nicht! Welche Erholung bedurfte ich noch am Abend eines in Arbeit und Studieren durchgelebten Tages? Und warum wollte ich sie in dem gefährlichen Avenay aufsuchen?

Endlich kam er an, der so sehnlich, so ungeduldig erwartete Brief, der meine Abreise bestimmen sollte. Ich wohnte damals allein in der Nähe des Louvre. Da ich jetzt nicht mehr für meine Beköstigung sorgte, hatte ich mich auch von meinen Hausgenossen getrennt und begnügte mich mit einer alten Aufwärterin monatlich zu sechs Franken und einem Barbier, der eben so viel kostete. Dem leztern übertrug ich die Sorge, mir einen Courier von der Briefpost aufzusuchen, der mich in seinem Kabriolet mit meinem kleinen Mantelsack bis nach Rheims mitnehmen sollte. Gerade zu rechter Zeit fand sich einer und ich ging ab. Von Rheims, bis nach Avenay reiste ich mit Courierpferden. Man sagt, die Liebe hat Flügel. Ich habe davon wahrhaftig nichts gemerkt; bei meiner Ankunft war ich ganz gerädert.

Hier, Kinder, werf ich über meine beweinenswerthen Thorheiten einen Schleier, schon lange ist dieser Zeitpunkt dahin, ich war damals noch jung, aber doch möcht ich nicht vor euren Augen im Zustande des Rausches und des Wahnsinns erscheinen.

Das aber müßt ihr erfahren, die falschen Freuden, die man mir bereitete, wurden mit der schrecklichsten Bitterkeit vermischt. Das verführerischte der Weiber übertraf auch alle an Launen. Bei allen ihren Zaubereien ersann ihre Coquetterie neue Mittel, mich ihre Herrschaft fühlen zu lassen. Jeden Augenblick änderte sich ihr Wille und jeden Augenblick mußte ihr auch der meinige gehorchen. Ihr Spiel wußte sie so mit mir zu treiben, daß ich bald

fast in einem Augenblicke, der glücklichste Geliebte und bald der unglücklichste Sklave war. Wir waren allein, und sie besaß die Kunst, unsere Einsamkeit durch unvorhergesehene Vorfälle zu beunruhigen. Die Reizbarkeit ihrer Nerven; die ganz eigne Lebhaftigkeit ihrer Lebensgeister, verursachten ihr Vapeurs, die schon allein meine Qual vollkommen gemacht haben würden. Wenn sie so ein Bild der Gesundheit und des Frohsinns schien, so erregte ihr ihr Anfall zuerst unwillkührliches Lachen, dem Lachen folgten Spannung in allen Gliedern, ein Zittern und krampfige Bewegungen, die mit Weinen endigten. Für mich waren diese Zufälle noch schmerzhafter, als für sie selbst; und doch ward sie mir dadurch immer noch theurer und anziehender. Glücklich würde ich gewesen seyn, wenn denn nur in der Zwischenzeit ihre Launen weggeblieben wären. Mitten unter den Champagnerweinstöcken einen jungen Menschen, mit dem man allein ist, zu quälen, zu beunruhigen — was gab es hier für Mittel? Das war ihr Dichten und Trachten, das war bei ihr Eigenthümlichkeit. Alle Tage ersann sie sich eine neue Prüfung. Sie schien immer einen Roman in der Wirklichkeit zu schaffen, in dem sie selbst die Scenen leitete.

Die Ordensleute im Dorfe schlugen ihr den Eintritt in ihren Garten ab. Das war für sie eine unerträgliche und gehässige Einschränkung. Jede andere Promenade schien ihr langweilig. Ich mußte mit ihr über die Mauern des verbotenen Gartens klettern. Die Wache erinnerte uns m-

dem Gewehr, fort zu gehn; sie nahm darauf keine Rücksicht. Man schlug auf mich an, sie beobachtete meinen Gleichmuth. Ich eilte hin und drückte der erstern einen Thaler in die Hand, ganz stolz, ohne es ihr merken zu lassen, denn sie würde es für einen Zug von Schwäche angesehn haben. Endlich entschloß sie sich von selbst; ohne Geräusch, mit guter Ordnung und langsamen Schritten gingen wir zurück.

Ein andermal kam sie ganz bestürzt mit einem wahren oder erdichteten Briefe eines unglücklichen, eifersüchtigen und über mein Glück wüthenden Liebhabers, der sich an mir für ihre Verachtung zu rächen drohte. Bei der Mittheilung des Briefs gab sie Achtung, ob ich ihn mit kaltem Blute lesen würde; Muth war das, was sie am meisten schätzte, und in ihrem Herzen wäre ich gewiß beim Schein der Furcht verloren gewesen.

War eine Probe überstanden, so ersann sie eine andere, ohne mir nur Zeit zur Erholung zu lassen. Die kitzlichste Lage indessen, worin sie mich versetzte, war die folgende. Ihr Vater hatte gehört, daß ein junger Mann bei ihr sey und überhäufte sie deshalb mit Vorwürfen. Sie machte eine übertriebene Schilderung von seinem Zorn. Ihr zufolge war sie verloren; ihr Vater wollte sie fortjagen, nur ein Mitel wäre da, ihn zu beruhigen, das in meinen Kräften stånd; sie werde aber eher sterben, als es mir entdecken. Meine Liebe müsse mir es selbst sagen. Ich verstand sie wohl, aber die Liebe, die mich bei ihr die Welt vergessen ließ,

machte mich doch nicht meiner selbst vergessen. Ich betete sie als Gebieterin an, ohne sie zur Gattin zu wünschen. So schrieb ich denn an Herrn Navarre, rühmte seine Tochter und bezeigte ihm meine reinste Hochachtung, die unschuldigste Freundschaft für seine Tochter, aber weiter ging ich nicht. Der gute Mann antwortete mir, ob ich gesetzmäßige Absichten hätte, (die ihm augenscheinlich von ihr vorgespiegelt waren) er kenne kein Opfer, das er nicht unserm Glücke darzubringen willens wäre. Versicherungen von Achtuug, Freundschaft, Lobeserhebungen wurden von mir wieder gespendet und über das übrige schlüpfte ich weg. Ich durfte glauben, daß sie darüber mißvergnügt war, und war es aus Rache über meine Abneigung, sie zu heirathen; oder aus Absicht, meine Liebe bei einem Anfall von Eifersucht zu erproben, kurz, sie wählte den schärfsten, den spitzigsten Dolch, um mir das Herz zu durchbohren. In einem Augenblicke, wo ich sie ganz mit mir beschäftigt glaubte, weil ich es mit ihr war, rief sie den Namen meines Rivals, meines eifersüchtigen Nebenbuhlers aus, mit dem sie mich bedroht hatte. „Ach, theurer Betesi!“ hört ich sie rufen. Man denke sich, wenn man kann, die Empfindung, die mich ergriff. Betäubt verließ ich sie, ich schrie heftig nach ihren Bedienten und verlangte Postpferde. Kaum hatte ich mich in mein Zimmer eingeschlossen, um mich reisefertig zu machen, so kam sie mit verwirrten Haaren herbeigelaufen, klopfte an, und nöthigte mich mit ihren durchschneidendem Geschrei und

fürchterlichen Toben aufzumachen. Außer sich über den Zustand, in der sie mich gesetzt hatte, trostlos und verzweifelnd stürzte sie sich zu meinen Füßen, und bat mich eines Irrthums wegen um Verzeihung, den ihre Sprache, wie sie sagte, allein verschuldet hätte, wovon ihr Kopf und Herz nichts wüßte. Daß das alles Gaukelspiel sey, schien unglaublich und ich war damals weit entfernt, das nur zu denken. Doch je mehr ich nachher über diesen unbegreiflichen, romanhaften Charakter nachgedacht habe, desto möglicher hat es mir geschienen, daß sie mich nur in dieser neuen Lage sehen und dann, von der Heftigkeit meines Schmerzes gerührt, beruhigen wollte. Wahr ists wenigstens, daß ich sie noch nie so gefühlvoll, so schön, als in diesem schrecklichen Augenblicke gesehn hatte. Ziemlich lange war ich unerbittlich, bis ich endlich mich bereden und erweichen ließ. Doch wenige Tage darauf rief sie ihr Vater nach Brüssel zurück und wir mußten uns trennen. Schwüre, uns stets zu lieben, waren unser Lebewohl; und von ihr mit der Hoffnung, sie bald wieder zu sehn, getrennt, kam ich nach Paris zurück.

Die Ursache meiner Abwesenheit war kein Geheimniß mehr. Ein Dichter, der Abbé de Lattignant, Canonikus von und in Reims damals, hatte mein Abenteuer vernommen und es zum Gegenstande einer Epistel an Mademoiselle Navarre gemacht, die überall herum ging. Ich war also zu dem Namen eines Glücksritters gekommen, dessen ich gern überhoben gewesen wäre. Er er-

regte Eifersucht gegen mich und schuf mir damit Feinde.

Den Tag nach meiner Ankunft sah ich meine beiden Abbés aus Gaskogne angestiegen kommen und nun hub eine Ermahnung der lächerlichsten, ernsthaftesten Art an. „Wo kommen Sie her, fragte der Abbé Forest. Das ist eine schöne Aufführung; Sie gehen wie ein Räuber fort, ohne von Ihren besten Freunden nur mit einem Wörtchen Abschied zu nehmen. Sie reisen nach der Champagne! Man sucht Sie vergebens! Wo ist er? Das weiß niemand! Und das arme, schöne, so gefühlvolle Weib, das Sie so verlassen, das Sie so ihren Thränen, ihrer Qual überlassen! Welche Barbarei! Gehen Sie, flüchtiger Zeisig, Sie verdienen gar nicht die Liebe, die sie für sie hegt?" — „Wer ist denn diese weinende Ariane? frag ich, von wem sprechen Sie denn?" — „Von wem?" fällt Abbé Debon ein. „Von der verlassenen Geliebte, die Sie ertrunken glaubte, bis nach Saint Cloud hin suchen ließ, und nun weiß, daß Sie sie verrathen haben. Mit einem Worte, von Madame Denis." — „Meine Herren, sagte ich fest und ernsthaft, Madame Denis ist meine Freundin, sonst nichts. Ueber mein Benehmen hat sie kein Recht sich zu beklagen. Ich habe ihr, wie Ihnen ein Geheimniß daraus gemacht, weil ich mußte." — „Ja ein Geheimniß! versetzte Forest; für Mademoiselle Navarre, für eine! —" Ich unterbrach ihn. „Nur gemach, mein Herr, sagte ich, Sie haben hoffentlich

nicht die Absicht mich zu beleidigen, und das würde seyn, sprächen Sie weiter. Ich habe mir nie einen Verweis gegen Sie erlaubt und bitte Sie, ihn auch gegen mich zu sparen." — „Je, das dich, sagte Forest, Sie haben gut davon reden. Sie gehen hübsch nach der Champagne, um mit einem hübschen Mädchen den besten Wein von der Welt zu trinken und wir, wir müssen hier den Schaden tragen. Uns hält man für Ihre Vertrauten, Ihre Rathgeber und Mitschuldigen. Madame Denis selbst sieht uns nur von der Seite an, empfängt uns kalt; es giebt, setzte er pathetisch hinzu, mit einem Worte, weil es denn Ihnen doch gesagt seyn muß, kein Souper mehr bei ihr. Das arme Dämchen trauert." — „Ach, ich verstehe, daran liegt das große Verbrechen meiner Abwesenheit! rief ich. Wahrhaftig, nun wundere ich mich nicht mehr, daß Sie so bös auf mich sind. Kein Souper mehr! Das muß wieder hergestellt seyn! Morgen sind Sie wieder geladen!" — Der Jubel zeichnete sich auf ihrem Gesichte. „Glaubst Du, meinte der eine, daß sie Dir verzeihen wird?" — „Ach sie ist ein gutes Weibchen. Der Friede wird bald wieder geschlossen seyn," sagte der andere. — „Der Friede der Freundschaft, sagt ich, ist stets leicht zu machen, mit ihm ists nicht so, wie mit dem der Liebe. Der Beweis, daß Liebe an diesem Streite keinen Theil hat, liegt darin, daß morgen keine Spur mehr davon statt finden wird. Adieu ihr Herren, ich eile zu Madame Denis.

Sie nahm mich etwas unfreundlich auf und

klagte über die Unruhe, die ihr, wie allen meinen Freunden, mein Entweichen verursacht habe. Ich verschmerzte ihre Vorwürfe und gestand, daß man in meinem Alter kein Privilegium gegen Schwäche und Thorheit habe. Das Geheimniß meiner Reise durfte ich nicht verrathen, das war mir anbefohlen. „Scheinen Sie, setzte ich hinzu, nicht weiter deshalb beleidigt. Man glaubt Sie sonst eifersüchtig und ein solches Gerücht muß eher wiederlegt, als bestätigt werden.“ — „Widerlegen? Hat es sich denn verbreitet!“ sagte sie. — „Nein, noch nicht, aber Ihre abgedankten Gäste könnten es. Ich habe diesen Morgen eben zwei gesehen, die mir den lebhaftesten Auftritt verursachten, und die ihre aufgehobenen Soupers glauben machten, daß Sie in Verzweiflung sind.“ Ich erzählte das Vorgefallene; sie lachte darüber mit mir und fühlte wirklich das Bedürfniß, sie aufs schleunigste einzuladen, um ihnen die Idee der weinenden Ariane aus dem Gehirn zu bringen. „Das ist, sagte ich, das, was man Freundschaft heißen kann. Lenkbar, nachsichtig und gefällig läßt sie sich nicht beunruhigen, mit ihr ist man das ganze Leben hindurch froh, zufrieden und verträglich, anstatt, daß mit der Liebe —“ — „Mit der Liebe! rief sie, ach davor bewahre mich der Himmel. Die taugt nur zum Trauerspiel und das Lustige ist's Fach, das mir zukommt. Sie brauchen aber freilich jemanden, der Ihnen über die Qualen, die Wuth und die Entzückungen der tragischen Liebe Unterricht giebt, Sie müssen ja diese auszudrücken

wissen. Wie ich höre, haben Sie sich auch dafür an eine sehr gute Quelle zu wenden gewußt; ich mache Ihnen mein Kompliment darüber."

Ach ich wußte es aus eigner Erfahrung, wie viele Plage und Qual die Liebe schafft, selbst wenn sie glücklich scheint. Bisher hatte ich die leichtern gekannt; eine viel härtere und grausamere Strafe war mir noch vorbehalten.

Der erste Brief, den ich von Mademoiselle Navarre erhielt, war lebhaft und zärtlich. Der zweite sprach noch Zärtlichkeit, ohne eben so lebhaft zu seyn. Der dritte ließ auf sich warten und in ihm waren nur schwache Funken eines verlöschenden Feuers. Ich klagte und darauf folgten nichtssagende Entschuldigungen. Als Ursachen dieser Nachläßigkeit und Kälte wurden Feste, Schauspiele, Besuche angegeben. Ich müsse ja die Weiber kennen. Vergnügen und Zerstreuung hätten für sie so viel Reiz, daß man sie diese wenigstens in der Einsamkeit genießen lassen müsse." Jetzt fing sich meine eigentliche Marter an. Auf drei heiße und das Herz bestürmende Briefe kam keine Antwort. Dies Stillschweigen war mir so unbegreiflich, daß ich, bei der Versicherung der Briefträger, es ist nichts für Sie da, selbst auf die Post ging, zu sehen, ob vielleicht ein Brief unter meiner Addresse liegen geblieben wäre und nach dem Weggehen noch einmal zurückging. Ich vertrocknete, ich zehrte mich bei diesem steten Harren diesen täglich getäuschten Hoffnungen ganz ab.

Bei meiner Ankunft in Paris fiel mir einst im

Vorübergehn beim St. Germain-l'Auxerrois-Kloster, was ich zu sagen vergessen habe, ein altes Gemälde der Cleopatra durch seine täuschende Aehnlichkeit mit Mademoiselle Navarre auf. Ich hatte es sogleich gekauft und mitgenommen. Das war mein einziger Trost. Ich schloß mich mit meinem Gemälde ein, meine Seufzer waren darauf gerichtet, ich bat es um Gotteswillen um ein Wörtchen Antwort, das mir das Leben geben würde. Unvernünftiger! Wie konnte mich das Bild verstehen! — Die, der es glich, würdigte mich keines Gehörs. Natürlich konnte diese übertriebene Strenge und Verachtung nicht seyn. Ich glaubte sie von ihrem Vater eingeschlossen, wie eine Verbrecherin beobachtet oder krank. Alles, nur nicht die schreckliche Wahrheit, schien mir möglich und wahrscheinlich.

Ich konnte meinen Schmerz nicht so in mir selbst verschließen, daß Mademoiselle Clairon mir nicht davon das Bekenntniß hätte entlocken können. Sie wendete alles an, was sie erdenken konnte, ihn zu besänftigen und zu mildern. Eines Abends, als wir im Wärmesaale des Schauspielhauses waren, hörte sie den Marquis de Brancas-Cerest jemanden sagen, daß er von Brüssel angekommen sey. „Herr Marquis, sagte sie, darf ich Sie fragen, ob Sie da Mademoiselle Navarre gesehn haben?" — „O ja, sie war schöner und glänzender, als je. Der Chevalier de Mirabeau, den sie liebt, der sie anbetet, zieht jetzt an ihrem Wagen." Ich war gegenwärtig und hörte diese Antwort. Mein Herz war getroffen; ich eilte nach Hause,

wie ein geschlachtetes Opfer nieder zu sinken. „Ach Kinder, welche Thorheit war der des Jünglings gleich, der an die Treue eines Weibes glaubt, das schon durch ihre Schwächen berühmt ist und über dem Reize des Vergnügens selbst die Schaam vergaß."

Sie, weniger zügellos, als Romanheldin, schien von ihrer Liebschaft mit dem Chevalier von Mirabeau, ihr Benehmen verändert zu haben, indessen der Roman nahm in kurzem ein klägliches Ende.

Noch dauerte das Fieber, von dem ich noch am Abend, wo ich mein Unglück erfuhr, ergriffen ward, fort, als ich eines Morgens einen jungen, schönen Mann, den ich nicht kannte, hereinkommen sah, und der mir seinen Namen anzeigte. Es war der Chevalier de Mirabeau. „Ich stelle mich Ihnen, sagte er, unter zwei Namen vor; einmal als vertrauter Freund Ihres Freundes, des seligen Marquis von Vauvenargue, meines alten Kameraden im Regimente des Königs. Ich würde stolz darauf seyn, die Stelle einzunehmen, die er in Ihrem Herzen behauptete und ich mache darauf Anspruch. Mein anderer Name empfiehlt weniger. Ich war Ihr Nachfolger bei Mademoiselle Navarre. Das Zeugniß muß ich Ihr geben, daß sie für Sie die zärtlichste Hochachtung hegte. Ich bin oft selbst über die Art eifersüchtig gewesen, mit der sie von Ihnen sprach, und bei meiner Abreise von Brüssel befahl sie mir dringend, Sie aufzusuchen und um Ihre Freundschaft zu bitten."

Herr Chevalier, versetzte ich, sie sehn, ich bin krank, bin es durch Ihre Schuld und bekenne offen, daß ich eben nicht dazu geneigt bin, so plötzlich für einen zu liebenswürdigen Mann Freundschaft zu zu empfinden, der mir so weh gethan hat. Indeß flößt mir für Sie das edle offene, biedere Benehmen, mit dem Sie sich ankündigen, viel Hochachtung ein, und da ich mich aufgeopfert sehe, so ist mirs doch wenigstens Trost, es für einen solchen Mann zu seyn. Setzen Sie sich; wir wollen von unserm Freunde Vauvenargue und Mademoiselle Navarre, sprechen. Ich will von beiden nichts, als Gutes sagen.

Ich schmeichle mir, sagte er endlich nach einer langen und interessanten Unterhaltung, Sie werden nicht bös werden, wenn ich Ihnen sage, daß Mademoiselle Navarre mir Ihre Briefe mitgetheilt hat. Da sind sie. Sie machen Ihrem Herzen eben so viel Ehre, als Ihrem Kopfe. Ich stelle Sie Ihnen zu und habe den Auftrag, die Ihrigen in Empfang zu nehmen. „— Hat Sie denn nicht die Güte gehabt, mir zwei Worte zu schreiben, um mich zu bevollmächtigen, Ihnen die Ihrigen zu übergeben.“ — Nein, sie rechnete, wie ich, darauf, daß Sie mir wohl aufs Wort glauben würden.“— Verzeihen Sie, ich für meinen Theil kann Ihnen wohl Zutrauen schenken, da verfüge ich nur über mein Eigenthum, aber nicht so kann ich über die Geheimnisse eines andern verfügen. Doch es giebt ein Mittel, uns allen Genüge zu leisten. Sie sollen zu frieden seyn.“ Ich holte

aus der Schreibkommode die Sammlung von Navarres Briefen.

Sie kennen Ihre Hand und sehen, daß ich nichts aus dieser Samlung unterschlage und werden es ihr bezeugen, daß sie verbrannt wurden." Im Augenblicke lagen Sie nebst den Meinigen im Feuer. Meine Schuldigkeit ist erfüllt, rief ich, als sie so zusammen loderten, mein Opfer ist verzehrt." Er billigte mein Zartgefühl und ging befriedigt fort.

Das Fieber verließ mich nicht, ich wollte niemanden mehr sehn, und fühlte das Bedürfniß einer reinern Luft, als die im Louvre war. Dem Wunsche gemäß, für meine Genesungsperiode einen einsamen Spazierort zu haben, zog ich in das Quartier Luxemburg.

Hier hör ich, noch krank, im Bett, eines Morgens, als der Savoyard, mein Aufwärter, nicht da ist; jemanden hereinkommen. „Wer ist da?" — Keine Antwort, statt dessen, schlägt etwas die Vorhänge meines Alkovens auseinander, und in der Dunkelheit fühl ich mich von einem Weibe umarmt, deren Antlitz, auf dem meinigen liegt, und mich mit Thränen benetzt. Wer sind sie?" frag ich wieder. Statt einer Antwort wird nur die Umarmung, das Seufzen, das Weinen doppelt lebhafter. Endlich richtet sie sich auf und ich sahe Mademoiselle Navarre im Morgen-Negligée, in ihrem Schmerze, ihren Thränen schöner als jemals. „Sie Mademoiselle ruf ich! „Was führt Sie her. Wollen sie mich ums Leben bringen?" Hinter ihr bemerke ich den Herrn von

Mirebeau stumm und unbeweglich. Ich glaubte, zu phantasieren. Doch sie richtete einen tragischen Blick auf ihn. Sehen Sie, hört ich sie sagen, was ich Ihnen opfre; den zärtlichsten Liebhaber, den besten Freund, den ich auf der Welt hatte; sahen Sie wohin ihn meine Liebe zu Ihnen gebracht hat, und wie strafbar Sie seyn würden, machten Sie sich jemals eines solchen Opfers unwürdig." Der Chevalier war von Bewunderung und Erstaunen wie versteinert. Können Sie aufstehn?" fragte „sie — „Ja!" — Gut, stehen Sie auf und geben Sie uns ein Frühstück. Sie sollen unser Rathgeber seyn; wir haben Ihnen wichtige Dinge mitzutheilen."

Ich stehe auf und lasse durch meinen zurückgekommen Savoyarden Milchkaffee bringen. Ich und der Chevalier, sagt sie, als wir allein sind, wollen unsere Liebe am Fuß des Altars heiligen und uns trauen lassen, aber nicht in Frankreich, wo viele Schwierigkeiten zu überwinden wären, sondern in Holland, wo wir frei sind. Der Marschall von Sachsen ist wüthend vor Eifersucht. Da lesen sie seinen Brief an mich. Den Herrn Chevalier behandelt er wie gar nichts, doch dafür wird er ihm schon Rede stehen müssen." Ich stellte ihm vor, daß ein eifersüchtiger Liebhaber gegen den andern gerecht zu seyn nicht verbunden und es weder klug noch möglich wäre, es mit einem Marschall von Sachsen aufzunehmen." — Was nennen Sie es aufnehmen? im Duell, den Degen in der Hand? Das mein ich nicht; ich habe mich nicht verständlich

gemacht. Nach der Heirath wird der Herr Chevalier Dienste bei einer fremden Macht suchen, er ist bekannt: er kann wählen. Mit seinem Namen, seinem Verdienste, seinen Talenten und dieser Figur wird er schnell vorwärts kommen, fast den Augenblick wird man ihn an der Spitze von Armeen und sich dann auf dem Schlachtfeld mit dem Marschall messen sehen." — Recht gut, Mademoiselle, den gebe ich Beifall und in diesem so erhabnen Projekte erkenne ich Sie beide." — In der That waren sie so stolz auf ihren Entschluß, so zufrieden damit als hätte er sollen den Tag darauf ausgeführet werden. In der Folge hörte ich, daß Sie aus Holland, wo sie sich hatten trauen lassen, durch Avignon gekommen wären. Der Bruder des Chevaliers, der sogenannte Menschenfreund und Feind seines Bruders hatte Ansehn genug, sie bis in die päbstlichen Staaten verfolgen zu lassen. Im Augenblicke, wo die Sbirren auf Befehl des Viccelegaten sie zu arretiren kamen, lag seine Gattin im Wochenbette, und beim Eintreten der erstern ward sie so erschüttert, daß sie daran sterben mußte.

Ich schenkte ihr eine Thräne; und dieser Menschenfreund, den ich nachher als Heuchler, ränkevollen Hoffmann, feindseligen, stolzen und boshaften Menschen kennen lernte, war für mich eine unausstehliche Gestalt.

Die schnelle Veränderung, die in mir vorging, als ich hörte, das der Chevalier Mademoiselle Navarre heftig genug liebte, um sie zu heirathen, kann ich nicht beschreiben. Von meiner Liebe

und noch mehr von meiner Eifersucht war ich geheilt; ich fand den Vorzug gerecht, den sie ihm gegeben hatte, und weit entfernt, dadurch gedemüthigt zu seyn, freute ich mich darüber, sie ihm abgetreten zu haben. Ich lernte hier, wie vielen Theil Egoismus verwunderte Eitelkeit am Verdrusse, an dem Kummer der Liebe hat.

Indessen blieb mir doch im Innern des Herzens ein Mißmuth, eine Unruhe, eine Leere zurück, der ich mich nicht erwehren konnte. Das Gemälde der Cleopatra, das immer noch vor meinen Augen stand, hatte seine Aehnlichkeit verloren; es rührte mich nicht mehr, aber es war mir im Wege, und ich that es weg. Der Verlust meines Dichtertalents verdoppelte mir meinen Gram. Unter Wonne und Qualen hatte ich doch in Avenay Stunden des Geistesschwungs, wo ich zur Arbeit aufgelegt war. Mademoiselle Navarre selbst munterte mich dazu auf. An Gewittertagen, wo sie sich vor dem Donner fürchtete, speißten wir in den Kellern (des Marschalls) und unter ein funfzigtausend Champagnerflaschen mußte der Kopf gewiß leicht Feuer fassen. Wahr ist es freilich, daß, den Versen solcher Tage die Weindünste anzusehen waren, doch das Nachdenken verscheuchte diese bald. So wie ich weiter kam, las ich ihr die Scenen vor. Sie setzte sich dann immer, um zu urtheilen, auf ihren Thron, wie sie es nannte. Er war ein Rasenhügel auf der Höhe der Weinberge mit einigem Gebüsch umgeben. In ihren Briefen muß man die Beschreibung davon sehen, der

der Thron Armidens, sagte sie, wär nicht bezaubernder. Hier, zu ihren Füßen, las ich ihr meine Verse vor, und schenkte sie ihnen Beifall, so schienen sie mir die schönsten von der Welt zu seyn. — Als nun aber freylich dieser Zauber schwand und ich allein auf der Welt stand, ließ mich die Bahn der Kunst nur Dornen statt der Blumen finden, womit sie vorher bestreut war. Die Kraft, die mich beseelte, war entflohen, Herz und Geist schrumpften zusammen, wie die Seegel des Fahrzeuges, denen auf einmal der Wind entflieht, der sie aufschwellte.

Mademoiselle Clairon sah die Schwäche, die mich überwältigte, und beeiferte sich, mich zu unterstützen. „Freund, sagte sie, ihr Herz fühlt das Bedürfniß der Liebe. Seine Leere ist Ihr Mißmuth. Es muß beschäftigt, seine Leere ausgefüllt werden. Giebt es denn kein Weib auf der Welt, das in Ihren Augen liebenswürdig seyn könnte?“ — „Ich kenne keine; war meine Antwort. Eine einzige könnte mir Trost geben, wenn sie es wollte; doch ist sie auch großmüthig genug, es zu wollen?“ — „Das muß man freilich zu erfahren suchen?“ erwiederte Sie lächelnd. Kenn ich sie? Ich will ihnen wenn ich kann, behülflich seyn.“ — „Sie kennen Sie und vermögen viel bei ihr.“ — „Je so nennen Sie mir sie doch, ich will für Sie sprechen, ihr sagen, daß Sie sie herzlich, aufrichtig lieben, treu und beständig seyn können, daß sie in der Erwiederung Ihrer Liebe glücklich seyn wird.“ — „Das trauen Sie mir alles zu?“ — „Ja, ich bin davon sehr überzeugt.“ — O so haben Sie

die Güte, es sich zu sagen." — „Mir Freund? — Ach wenn es von mir abhängt, so finden Sie Trost und ich werde darauf sehr stolz seyn."

So ward dies neue Bündniß geknüpft, das, wie man leicht denken kann, wieder von keiner langen Dauer war, für mich indessen doch den Vortheil hatte, mich wieder zur Arbeit aufzumuntern. Liebe und Ruhmbegierde, stimmten wohl nirgends besser, als in meinem Herzen überein.

Dionisius ward wieder auf die Bühne gebracht und hatte bei der Wiederholung den Beifall, wie bei den erstenmalen. Die Rolle der Aretia verrieth das erhöhte Interesse, das die Künstlerin daran fand, der nichts theurer, als meine Ehre war. Sie schien erhabner, bezaubernder, als je, und man stelle sich die Freude vor, mit welcher die gepriesene Schauspielerin mit dem Verfasser zum Souper dann gingen.

Der Enthusiasmus für die Talente der Clairon war für mich ein zu lebhaftes, zu erhöhtes, Gefühl, um das, was bloße Liebe bei meiner Leidenschaft für sie war, gehörig davon scheiden zu können. Für mich hatte sie indessen auch noch, die Schönheit ungerechnet, durch ihre muntere Jugend, ihren Frohsinn, alle Reize eines liebenswürdigen von aller Kunst freien Temperaments, den einzigen Wunsch, das feinste Bestreben, ihren Geliebten glücklich zu machen, ungemein viel Anziehendes. Solange sie liebte, liebte kein Mensch zärtlicher, leidenschaftlicher, treuer, als sie. Ihrer, wie meiner selbst versichert, arbeitete ich nur

einen Theil des Tages über mit freiem Geist und Kopfe ruhig, der übrige Tag war ihr geweiht. Bezaubernd verließ ich sie, um sie noch zaubernder wiederzufinden. Wie Schade, daß ein so verführerisches Weib zugleich so leichtsinnig war, und bei aller Offenheit und Treue in der Liebe doch nicht mehr Beständigkeit zeigte.

Manchmal speißten wir des Abends bei einer Freundin von ihr. „Kommen Sie diesen Abend nicht, sagte sie einmal. Sie würden kein Vergnügen haben. Der Baillif von Fleury soll dort soupiren und wird mich nach Hause bringen.“ — „Ich bin ihm bekannt, versetzte ich mit; er wird mich wohl auch mitnehmen.“ — Nein, er will mit mir allein seyn.“ — Das gab mir Licht. Sie sah mich darüber betroffen. „Ach, Freundchen, sagte sie, es ist eine Grille, Sie müssen mich gehn lassen.“ — „Ist es wirklich wahr; reden Sie aufrichtig?“ — Ich bin manchmal eine Närrin, doch nie werd ich falsch seyn.“ — „Ich danke Ihnen und trete ihm meinem Platz gern ab.“ — Für diesmal hatte ich Muth und Einsicht. Die Erfahrung lehrte mich am folgenden Morgen, daß eine biedere Denkungsart meinem Herzen angemessener, süßer war, als eine unbedachtsame vorübergehende Laune.

Ein Advokat aus meiner Gegend, Vigal, besuchte mich. Mademoiselle B*** hat Ihnen, sagte er, versprochen, sich nicht ohne Zustimmung ihrer Mutter zu verheirathen. Ihre Mutter ist nicht mehr; doch Mademoiselle B*** will dem gegebenen

Worte doch nichts weniger treu seyn. Sie kann eine rühmliche Parthie finden, und mag sie nur nicht ohne Ihre eigne Einwilligung annehmen." Ich fühlte in mir bei diesen Worten nicht wieder die alte Liebe zu ihr, aber eine so süße, lebhafte und zärtliche Neigung daß ich gewiß nachgegeben hätte, wenn ich in meiner Lage nur einige Sicherheit zu finden vermögend gewesen wäre. Ach, erwiederte ich, daß ich nicht in dem Verhältniß bin, mich der Verbindung zu widersetzen, die man meiner theuern B*** vorschlägt. Unglücklicherweise ist das Schicksal, das ich ihr anbieten könnte, zu schwankend, zu ungewiß. Meine Zukunft hängt vom Zufall ab, und dem darf die ihrige nicht unterworfen seyn. Sie verdient ein sicheres Glück, und mir bleibt nichts übrig, als den zu beneiden, der ihr dieses schaffen kann."

Einige Tage darauf erhielt ich, von Mademoiselle Clairon folgendes Billet: " Ihre Freundschaft wird mir jetzt nothwendig. Ich kenne Sie zu gut, um nicht darauf zu rechnen. Eilen Sie zu mir, ich warte." — Wie ich komme, sind Leute da. Ich habe mit Ihnen zu sprechen! ruft sie mir zu. So folge ich ihr ins Kabinet. Sie sagen mir, meine Freundschaft könne Ihnen nützen; ich wünsche zu wissen, worin, und Sie von meinem Eifer zu überzeugen." — Ach ich bedarf weder Ihrer Freundschaft, noch Ihres Eifers, Ihrer Liebe gilt es. Sie müßen sie mir wiederschenken." — Und nun sagte sie mir mit einer Offenheit, die für jeden andern, als mich spaßhaft ge-

wesen wäre, wie diese Puppe, der Baillif von Fleury es fast nicht werth wäre, mich eifersüchtig zu machen. Nach diesem niedrigen Geständnisse setzte sie alles, was eine liebenswürdige Gaucklerin verführendes haben kann, indessen umsonst in Bewegung, ein Herz wieder zu gewinnen, in welchem die Vernunft nun schon die Liebe vertilgt hatte.

„Sie haben mich nicht betrogen, sagt ich und ich mache mir's, so aufrichtig wie sie, zur Pflicht, Sie auch nicht zu hintergehn. Wir sind dazu geschaffen, Freunde zu seyn; und werden es, wenn Sie wollen, unser ganzes Leben seyn; aber mit der Liebe ist es aus." Ich schwieg, da dies mein unveränderlicher Entschluß war, traurig und beschämt ließ ich sie zurück, und fühlte wohl, daß ich mich etwas zu sehr gerächt hatte.

Aristomenes war beendigt; ich las ihn den Schauspielern vor. Die Clairon wohnte dem Lesen mit einer kalten Würde bei. Man wußte nun unser Mißverhältniß und ich ward nur mit größerm Beifall angehört. Für die Schauspieler war es nun eine Aufgabe, ob ich die Rolle der Gattin vom Aristomenes ihr geben würde. Da sie hörte, daß die andern schon vertheilt wären, ward sie noch unruhiger. Eine Viertelstunde nach dem Empfang kam sie mit einer Freundin zu mir. „Hier haben Sie die Rolle wieder, sagte sie mit ihrem völligen Theateranstande, indem sie das Papier auf den Tisch warf. „Ich will die Rolle nicht ohne ihren Verfasser. Sie und er gehören mir beide zu." —

„Theure Freundin, rief ich, sie umarmend, als Freund gehör' ich Ihnen zu, aber mehr verlangen Sie nicht. Eine andere Empfindung würde uns unglücklich machen." — Er hat Recht, sagte sie zu ihrer Freundin; mein dummer Kopf würde für mich und ihn nur eine Qual seyn. „Nun so kommen Sie, Freund, speisen Sie bei unserer guten Freundin." — Und nun war die vollkommenste Vertraulichkeit unter uns da; dreißig Jahre hindurch blieb sie dieselbe. Durch eine neue Lebensbahn wurden wir beide getrennt, aber unsere wechselseitigen Empfindungen durch nichts verändert.

Ich erinnere mich, bey Erwähnung dieser offenen, durch nichts beschränkten Freundschaft zwischen uns eines Zuges, den ich nicht übergehen darf.

Clairon war weder reich noch haushälterisch. Oft fehlte es ihr an Geld. „Ich brauche zwölf Louisd'or; sagte sie eines Tages. Haben Sie sie?" — „Nein, ich habe sie nicht!" — „Suchen Sie mir sie zu verschaffen und bringen Sie mir sie heut Abend in meine Loge mit." — Ich setze mich den Augenblick in Marsch. Reiche Leute kannte ich genug, aber an die wollte ich mich nicht wenden. Ich gehe zu meinen Abbés aus Gaskogne und etlichen andern Leutchen der Art. Sie sitzen alle auf dem Trocknen. Traurig komme ich zu ihr in die Loge. Der Herzog de Dúras ist allein bei ihr. „Sie kommen spät;" sagt sie. — „Ich suchte etwas Geld aufzutreiben, das man mir schuldig

ist, allein es war vergebens." Gesagt, verstanden, will ich ins Amphitheater gehen, als ich mich auf dem Corridor beim Namen rufen höre. Ich drehe mich um, und sehe den Herzog auf mich zukommen. „Ich höre, Sie brauchen Geld, sagte er, wie viel ist es?" Er zog die Börse. „Es wäre nicht so dringend;" erwiederte ich ihm dankend. „Ach das ist keine Antwort, versetzte er; wie viel hatten Sie zu fordern?" — „Zwölf Louis!" sagt ich endlich. — „Da sind sie, war die Antwort, aber unter der Bedingung, daß Sie sich bei Geldmangel stets an mich wenden." — „Sie wollen es durchaus, sagte er, als ich beim Wiederbezahlen ihn nöthigte, sie zu nehmen, aber erinnern Sie sich, die Börse, worein ich das Geld stecke, ist die Ihrige!" — Ich mißbrauchte seine Güte nicht, aber es war keine Gefälligkeit, die er mir nicht von diesem Augenblicke an erwiesen hätte. Wir kamen in der Akademie zusammen und ich hatte Ursache, ihn bei jedem Vorfalle zu rühmen. Er ergriff mit Freuden die Gelegenheit, mir zu dienen. Speißte ich bei ihm, so ward mir stets der beste Champagner aufgetragen; selbst bei den Anfällen seines Podagra war er froh, wenn er mich bei sich sah. Man nannte ihn unbeständig: gegen mich war er es gewiß niemals. Jetzt kommen wir auf den Aristomenes zurück.

Voltaire war damals in Paris. Er wünschte mein Stück vor der Beendigung zu kennen, und ich hatte ihm die ersten vier Akte vorgelesen, mit denen er zufrieden war. Doch der Akt, den ich

noch auszuarbeiten hatte, machte ihn unruhig, und das nicht ohne Grund. In den ersten, die er gehört hatte, schien die Handlung vollendet. „Wie sagte er, nach dem Vorlesen, verlangen Sie bei ihrem zweiten Stücke von der allgemeinen Regel frei zu seyn? Als ich den Tod Cäsars in drei Akten ausarbeitete, so war das für ein Kollegium, und mich entschuldigte der Zwang, darin nur Männer auftreten zu lassen. Wenn Sie aber auf dem großen Theater, bei einem Gegenstande, wo Sie durch nichts beschränkt sind, ein verstümmeltes Stück in vier Akten geben wollen, so ist eine wunderliche, beispiellose Form, von Ihrem Alter eine unglückliche Freiheit, die ich Ihnen selbst nicht verzeihen würde.“ —

„Ich bin auch gar nicht Willens, mir sie herauszunehmen, erwiederte ich; mein Stück ist in meinem Kopfe in vier Akten fertig und ich hoffe es bald zu beendigen.“ — „Und wie? Ich habe den letzten Akt und die andern, wie sie folgen, gehört, und Sie werden doch hoffentlich die Handlung nicht weiter ausholen wollen.“ — „Nein, sie fängt so an und endigt sich, wie Sie gesehn haben. Das Uebrige ist ein Geheimniß. Mein Plänchen ist vielleicht eine Albernheit; indeß so gefährlich der Schritt ist, ich muß ihn doch wagen. Nehmen Sie mir den Muth dazu, so ist meine Arbeit umsonst.“ — „Geh, mein Sohn. Mache, wage, versuche; es ist das immmer ein gutes Zeichen. Bei uns giebt es, wie in Kriegen, glückliche Tollhausstreiche. Die größten Schönheiten

wachsen oft mitten unter Schwierigkeiten empor, die einen zur Verzweiflung bringen möchten."

Am Tage der ersten Vorstellung wollte er hinter mir in der Loge Platz nehmen und ich mußte ihm dies wohl erlauben, da er fast eben so unruhig war, eben so arg zitterte, wie ich selbst. „Jetzt, sagte er, ehe noch der Vorhang aufging, jetzt sagen Sie mir, wo haben Sie den fünften Akt noch hergenommen." Ich erzählte ihm, daß man am Ende des zweiten erführe, Frau und Sohn des Aristomenes würden gerichtet; im Anfange des dritten hörte man, sie wären verurtheilt. „Nun, fuhr ich fort, diesen Vorgang, den man während des Zwischenaktes abgethan glaubt, habe ich auf die Bühne gebracht?" — „Wie, ein peinliches Gericht auf die Bühne? rief er. Ich zittere!" — „Ja, es ist eine Klippe; doch sie war nicht zu vermeiden, die Clairon wird mich retten."

Aristomenes gefiel wenigstens eben so sehr, als Dionisius. Voltaire drückte mich bei jedem Applauß in seine Arme. Worüber er indessen staunte und vor Freude aufsprang, das war die Wirkung des dritten Aktes. Als Leonide mit ihren Fesseln, einer Verbrecherin gleich, mitten unter ihren Richtern erschien; in ihrer Erhabenheit sie beherrschte, sich der Bühne und der Herzen der Zuschauer bemächtigte, ihre Vertheidigung in Anklage verwandelte, unter den Richtern die tugendhaften Freunde des Aristomenes von seinen treulosen Feinden unterschied, und diese durch das innere Geständniß ihrer Bosheit beschämt,

zu Boden drückte, da rief Voltaire bei dem Beifall, der ihr entgegen tönte: „Brave Clairon! macte animo, generose puer!“

Niemand fühlte wohl besser, als ich, wie wenig ich ihm von Seiten des Talents Neid einflößen konnte. Hätte er diese Schwäche gehabt, die Wirkung wäre groß genug gewesen, ihn eifersüchtig zu machen. Doch nein, Voltaire hatte zu viel Gefühl von seinem Uebergewicht, um gemeine Köpfe zu fürchten. Ein neuer Corneille oder Racine hätte ihm vielleicht Sorge gemacht. Den Verfasser der Zaire, der Alzire, der Merope, des Mahomets zu beunruhigen war nicht so leicht, wie man glaubte.

Bei der ersten Vorstellung des Aristomenes mußte ich mich noch auf der Bühne zeigen. Bei den folgenden unterblieb es, wo meine Freunde mir Muth einsprachen, mich dem Beifallsrufen zu entziehen.

Ein Zufall unterbrach meine Fortschritte und trübte meine Freude. Roselli, von dem ich schon gesprochen habe, spielte die Rolle des d'Arcire, eines Freundes vom Aristomenes, und zwar mit eben so viel Wärme, als Einsicht. Schön und gut gewachsen war er nicht. In seiner Aussprache war selbst ein sehr auffallendes Schnarren. Allein seine Fehler schwanden bei der Würde seiner Bewegungen, dem Ausdrucke so voller Geist und Leben. Ich dankte ihm die Art, wie die Entwickelung meines Trauerspiels aufgenommen ward; man sehe, wie er sie entschied. In der letzten Scene, wo er

von dem Decret spricht, mit welchem der Senat seiner Grausamkeit die Krone aufsetzt, sagt er:

Theonis untersagt's und steht dafür als Mann.

Er sieht, daß das Publikum unwillig wird, und augenblicklich ist er am Rand der Bühne. Mit der lebhaftesten Bewegung ruft er dem Parterre zu, als wolle er es besänftigen:

Ich stürze auf ihn los. Mein Dolch trifft auf sein Herz.

Bei der Stellung, der Bewegung, die diese Worte begleiteten, glaubte man den Theonis getroffen zu sehn und im ganzen Hause rauschte nun der Ausbruch der Freude.

Doch nach der sechsten Vorstellung, gerade in der Periode der lebhaftesten Theilnahme an meinem Stück, meldete man mir, Röselli habe ein Brustfieber bekommen und schlug mir einen Schauspieler vor, der für die Rolle gar nicht paßte. Das Zuströmen des Publikums zu unterbrechen, war mir sehr nachtheilig, doch so meine Arbeit herabzusetzen, wäre noch gefährlicher gewesen. Ich bat also, die Vorstellungen davon bis zu Roselli's Genesung zu verschieben, und Aristomenes ward erst wieder im folgenden Winter auf die Bühne gebracht.

Hier war bei der ersten Vorstellung die Bewegung des Publikums so groß, daß es noch einmal den Verfasser sehn wollte. Ich erschien nicht auf der Bühne; und hielt mich im Hintergrunde einer Loge. Aus dem Parterre bemerkte mich jemand und rief: „da ist er!" Die Loge ging nach dem Amphitheater zu, das ganze Parterre drehte sich

um; ich mußte vortreten und mit einer tiefen Beugung für die neue Gunstbezeugung danken.

Der Mann, der mich im Hintergrunde seiner Loge beim Arme nahm, mich dem Publikum vorzuführen, nimmt nun in diesem Werke eine bedeutende Stelle, durch all' das Unglück ein, das er, über mich in der Absicht, mir Gutes zu erzeigen, und durch den mächtigen aber verderblichen Reiz brachte, den ich in seinem Umgange fand. Es war Herr de la Popliniere. Seit der guten Aufnahme des Dionisius hatte er mich an sich gezogen. Doch der Muth, mit dem er mir zu der Zeit, von der hier die Rede ist, sein Landhaus zum Zufluchtsort anbot, als ich den mächtigsten Mann beleidigt hatte, kettete mich erst recht fest an den Edelmüthigen an. Die Gefahr, aus der er mich befreite, hatte eines der Jugendabenteuer zur Ursache, in die mich meine Unklugheit verwickelte; die meine Kinder lehren können, verständiger zu seyn, als ich.

Viertes Buch.

Während ich ich im Quartier Luxembourg wohnte, wurde eine alte Schauspielerin bei der komischen Oper, la Darimat, entbunden. Ihr Gatte, Durancy, stand als Buffon bei einer Provincialgesellschaft; die Clairon war ihre Freundin und hatte es ihr versprochen, daß sie und ich die Pathenstelle vertreten wollten. Meine Gevatterin, Durancy, hörte mich bei der Clairon öfters über Declamation sprechen. „Gevatterchen, sagte sie eines Tages, soll ich Ihnen eine junge hübsche Schülerin zuweisen? Sie wünscht im Trauerspiel aufzutreten und verdient, daß Sie sie unterrichten. Es ist Mademoiselle Verrière; der Marschall von Sachsen nimmt sich ihrer an. Sie ist Ihre Nachbarin, lebt sittig und sehr eingezogen mit ihrer Mutter und Schwester. Der Marschall legt, wie Sie wissen, einen Besuch beim König von Preußen ab, und wir wollen ihm bei seiner Rückkehr das Vergnügen machen, seine Pflegetochter auf dem Theater in der Iphigenie und Zaire besser,

als Mademoiselle Gaussin spielen zu sehn. Wir wollen mit ihr speisen."

Mein Abenteuer mit Mademoiselle Navarre hatte darum nicht den Marschall von Sachsen von mir entfremdet; er bezeugte mir viel Wohlwollen, und bevor der Aristomenes auf die Bühne gebracht wurde, bat er mich, ihm denselben vorzulesen. Das Stück hatte ihm gefallen; von der Rolle des Aristomenes war er gerühet; die der Leonide aber fand er theatralisch. „Das ist ein Satan!" sagte er, „die möcht ich nicht umsonst haben!" Das war sein ganzer Tadel. Sonst war er zufrieden und bezeugte mir dies mit der biedern, edlen, kunstlosen Offenheit, die in ihm den Helden errathen ließ.

Ich war daher äußerst froh, so eine Gelegenheit gefunden zu haben, ihm einen angenehmen Dienst zu erzeigen. Doch bey ganz unschuldiger Absicht handelte ich demohngeachtet sehr unklug, einen solchen Vorschlag anzunehmen.

Das Mädchen war eine seiner Geliebten und im siebenzehnten Jahre in seine Hände gefallen. Eine Tochter, die er von ihr hatte, wurde nachher unter dem Namen der sächsischen Aurora bekannt und verheirathet. Bei ihrer Geburt sicherte er der Mutter eine Rente von hundert Louis zu; zu ihren Bedürfnissen bekam sie jährlich überdies mehr als 500 Louis. Er liebte sie als guter Freund, ohne sie indessen bei seinen Vergnügungen zuzulassen. Die Sanftheit, die Herzenseinfalt, die Blödigkeit ihres Charakters waren für ihn nicht mehr anzie-

hend genug. Man weiß, wie sehr der Marschall von Sachsen die lustige Soldatenmanier mit Größe und Erhabenheit der Seele zu vereinen wußte. Bei seiner Armee mußte es lustig zugehen. Das war bei ihm Vorliebe und System. Die Franzosen, sagte er, marschieren nie besser, als wenn sie muntere Anführer haben; Langeweile fürchten sie im Kriege am meisten. In seinem Lager war stets eine komische Oper, und oft wurde bei diesem Schauspiele die Ordre zur Schlacht gegeben; mehrmals kündigte die Prima Donna an: „Meine Herren morgen kein Schauspiel, wegen der Schlacht, die der Herr Marschall liefern wird. Uebermorgen der Dorfschulze und die lustige Liebe."

Zwei Schauspielerinnen von dieser Bühne, die Chantilly und Beaumenard, waren seine Favoritinnen und ihre Eifersucht, ihre Launen und Streitigkeiten machten ihm mehr zu schaffen, wie er sagte und ich in einem Briefe von ihm las, als die Husaren der Königin von Ungarn.

Für sie ward Mademoiselle Navarre aufgegeben, die ihm zu hoch, nicht gefällig, nicht hingebend genug gewesen war, während die Verriére nicht einmal so viel Ehrgeiz besaß, ihn ihren Nebenbuhlerinnen streitig zu machen, während diese ganz kunstlos, um zu gefallen, blos nur auf ihre Schönheit, auf die Gleichmuth ihres liebenswürdigen Charakters und auf ihre sorglose Nachgiebigkeit zu rechnen schien.

Die ersten Scenen, die wir zusammen probirten, waren die der Zaire mit dem Orosmane. Figur, Stimme, Blick, Unschuld, sanfter Sinn

stimmten bei ihr trefflich zu der Rolle; in die meinige brachte ich nur zu viel Kraft und Feuer. Die Worte: Zaire, du weinst, waren schon in der zweiten Probe die Klippe, an der meine kalte Vernunft scheiterte.

Meine Schülerin war gelehrig; mich machte das fleißig und dies wurde übel ausgelegt. Der Marschall, damals in Preußen, erfuhr unser Einverständniß und ward auf eine einem solchen Manne eben nicht anständige Art zornig. Die monatliche Rente der Verrière von funfzig Louis blieb aus. Er meldete, daß er weder Mutter noch Kind wieder sehn würde, und hielt so streng Wort, daß Aurora erst nach seinem Tode, durch meine Vermittelung, als seine Tochter anerkannt und in einem Kloster erzogen wurde.

Der hülflose Zustand, in den nun meine Zaire versetzt war, machte uns beiden drückenden Kummer. Von meinem neuen Trauerspiel hatte ich noch vierzig Louis übrig, ich bat sie, sie anzunehmen. Mademoiselle Clairon und alle unsere Freunde gaben uns den Rath, einander wenigstens für einige Zeit nicht zu sehn. Es kostete viel Thränen, doch geschah es.

Der Marschall kam zurück. Von allen Seiten hörte ich, er sey gegen mich aufgebracht. Nachher erfuhr ich vom Marschall Löwendal und zweien seiner Freunde, Sourdis und Flavacourt, daß sie mit Mühe den Ausbruch seines Zorns gegen mich zurückgehalten hätten. Aller Welt, dem Hofe, dem König selbst hatte er es gesagt, daß das über-

müthige Versemännchen ihm alle seine Geliebten abspenstig machte (und doch besaß ich nur die, die er verließ). Er zeigte ein Billet von mir, das ihr ein treuloser Kerl von Bedienten gestohlen hatte. In Bezug auf die Cleopatra, an der ich arbeitete, stand hier, Antonius sey in der Liebe, wie im Kriege Held." — „Der Antonius, sagte der Marschall zu allen, bin ich!" Und diese schmeichelnde Anspielung, an die ich nicht gedacht hatte, machte ihn etwas ruhiger.

Ich schwebte während dessen in Todesangst, und war fest entschlossen, mich im Fall einer Beleidigung mit Gefahr des Lebens an ihm zu rächen. Herr de la Popliniére that mir den Vorschlag, mich auf seinem Landgute zu verbergen und den Kummer, meine Zaire im Unglück zu verlassen, suchte der Fürst von Turenne zu mindern.

Der letztere sah mich eines Abends in der Vorhalle des französischen Schauspielhauses, und kam sogleich auf mich zu. „Sie sind die Ursache, sagte er, daß der Marschall von Sachsen die Mademoiselle Verriére verlassen hat. Wollen Sie mir versprechen, sie nicht mehr zu sehn? Ihr Unglück soll dann bald gehoben werden." — So war mir die geheimnißvolle Zusammenkunft, zu der sie mich den Abend zuvor im Boulogner Wäldchen beschieden hatte, nebst jenen Thränen erklärt, die sie beim Abschiede von mir vergoß. „Ja, erwiederte ich, das versprech ich Ihnen von Herzen. Sey Mademoiselle Verriére mit Ihnen glücklich! Ich will sie gern nicht wieder sehn."

Er nahm mein Versprechen an und ich hielt es treulich.

Da war ich nun fast allein in diesem Landhause. Ganz anders zeigte es sich mir jetzt, als es gewesen war, als es nachher wurde. Jede Minute konnte ich nun Betrachtungen über mich selbst anstellen. Ich blickte nach dem Abgrunde zurück, an dessen Rande ich geschwebt hatte. Dem Helden von Fontenoy, dem Abgotte der Armeen und aller Franzosen, dem Manne, vor dem der erste Adel dieses Königreichs sich ehrfurchtsvoll verbeugte und den der König mit aller Auszeichnung empfing, die dem großen Mann noch schmeichelhaft seyn kann, dem hatte ich, nur ich, zu huldigen vergessen. Und zur Entschuldigung blieb mir selbst nicht einmal blinde Liebe übrig. Das unkluge, schwache Mädchen verheimlichte es nicht, daß sie an ihn durch seine Wohlthaten, an ihn, als Vater ihres Kindes gebunden wäre. Die schreckliche Gefahr, die uns hier drohte, war mir so deutlich, so fest eingeprägt, daß ich nur zitternd mich in ihre Wohnung stahl. Sie fand ich, sie verließ ich stets noch ängstlicher. Durch unsere Furcht, überrascht, verrathen zu werden, wäre jedes Vergnügen zu theuer bezahlt gewesen. Der Marschall konnte mich zu sehr verachten, mir nach dem Leben zu trachten, und einem seiner Bedienten befehlen, mich zu insultiren. Für diesen Fall hatte ich einen Entschluß gefaßt, an den ich nicht ohne Zittern zurück denken kann. Ach Kinder, schaudert, wie ich vor den Gefahren, in die mich eine aufbrau-

sende Jugend stürzte, um einer zufälligen, vorübergehenden Verbindung wegen stürzte, die sich auf nichts als Gelegenheit und Genuß gründete. Ich hielt es für Pflicht, euch vor dieser Klippe zu warnen.

Der Marschall von Sachsen starb bald hernach. Er ward am Ende großmüthig, wie der Löwe in der Fabel gegen das Mäuschen. Wir kamen bei der ersten Vorstellung der Cleopatra auf dem Logengange zusammen. Ich wurde blaß. Doch gütig rief er mir zu: „Recht gut, recht gut gemacht!" In ihm bedauerte ich aufrichtig den Vertheidiger des Vaterlandes, den großmüthigen Mann, der mir verziehen hatte. Um sein Andenken nach meinen Kräften zu ehren; machte ich das Epitaphium:

Bei Courtray Fabius, bei Brüssel Hannibal,
Condé am Moselfluß, Türenne an dem Rhein,
Zähmt er den Leopard und lähmt des Adlers Schwingen.

Ich war den Versuchungen in Paris entflohen; hier fand ich neue. Doch im gegenwärtigen Augenblicke hatte ich Gelegenheit zu sehr ernsthaften moralischen Betrachtungen. Einst war mein jetziger Aufenthalt die Wohnung der Freuden, jetzt fand ich in ihm den Sitz der stillen, düstern Traurigkeit. Um das begreiflich zu machen, muß ich ein wenig in die Vergangenheit zurückgehn und erzählen, wie dieser Zauber sich bildete und wie er gestört wurde.

Herr de la Popliniére war nicht der reichste Finanzpachter, aber er machte den meisten Aufwand. Er heirathete die Tochter einer Schauspie-

lerin, eine Person, die er anfangs nur unterhalten hatte. Das erstere war freilich seine Absicht nicht gewesen; doch man hatte ihn dazu auf folgende Art zu bringen gewußt. Die berüchtigte de Tencin hatte ihren Bruder zum Cardinal, dann zum Staatsrath zu erheben und dadurch bei dem alten Cardinal de Fleury einen unbekannten aber großen Einfluß zu erlangen gewußt. Mademoiselle Daucour ließ sich ihr vorstellen, und klagte, vom Herrn de la Poplinière sey sie, ein junges unschuldiges Mädchen, verführt worden. Erst habe er ihr mit der Hoffnung einer Heirath geschmeichelt, jetzt denke er nicht mehr daran. „Er heirathet Sie; ich nehme es auf mich, versetzte Madame de Tencin. Sagen Sie nichts davon, daß Sie mich gesprochen haben, und verstellen Sie sich gegen ihn."

Jetzt nahte der kritische Augenblick, wo die Finanzen aufs neue verpachtet werden sollten. Man gab dem Cardinal von Fleury zu verstehn, daß jetzt die Zeit da sey, ein Skandal zu entfernen, das alle rechtschaffene Leute unwillig mache. Mademoiselle Daucour ward ihm als ein Opfer der Verführung, das Theilnahme verdiene, vorgestellt; den Herrn de la Poplinière schilderte man als einen Mann, der mit der Unschuld spiele, sobald sie Schwäche und Zutrauen habe überraschen lassen.

Man kannte damals unter den Generalpächtern noch nicht den so öffentlich gutgeheißenen Aufwand mit öffentlich unterhaltenen Maitressen und der Cardinal setzte eine Ehre darein auf gute Sitten zu halten. la Poplinière kam, ihn um seine Ver

wendung bei dem neuen Pacht zu bitten und der Kardinal fragte sogleich, wer Mademoiselle Daucour sey? „Ein junges Mädchen, die ich versorge;“ versetzte la Poplinière und rühmte ihren Verstand, ihre Talente, ihre gute Erziehung. „Das macht mir Freude, sagte der Kardinal. Die ganze Welt sagt das Nämliche und der König will Ihre Stelle dem geben, der sie heirathet. Sie haben sie verführt. Es ist zum wenigsten gerecht, daß Sie sie statt der Mitgift in ein Verhältniß bringen, was sie von Ihnen selbst erwarten durfte und ihr von Ihnen war versprochen worden.“ — La Poplinière wollte dies Versprechen ablehnen. „Sie haben sie verführt!“ fuhr der Minister fort, ohne Sie wär sie noch unschuldig. Das Unrecht muß gut gemacht werden. Meine Meinung wissen Sie; eilen Sie, sich darnach zu richten, denn ich kann sonst nichts für Sie thun.“ Seine Stelle verlieren oder heirathen erfoderte schnelle Wahl. Er entschloß sich zum kleinerm Uebel. Indessen wollte er doch gern der Nothwendigkeit den Schein einer freien Entschließung geben. „Stehen Sie auf, sagte er den Tag darauf zur Mademoiselle Daucour, und folgen Sie mir mit Ihrer Mutter.“ Sie thats; er führte beide zum Notar. „Hören Sie die Akte mit an, bat er, die wir untersiegeln wollen.“ Es war der Heirathskontrakt. Der Theaterstreich schien seine Wirkung nicht zu verfehlen. Die Tochter schien ohnmächtig zu werden; die Mutter umfaßte die Knie des Mannes, der seinen Wohlthaten und ihren Wünschen die Krone aufsetzte. Er

hatte den vollkommensten Genuß ihrer Dankbarkeit; sein Haus ward durch den Zauber seiner reizenden Gemahlin verschönert, so lange er in dem Wahne lebte, daß er geliebter Gatte sey. Die Vornehmsten wohnten seinen Soupers und Fêten bey. Doch bald trübte eifersüchtiger Verdacht und Sorge seine Ruhe. Seine Gemahlin ließ ihrem Fluge freien Lauf. Er konnte ihr nicht in den Strudel folgen, in dem sie herumgetrieben wurde, und für sie gab man Soupers, wobei er nicht war; man machte sich sogar das boshafte Vergnügen, ihn durch anonyme Briefe zu belehren, daß er das Mährchen, der Spott des glänzenden Kreises sey, den seine Gattin um sich bildete. Um diese Zeit war es, wo er mich an sich zog. Anfangs geschah dies nur bei seinen Privatgesellschaften. Hier fand ich den berühmten Rameau; Latour, den geschicktesten Pastellmahler, den wir je gehabt haben; Vaucanson, den bewundernswürdigsten Mechaniker; Carle-Vanloo, den großen Zeichner und Coloristen und seine Gattin, deren Nachtigallenstimme uns zuerst mit Welschlands Zaubergesang bekannt machte.

Madame de la Poplinière bezeigte mir viel Wohlwollen. Sie verlangte die Vorlesung meines Aristomenes und ihre Bemerkungen waren unter allen, die ich hörte, die besten. Sie ging das Stück mit einer Bestimmtheit, mit einer Einsicht durch, die mich in Erstaunen setzte; Scene für Scene ward von ihr die Handlung entworfen; sie bezeichnete mir die Stellen, die ihr die gelungensten schienen, so wie die, die sie für schwach hielt.

Verbesserungen, die sie mir vorschlug, waren mit Bemerkungen begleitet, die mir noch selbst neuen Aufschluß zu geben schienen. Ihr so schnell treffender und doch so richtiger Blick, setzte alles in Erstaunen. Sie ward viel mehr bewundert, als ich, so großen Beifall ich auch immerhin noch bei diesem Lesen fand. Ihr Gemahl indessen war sehr mißmüthig. Er bewunderte dies glückliche, leichte Gedächtniß, diese Einsicht und an Begeisterung gränzende Beredtsamkeit; die Art, wie Geschmack und Verstand in diesem Weibe sich vereinten, erfüllte ihn wie jeden andern mit Erstaunen, allein Verdrüßlichkeit und Mißmuth blickten doch immer dabei hervor. Die Ursache davon war ihm allein bekannt. Er hätte sie so gern aus dem Gewühl zurückgezogen, in das man sie gestürzt hatte; für sie war dagegen ein solcher Zwang, wie diese Eingezogenheit bei ihr hieß, erniedrigende, eigensinnige Tyrannei und unter beiden allein gab es daher ziemlich lebhafte Auftritte. In unserem, besonders in meinem Umgange, tröstete sich la Poplinière durch Ergießung seiner Satyren auf die Welt, die ihm, wie er sagte, anekelte, mit der er nichts zu thun haben wollte. Er bat mich, bei ihm zu wohnen. Meine Einfachheit, mein offenes Benehmen gefielen ihm. „Wir wollen zusammen leben; sagte er, wir sind für einander geschaffen; lassen Sie die große Welt, die Sie verführt hat, wie es bei mir der Fall war. Was erwarten Sie denn von ihr?“ — „Beschützer und einige Glücksgüter!“ — „Beschützer! Ach, wenn Sie wüßten,

wie diese Leute schützen! Glücksgüter! habe ich denn nicht genug für uns beide? Kinder hab ich nicht und werde auch wohl, Dank sey's dem Himmel, keine haben. Seyn Sie ruhig; wir bleiben bei einander; ich fühle es alle Tage lebhafter, daß Sie mir immer nothwendig werden."

So ungern er mich auch von sich ließ, so wenig konnte er es doch der Madame de Tencin, die er schonen mußte, abschlagen, mich bei ihr einzuführen. Ich sollte dort mein Trauerspiel, den Aristomenes, vorlesen, den man so eben gespielt hatte. Die Versammlung war zahlreich. Ich fand hier Montesquieu, Fontenelle, Mairan, Marivaux, den jungen Helvetius, Astrüc, und ich weiß nicht, wen sonst noch. Alles waren gelehrte Männer. Mitten unter ihnen sahe man eine Dame von eindringendem Verstande und tiefem Sinne; ihr Benehmen zeigte von Gutmüthigkeit und Einfachheit. Sie schien mehr die Wirthschaftsführerin, als Dame des Hauses zu seyn. Es war Madame de Tencin. Um mich Fontenelle hörbar zu machen, hatte ich meine ganze Stimme nöthig. So nah ich seinen Ohren war, so laut und stark mußt' ich doch jedes Wort sprechen. Indessen hörte er mir doch so freundlich zu, daß dies allein schon Ersatz für das verdrießliche Lesen seyn mußte. Das Lesen selbst war, wie man leicht einsieht, äußerst monoton, ohne Accent, ohne Einschnitt. Nichts destoweniger ärntete ich allgemeinen Beifall. Ich genoß sogar die Ehre, beim Diner zugelassen zu werden und stand von diesem Tage an auf der

Liste ihrer Tischgesellschaft. Indessen zeigte mir de la Poplinière gar bald, daß es hier für mich zu gelehrt zugänge, und wirklich fand auch ich in Kurzem, daß hierher keiner kam, ohne vorher seine Rolle einstudiert zu haben. Der Conversation ließ das Bestreben, damit aufzutreten, nie freien natürlichen Lauf. Jeder suchte nur schnell und wie im Fluge den Augenblick zu erhaschen, wo er sein Wörtchen, seine Erzählung, seine Anekdote, seinen Grundsatz, seinen Witz an den Mann bringen konnte und manchmal ward die Gelegenheit ziemlich weit hergenommen.

Bei Marivaux blickte die Ungeduld, seinen Scharfsinn, seine Feinheit bemerkbar zu machen, deutlich hervor. Montesquieu wartete etwas gelassener, bis ihm der Ball zu flog; aber er wartete doch. Mairan paßte noch ärger auf. Astrüc nahm sich nicht einmal diese Geduld. Fontenelle allein, wartete ruhig, bis ihn die Reihe traf, und dann machte er von der Aufmerksamkeit seiner Zuhörer einen so mäßigen Gebrauch, daß seine Bemerkungen, seine angenehmen Geschichtchen kaum eine Minute dauerten. Helvetius war bescheiden und aufmerksam. Er sammelte um ein andermal zu säen. Seinem Beispiele zu folgen hatte ich nicht Ausdauer genug, und die ganze Gesellschaft nur wenig Reiz also für mich.

Anders verhielt sich das letztere mit einer Dame, die mich mein Glücksstern bei Madame de Tencin finden ließ, und von der ich nachher selbst eingeladen wurde. Es war Madame Geoffrin,

die ihre gelehrte Gesellschaft zu wählen und zu ordnen anfing. Ich gehorchte erst spät ihrer Einladung und Herr de la Poplinière war es wieder, der mich daran hinderte. „Was wollen Sie da machen? sagte er, es ist auch nur ein Sammelplatz schöner Geister!“

Bei meinem Abenteuer mit dem Marschall von Sachsen war ich so ganz in seiner Gefangenschaft. Ich sah ihn selbst unglücklich, sah, daß ich ihm Bedürfniß war und das alles knüpfte mich denn noch enger an ihn. Anonyme Briefe beunruhigten ihn immerfort. In Passy versicherte man ihm, besuche ein glücklicher Nebenbuhler seine Gemahlin ununterbrochen. Tag und Nacht beobachtete er sie, ließ sie bewahren, umsonst; sie war davon unterrichtet und sah nun in ihrem Gatten nichts, als ihren Kerkermeister.

Hier fand ich nun eine Haushaltung, wo Eifersucht und Haß sich wie zwei Schlangen einschlichen. In einem Hause, wo Künste, Talente, edlere Vergnügungen jeder Art ihren Aufenthalt fanden, wo aller Luxus, Ueberfluß war und alle Reichthümer zuströmten, vernichtete Mißtrauen, Furcht, trauriger Verdacht und schwarze Sorge dieses alles. Man mußte die beiden Eheleute sich so einander bei der Tafel gegenüber sitzen, und das düstere Schweigen auf seiner, die kalte, stolze Verachtung auf ihrer Seite sehn; sehen, wie sie sich in Acht nahmen, nie einander ihre Blicke begegnen zu lassen; die Anstrengung beobachten, wenn sie sich etwas zu sagen hatten und die kalte,

trockne Art zu antworten bemerken. Mit Mühe nur konnte man begreifen, wie zwei so feindselige Wesen doch in einem Hause noch zusammen wohnen konnten. Indessen sie schien nicht geneigt, es zu verlassen, und er fand vor der Welt und der Justiz nicht so viel Recht, sie fortzujagen.

Als ich am Ende den Grund dieser Mißverständnisse erfuhr, so gab ich mir alle Mühe, den Kummer des Mannes zu mildern, der sein Herz an dem meinigen ruhen lassen wollte. Ein Elender, den ich nun nach seinem Tode des Nennens nicht werth achte, hat mir Schuld gegeben, daß ich bei la Popliniére den Achselträger gemacht habe. Ich erkläre laut, daß ich auch nie von ihm die geringste Wohlthat genossen habe und ohne zu erröthen, kann ich hier also gestehen, daß ich nur stets bemüht war, ihm gefällig zu seyn. Dazu trieb mich ein sehr natürliches und zartes Gefühl. Ohne ihn anzubeten, ohne ihn zu vernachläßigen, schmeichelte ich ihm nie, aber ich tröstete ihn. Den Dienst erzeigte ich ihm, den Horaz von den Musen fodert: vos lene consilium et datis, et, dato, gaudetis almae. Und wäre er doch nie nachsichtiger gegen meine Schwäche gewesen, als ich gegen die seinige war! Der Geist der Eigenliebe erhöht in unsern Augen den Preis von allem, was uns angeht, und ihn täuschte er über den jungen Dichter, den er aufgenommen hatte, so sehr, daß er alles für schön hielt, was von meiner Feder kam. Anstatt hier einen strengen Freund zu finden, den ich nöthig hatte, fand ich in ihm nur einen zu nachsichtigen Beur-

theiler. Das war eine der Ursachen, denen ich den Mangel an Bestimmtheit in den Werken zuschreibe, die ich während des Aufenthalts bei ihm schrieb.

Die Langeweile ließ ihn zu Ende des Herbstes das traurige Landhaus verlassen, und bald darauf ereignete sich der Vorfall, der ihn von seiner Frau trennte. Eines Tages, wo der Marschall von Sachsen in der Ebene von Sablons dem Publikum das Schauspiel einer Musterung gab, ward er mehr als je mit anonymen Briefen bestürmt. Sie erzählten ihm von neuem, daß seine Gattin alle Nächte den Marschall von Richelieu aufnähme. Er nahm also die Zeit in Acht, wo sie bei der Revue war und untersuchte ihre Wohnung, um zu erfahren, wie ein Mann hineinkommen könnte, ohne vom Portier, dessen Treue er versichert war bemerkt zu werden. Vaucanson und Balot halfen ihm dabei. Der eine war ein kleiner Advokat, abgefeimt und alles durchschauend, nur freilich ein auffallender Charakter. Er sprach gemein und in Hyperbeln, war bald stolz, bald niedrig, ruckweise hochfahrend, großherzig und wieder sklavisch aus Gewohnheit. Vaucanson war nur mechanisches Genie und sonst der unwissendste und beschränkteste Kopf auf der Welt.

Bei der Durchsuchung dieser Zimmer bemerkte Balot, daß in dem Kabinet, wo das Clavier stand, ein Fußteppich ausgebreitet war. Im Kamine fand sich bei aller Kälte, wo überall geheizt wurde, weder Holz noch Asche, noch Feuerbock.

Balot, der weiter schloß, klopfte mit dem Stocke auf die Kaminplatte, sie klang hohl. Vaucanson näherte sich, und fand, daß sie in einem Gelenke ging und mit der Seitenbekleidung so genau verbunden war, daß man die Zusammenfügung kaum bemerken konnte. „Ach, rief er dem Herrn de la Poplinière zu, sehn Sie die herrliche Arbeit; die Platte ist beweglich, sie geht auf; das Scharnier ist von einer Feinheit; — an einer Tabacksdose kann es nicht besser gearbeitet seyn! Das ist ein gescheutes Männchen, der das machte!" — „Wie, sagte la Popliniere erblaßt, Sie sind sicher, daß die Platte aufgeht?" — „Gewiß; ich sehe es ja!" versetzte Vaucanson, von Bewunderung und Freude hingerissen. Es ist nichts bewundernswürdiger!" — „Ach was geht mich ihr Wunderwerk an; es hat sich hier was mit der Bewunderung!" — „Bester, solche Arbeiter sind rar; ich habe gewiß gute, aber so einen —" — „Lassen Sie Ihre Arbeiter; wir müssen jemanden rufen, der die Platte aufsprengt." — „Schade, so ein Meisterwerk, wie das ist, zu zerstören!"

Hinter der Platte war eine mit einem Holzgetäfel verschlossene Oeffnung in der Scheidewand. In dem benachbarten Hause bedeckte sie ein Spiegel. Nach Belieben konnte der Bewohner des anstoßenden Zimmers sie öffnen und nun ungehindert in das Musikzimmer gelangen. Der unglückliche la Poplinière suchte nur, wie ich glaube, einen gesetzmäßigen Vorwand, sich seiner Frau entledigen zu können. Er ließ einen Commissarius holen, und

auf der Stelle den Verbalproceß über seine Entdeckung und sein Mißgeschick auffsetzen.

Seine Gattin erfuhr den Vorgang noch während der Revue. Um in Gutem oder Bösem wieder nach Hause zu kommen, bat sie den Marschall von Löwendahl, sie dahin zu begleiten. Indessen das Haus war verschlossen und der Marschall hatte keine Lust, es mit Gewalt zu öffnen. Sie flog zum Marschall von Sachsen. „Ich bin gerettet, sagte sie, wenn ich nach Hause eilen und mit meinem Mann sprechen kann.“ Der Marschall ließ sie in seinen Wagen steigen und klopfte, als er ausstieg, selbst an. Der Schweizer wollte ihm beim Aufmachen sagen, daß es ihm verboten sey — „Kennt ihr mich nicht?“ rief der Marschall; „für mich giebt es keine verschloßnen Thüren! Kommen Sie, Madam, kommen Sie in Ihre Wohnung.“ Er gab ihr die Hand und stieg mit ihr hinauf.

La Poplinière kam ihm furchtsam entgegen. „Na Freund, was giebts? rief ihm der Marschall zu. Ein Skandal, ein Auftritt, ein Spas für's Publikum. Daß Sie sich lächerlich machen, ist alles, was Sie gewinnen. Sehen Sie denn nicht, daß man Sie zusammenhetzen will und dazu alle Kunstgriffe aufbietet. Seyn Sie doch nicht der Narr der Leute. Hören Sie ihr Weib. Sie wird sich ganz bei Ihnen rechtfertigen, und mit Ihnen stets nur auf anständigen Fuß leben.“ la Poplinière schwieg ehrfurchtsvoll. Der Marschall empfahl ihnen beim Weggehen Friede und Wohlstand zu beachten.

Beide waren nun allein. Madame de la Popliniere nahm allen Muth, ihre ganze Beredsamkeit zusamen. Sie fragte, auf welchen neuen Verdacht, auf welche neue Angeberei er ihr das Haus verschlossen habe? Er sprach von der Platte, sie ward zornig darüber, daß er sie dieser strafbaren Erfindung fähig glaubte. „Würde man nicht eher bei ihm, als bei ihr haben durch kommen können? Was hätte es mehr, als eines Bedienten und zwei bestochener Handwerker bedurft, um ohne ihr Wissen diesen Weg aus einem Hause ins andere zu bahnen? Könne man noch einen Augenblick an dem Grunde dieser augenscheinlichen Betrügerei zweifeln, die Sie unglücklich machen sollte?" Ich lebte zu glücklich mit Ihnen, sagte sie; mein Glück reizte den Neid gegen mich. Die Briefe ohne Unterschrift bewirkten nichts; man mußte Beweise vorbringen, und so ersann in seiner Wuth der Neid diese schändliche Vorrichtung. Was sag' ich? Sehen sie denn nicht was mein Verbrechen in den Augen des Neides war, seitdem er sichs vorsetzte, mich zu verfolgen? Wo ist in Paris das Weib, das an Ehre und Ruhe so schrecklich ist gekränkt worden, wie ich! Bei keiner war ja soviel Grund dazu da, als bei mir; als bei mir noch jetzt seyn würde, wären Sie gerechter gewesen. Ich beförderte das Glück eines Mannes, den Geist, Talente, Ansehen und Stand gleich sehr zur Qual der Mißgunst schuf. Sie will man lächerlich und unglücklich machen. Das giebt jene Pasquille ein die Ihnen täglich in die Hände kommen; die-

sen Erfolg erwartet man von der groben Schlinge, die man Ihnen hier legte." Jetzt warf sie sich zu seinen Füßen. „Schenken Sie mir, rief sie, Ihre Achtung, Ihr Vertrauen, — ja ich wage es zu sagen Ihre Zärtlichkeit wieder. Meine Liebe soll Sie rächen, mich selbst für die Leiden rächen, die uns unsere gemeinschaftlichen Feinde bereiteten."

Unglücklicherweise war la Popliniere zu sehr überzeugt und unbeweglich. „Madame, sagte er, alle ihre Wortkünste können meinen Entschluß nicht umstoßen. Wir wohnen nicht mehr bei einander. Ziehen sie sich mit Bescheidenheit, ohne Lärm zu machen, zurück, so werd ich für Ihr Schicksal Sorge tragen. Nöthigen Sie mich zur Strenge um sie aus meinem Hause zu entfernen, so werde ich sie Ihnen ganz fühlen lassen, und dann ist jedes Gefühl von Nachsicht und Güte in meiner Seele verschwunden." Sie ging. Er gab ihr, glaub ich, 20000 Livers Pension, mit ihr eilte sie in einem unbekannten Winkel zu leben; oder vielmehr zu sterben; denn all die große Welt, die ihr so sehr geschmeichelt hatte, verließ sie, als sie im Unglück war. Eine Drüse in ihrer Brust ging in Eiterung über und die Schärfe des Geschwürs zehrte sie langsam auf. Der Marschall von Richelieu ging zwar, während sie mit den schrecklichsten Schmerzen rang, immer seinen Freuden und Zerstreuungen nach, indessen beobachtete er doch so nebenbei gegen sie die Pflichten des Wohlstandes. Man sagte daher als sie todt war, er habe sich gegen sie bewundernswürdig benommen; selbst den

letzten Augenblick noch sey er bei ihr aus und ein gegangen.

Sie hätte die öffentliche Achtung, die Freuden eines ehrenvollen, angenehmen Lebens genießen können, und für so eine Liebe gab sie Ruhe, Ehre, Glück und alle Freuden hin. Herz und Sinnlichkeit hatten an dieser wahnsinnigen Eitelkeit nur wenig Antheil und das machte die letzteren noch schrecklicher. Madame de la Poplinière war bei aller Lebhaftigkeit des Geistes doch in der Liebe äußerst kalt; aber ein Glücksritter mit Herzogstitel schien ihr, wie vielen Andern, eine ehrenvolle Eroberung und das brachte sie ins Verderben.

La Poplinière wollte nun nach der Trennung von seiner Frau, als ein freier und wohlhabender Mann leben, und sein Landhaus in Passy war für mich der reizendste aber auch der gefährlichste Aufenthalt. Er unterhielt auf eigne Kosten eine Kapelle, die für die damalige Zeit als die beste angesehen war. Die Tonkünstler wohnten bei ihm und spielten sich des Morgens unübertrefflich in die Parthien ein, die sie des Abends vortragen wollten. Die ersten Talente der Bühne, besonders der Sänger und Tänzer der Oper, verschönerten seine Soupers. Wenn hier die schönsten Stimmen das Ohr entzückt hatten, dann eilten Lany und seine Schwester, die junge Püvigné von der Tafel weg, um nun noch hier mit Musikbegleitung die einzelnen Theile im Tanze darzustellen und so die Gäste noch mehr zu überraschen. Die ersten Tonkünstler Italiens, Sänger und Sängerinnen, fanden hier

Wohnung und Unterhalt und glänzten dann in seinen Conzerten. Rameau komponirte hier seine Opern; an Festtagen, bei der Messe in der Hauskapelle, gab er uns auf der Orgel Phantasien, die alles in Verwunderung setzten. Fürstlicher lebte wohl nie ein Bürger, als la Poplinière, und Fürsten selbst kamen, an seinen Freuden Theil zu nehmen.

Auf dem Theater, das er ebenfalls unterhielt, spielte man nur Schauspiele von seiner Arbeit. Die Schauspieler gehörten alle zu seiner Gesellschaft; die Stücke waren freilich mittelmäßig, indessen zeigten sie vom Geschmack, und ihr Styl war nicht so schlecht, um den Beifall, den sie fanden, als übertriebene Gefälligkeit ansehn zu müssen. Der gute Erfolg war bei ihnen um so gewisser, da auf das Schauspiel ein glänzendes Souper folgte, dem die europäischen Gesandten, der erste Adel, die schönsten Weiber von Paris beiwohnten.

La Poplinière benahm sich bei diesen Gelegenheiten als ein Mann, der mit jeder Convenienz der vornehmen Welt bekannt ist. Sein Anstand, sein Ton, sein Betragen athmete nichts als Artigkeit. Der Stolz selbst nahm bey ihm das Gewand der Feinheit, der Bescheidenheit an, und die Ehrerbietung, die er den Großen bewies, behauptete immer noch das freie ungezwungene Wesen schlichter Höflichkeit, das ihn um so besser kleidete, je mehr es bei ihm natürlich war. Wenn er gefallen wollte, war gewiß niemand liebenswürdiger, als er. Er war witzig und artig; ohne viel Studium,

ohne große Bildung, zeigte er viel Anlage zur Dichtkunst. Außer dem Hause ward seine Lebensart selbst denen lächerlich, die in seinem Luxus, seinem Aufwande, schwelgen konnten; innerhalb desselben hörte er nichts als Glückwünsche und Lobsprüche. Jeder bezahlte die Freuden, die er bei ihm vorfand, mit mehr oder weniger Schmeichelei. Er war, wie man ihn nannte, ein verhätscheltes Glückskind. Ich sah ihn täglich in der Nähe und kränkte mich zuweilen, daß er ein wenig zu eitel war; jetzt wundere ich mich, daß er es nicht noch mehr wurde.

Beklagenswürdiger als diese Sucht zu glänzen, war wohl sein wahrer Tantalusdurst nach einer Wollust, die er gar nicht mehr genießen konnte. Der Finanzpachter von Fontaine klagte darüber, daß man auf dem Markte den Schlaf nicht wie Speise und Trank kaufen konnte. Das war es bei ihm nun freilich nicht, was er gern mit Gold aufgewogen hätte.

Die Vergnügungen reizten die Natur und im Widerspruche mit dem Reichthume, den sie ihm haufenweise zuführte, verpflichtete sie ihn zu einer drückenden Enthaltsamkeit. So quälte ihn immerfort stete Versuchung auf dieser, immerwährende Enthaltsamkeit auf jener Seite. Der Unglückliche wollte es nicht wissen, daß sich die Ursache davon in ihm selbst vorfände. Stets klagte er den zweiten Gegenstand an, den er besaß, fand er bei einem dritten mehr Reize, so war er artig, aufgeräumt vom süßen Strahl der Hoffnung ganz entfaltet und

wirklich liebenswürdig. Da dichtete er Mährchen, da sang er Lieder, die er gesetzt hatte; und um so gefälliger, ungezwungener waren, je größern Eindruck die Person auf ihn gemacht hatte. Des Abends war er dann so begeistert, so belebt, um dann den folgendrn Morgen nur desto trauriger und mißmüthiger zu seyn.

Ich fand hier indessen viel Gelegenheiten zu straucheln, und dabei war ich nichts weniger als dessen unfähig. Freilich fühlte ich es wohl, daß sie mir schädlich waren, daß ich mich gegen sie schützen, davon entfernen müsse, doch dazu hatte ich nicht Muth genug. Der Corridor, wo meine Wohnung war, führte auch sehr oft zu allen den Zimmern der Schauspielerinnen. Bei einer solchen Nachbarschaft hielt es schwer mit den Stunden haushälterisch umzugehn, welche dem Schlafe und der Arbeit hätten sollen gewidmet seyn. Die Freuden der Tafel trugen zur Verminderung meiner Denkkräfte auch das ihrige bei. Ich dachte nicht daran, daß Mäßigkeit die Pflegerin des Geistes ist und doch giebt es keine ausgemachtere Wahrheit als diese. Beim Erwachen war mein Kopf wüste; das Ideenspiel wurde durch die aufsteigenden Dünste eines großen Soupers gelähmt. Ich wunderte mich, daß meine Vorstellungen sich nicht so frei, so lauter entwickelten, wie in der Mathurins-, der Maurerstraße. Ach! andere Organe dürfen nicht das Spiel der Einbildungskraft einschränken. Die Musen sind keusch, sagt man; sie sind auch nüchtern, sollte man dazu setzen.

Beide Grundsätze waren bei mir ganz vergessen.

Nur nachläßig hatte ich mein Trauerspiel Cleopatra zu Ende gebracht; in der Sammlung meiner Werke ist es mit der vorzüglichsten Sorgfalt ausgearbeitet; damals zeigte es noch, wie ich an einem andern Orte sagte *), die Eilfertigkeit, mit der man in einem Alter schreibt, wo man noch nicht fühlt, wie schwer es ist, gut zu schreiben. Sie hatte die völlige Nachsicht des Publikums nöthig, um eilfmal mit leidlichen Beifall gegeben zu werden. Der Knoten war so gelöst, wie es die Geschichte angiebt. Vaucanson ließ mir zu Gefallen, eine künstliche Schlange fertigen, die in dem Augenblicke, wo Cleopatra sie an den Busen drückt, die Bewegung einer natürlichen nachahmte. Das Ueberraschende des kleinen Meisterwerks that indessen dem wahren Interesse des Moments Abbruch. Ich wählte daher späterhin eine einfachere Entwickelung. Endlich begriff ich, daß es meinen Kräften zu viel zugemuthet war, dem Antonius noch nach seinen übertriebenen Ausschweifungen Verzeihung zu erwerben. Seine Thaten fielen zu sehr auf; die größte Schwierigkeit war, sein Ende rührend zu machen.

Ich that mich nach einem erschütternden Gegenstande um, und glaubte ihn in der Erzählung von den Herakliden zu finden. Sie hatte einige Aehnlichkeit mit der Iphigenia in Aulis.

*) T. XVI. des Oeuvres completes p. 179.

Indessen unterschieden sich beide Sûjets durch Charaktere und Hauptmomente so sehr, daß Euripides selbst eins wie das andere bearbeitet hatte. Kaum war mein Stück indessen aufgenommen und zur Probe angesagt, so verbreitete sich auch schon das Gerücht durch die ganze Stadt, ich wolle mit Racine an einem Gegenstande, die Lanze brechen, den dieser schon längst bearbeitet habe. Der Lärm und alle Merkmale von Uebelwollen lehrten mich, daß ich Feinde hatte; man sagte mir sogar, daß ein ganzes Heer von ihnen auf mich lauere. Ich fragte nach der Ursache und erfuhr sie nicht. Erst nachher kam ich doch dahinter. Die sanfte, treulose Gaussin hatte mir ihre ganze Parthei abwendig gemacht. Diese war zahlreich, denn sie bestand erstlich aus ihren Freunden, und dann aus allen Feinden der Clairon. Mit ihnen hatten sich die eifrigsten Parthienehmer der Mademoiselle Dûmenil vereinigt. Clairon entzog ihren Nebenbuhlerinnen durch ihre Kunst eine Rolle nach der andern. Ich war der ihr ergebene Dichter und so zugleich der Gegenstand dieser Feindseligkeiten. Wer hinter den Coulissen seine Bosheit trieb und Voltaire's Feind war, haßte auch mich. Dazu kamen seine leidenschaftlichen Verehrer, diese thaten noch mehr; weniger großmüthig als er, wollten sie einmal nicht dulden, daß ein anderer nach ihm einen mäßigen Beifall ernten sollte. Manche Gesellschaften, die mich aufgenommen hatten, waren von mir vernachläßigt worden und waren aufgebracht, da ich ihrer zuvorkommenden Höflichkeit so wenig entspro-

chen hatte. La Poplinière's Freundschaft reizte ebenfalls gegen mich den Haß aller seiner Feinde. Rechnet man dazu noch die große Menge derer, die aus natürlicher Neigung gern jeden, der sich emporhebt, niederdrücken möchten, die am Verdrusse der Glücklichen Freude finden, so begreift man leicht, wie ich so viele Feinde finden konnte, ohne doch jemanden beleidigt, ohne nur den Willen dazu gehabt zu haben. Selbst junge Leute dachten so gegen mich. Sie hatten von meinen Abenteuern gehört; hielten mich für einen Thoren ihrer Art und konnten mir es nicht verzeihen, ihr Nebenbuhler gewesen zu seyn. Dies beweist denn beiläufig, daß der alte Grundsatz: „Verbirg dein Leben," wohl niemanden wichtiger seyn kann, als dem Gelehrten; daß dieser nur durch seine Schriften berühmt zu werden streben sollte.

Prokops Kaffeehaus war indessen ein ärgerer Feind, als diese alle. Ich war sonst oft auf diesem Sammelplatz aller Parterrgänger und Kunstrichter gewesen, wo man mich ziemlich gut leiden konnte, allein seit dem mein Dionisius und Aristomenes so gut aufgenommen wurde, ging ich nicht mehr hin. Man hatte mir diesen sehr unklugen Rath gegeben und ich ihn befolgt. Das schrieb man meiner Eitelkeit zu und es that mir den größten Schaden. Je günstiger dieser Richterstuhl vorher geurtheilt hatte, desto feindseliger dachte er jetzt gegen mich. Lernt daraus, Kinder, eure jugendlichen Gesellschaften vorsichtig zu wählen; es ist schwer, sich aus ihnen zurück zu ziehen, wenn

man nicht bittere Gefühle und schreckliche Feindschaften entstehen lassen will. Anstatt nur allmählig meine Verbindung aufzulösen, zerriß ich sie, und das war ein sehr großer Fehler.

Zu große Offenheit, vielleicht etwas zu große Festigkeit des Charakters ließ mich den Widerwillen gegen die Journalschreiber, die Geringschätzung, die ich gegen diese erbärmlichen Leute hegte, gar nicht im mindesten verbergen. „Sie tadeln," sagte Voltaire, „stets das Beste an uns, und loben das Schlechteste. Die Wissenschaften werden bei *ihnen* zu einem eben so geringen und *verächtlichen* Gewerbe, als sie selbst sind." Ich hatte kaum das erstemal Beifall eingeärntet und sie umgaben mich auch schon wie Wespenschwärme. Von Freron an bis auf den Abbé Aubert war keiner unter diesen Sudlern, der nicht mit Wuth über meine Werke hergefallen wäre, um sich für meine Verachtung zu rächen.

So war nun ein Theil des Publikums gestimmt, als ich meine Herakliden hervortreten ließ. Der Bearbeitung nach war es das schwächste, dagegen an sich das rührendste meiner Trauerspiele. Der Eindruck, den es bei den Proben machte, läßt sich nicht beschreiben. Mademoiselle Dümenil spielte die Dejanira; die Clairon die Olimpia. Ihr Ausdruck des Schmerzes der Liebe einer Mutter war so stark, daß die Künstlerin, die ihre Tochter spielte, nicht weiter sprechen konnte. Die Zuschauer zerflossen in Thränen. Herr de la Poplinière und alle versprachen mir den besten Erfolg.

Ich habe an einem andern Orte gezeigt, wie dieser ganze rührende Eindruck bei der ersten Vorstellung vernichtet wurde. Was ich indessen in einer Vorrede nicht auseinander setzen konnte, ist mir hier erlaubt. Die Dümenil trank gerne Wein, und in den Zwischenakten nahm sie immer ein Gläschen zu sich. Um nicht betrunken zu werden, ließ sie ihn stark mit Wasser mischen, und unglücklicher Weise giebt ihr ihn der Bediente, ohne daß sie es weiß, diesmal rein. Im ersten Akte war sie erhaben und fand ungemeinen Beifall. Noch ganz erhitzt, gießt sie ihn hinter und er steigt ihr zu Kopf. Trunken und betäubt spielt sie die Rolle fort, oder lallt sie vielmehr so zerstreut, so sinnlos her, das alles Rührende nun lächerlich ward. Nun weiß man ja, wie nichts mehr auf das Parterr wirkt, wenn das Ernsthafte einmal ins Lächerliche gezogen ward. Es parodirt dann kaltblütig fort und will nichts, als belustigt seyn.

Die Zuschauer wußten nichts von dem, was in den Coulissen vorgegangen war. Man schrieb nun alles der übertriebenen Charakterzeichung dieser Rolle zu, und ganz Paris schrie, mein Stück sei so gemein, so toll und lustig, daß man aus Leibeskräften habe lachen müßen.

Die Dümenil liebte mich nicht. Indessen betrachtete sie sich wenigstens zum Theil als die Ursache meines Mißgeschickes. Sie hielt es also für Pflicht, dies nach allen Kräften wieder gut zu machen. Wider meinen Willen ward es wiederholt, beide Schauspielerinnen spielten so viel in ihren

Kräften stand; die wenigen Zuschauer die da waren, weinten sanfte Thränen, der größte Theil war indessen eingenommen, der Streich einmal geschehen; das Stück kam nicht wieder zu Ehren, und bei der sechsten Vorstellung verlangte ich, daß es liegen bliebe.

Meine Kinder haben schon die Erzählung von dem Feste gelesen, das mich, nach der ersten Vorstellung der Herakliden in Passy erwartete.*) Ihr Mißgeschick würde mich hier vollends aufs tiefste gedemüthigt haben. Indeßen meine Geistesgegenwart wußte dem vorzubeugen. Ich setzte den Lorberkranz, der mir so ungelegen angeboten ward, der Clairon auf. Der ganze Vorfall sey nur darum erwähnt, um jedem sehn zu lassen, mit welcher Gewißheit la Popliniere auf die gute Aufnahme gerechnet hatte. Er blieb bei seiner Meinung, und verdoppelte die Freundschaft, um mich von der Niedergeschlagenheit empor zu heben, durch die ich wie ganz vernichtet war. Ich erholte mich, und mein Charakter ward seitdem, Dank dem Unglück, den Verbindungen vielleicht, die ich eingegangen war, etwas männlicher; selbst etwas philosophischer. Meine Freuden in Passy ließen mich darum noch nicht die in Paris vergessen, und ich reißte öfterer dahin, als es dem Herr de la Popliniere angenehm war. Bei Madame Harenk, die ich noch nie vergessen hatte, lernte ich d' Alembert und die junge Mademoiselle l' Espinasse ken-

*) T. XVI. p. IX. de la praef.

nen, welche immer Madame Desant noch zum Souper mitbrachte. Alle drei nenne ich hier nur. In der Folge werde ich mehr davon sprechen können.

Eine andere Gesellschaft, zu der ich kam, ohne zu wissen, wie, war die des Barons von Hollbach. Ich lernte hier Diderot, Helvetius, Grimm, und J. J. Rousseau kennen, bevor er noch in seine Wildniß eilte. Grimm war damals Secretair und vertrauter Freund des jungen Grafen von Frise; eines Neffen des Marschalls von Sachsen. Alle Wochen gab er Diner. Man fand hier nur Unverheurathete, und also unbeschränkte Freiheit, indessen Rousseau genoß diese Speise nur mäßig. Der Grundsatz: Lebt mit euren Freunden so, als würden sie eines Tages eure Feinde, beobachtete niemand so gut, als er. Da ich ihn kennen lernte, hatte er so eben den Preis der Beredsamkeit bei der Akademie von Dijon mit der schönen Sophisterei davon getragen, Wissenschaften und Künste wären nichts, als natürliche Wirkungen des National-Wohlbefindens und des Luxus. Indessen war er jetzt noch nicht das, was er nachher wurde; noch zeigte et nicht den Ehrgeiz, eine Sekte stiften zu wollen. Entweder war er jetzt noch nicht der stolze Mann, oder er verbarg sich unter einer furchtsamen Artigkeit, die manchmal sogar an Unterwürfigkeit, an Nachgiebigkeit — und Selbsterniedrigung gränzte. Bei ängstlicher Behutsamkeit erschien er mißtrauisch, sein seit-

wärts schielender Blick sah auf alles, mit einer argwöhnischen Aufmerksamkeit. Mit Mühe theilte er sich mit, keinem vertraute er sich. Nichts destoweniger empfing man ihn überall freundschaftlich. — Man kannte ihn einmal als eigenliebigen, reizbaren, leicht zu kränkenden, unruhigen Mann; und nun ging man säuberlich mit ihm um, schonte ihn, bezeugte ihm eine Aufmerksamkeit, eine Sorgfalt, wie man sie für ein eitles, eigensinniges Weibchen der man zu gefallen wünscht, gehabt haben würde. Er arbeitete damals an der Musik des Weißagers auf dem Lande, und sang uns am Klavier die neugesezten Arien vor. Wir freuten uns darüber und dies war auch eben so sehr bei seinem ersten, so festen, so feurigen Versuch in der Beredsamkeit der Fall. Ein aufrichtiges Wohlwollen für seine Person, eine aufrichtigere Hochachtung für seine Talente, wie wir sie hatten konnte er gewiß nirgends finden. Gerade die Erinnerung an jene Zeit brachte mich gegen ihn auf. Ich sahe, wie er Leute, die ihn so gut behandelten, die nach nichts, als seinem Wohlwollen strebten, wegen alberner Possen, wegen Fehler verläumdete, die er selbst an sich beobachten ließ. Ich habe diese Männer ihr ganzes Leben hindurch beobachtet, werde von ihrem Geist und ihrem Herzen sprechen können, und habe in ihrem Charakter nie etwas dem ähnliches gefunden, was ihnen sein böser Dämon schuld gab. Wenn ich und er in dieser Gesellschaft zusammen kamen, so betrugen wir uns die kurze Zeit über dann immer kalt,

doch ohne gegen einander Widerwillen zu zeigen. Keiner durfte sich über das Betragen des andern beklagen, keiner sich darüber freuen. Ich bin bei alle dem was ich über ihn sagte, und noch sagen werde, von jeder persönlichen Beziehung frei. Den Nutzen hatte sein Umgang, sein Beispiel für mich, daß ich mehr über mein unkluges Benehmen im Jugendalter nachdachte. Das ist nun sagt ich zu mir, ein Mann, der sich erst Zeit zum denken nahm, bevor er schrieb, ich habe in dem schwersten in dem gefährlichsten Theile der Kunst gearbeitet, ehe ich darüber nachgedacht habe. Zwanzig Jahre hat er studirt, in der Einsamkeit und Ruhe nachgedacht, und so seine Kenntnisse vermehrt, reifen lassen, fruchtbar gemacht. Ich bringe meine Gedanken in Umlauf, wenn sie kaum hervorgesproßt sind, bevor sie noch ihre Stärke, ihre Ausbildung erhalten haben. Darum ist in seinen ersten Schriften eine so bewundernswürdige Fülle, so eine vollkommene Männlichkeit; in den meinigen zeigt sich nur das Herbe, Unreife, die Schwäche eines Talents, das Fleiß und Nachdenken noch nicht lange genug gepflegt haben. Unglück und Bedürfniß, unaufhaltsam, und willig zu arbeiten, um mir Unterhalt zu schaffen, können meine einzige Entschuldigung seyn. — Ich beschloß mich aus dieser traurigen Lage zu reißen, und sollt ich den Wissenschaften selbst entsagen.

Bei Hofe fand ich einigen Zutritt und die Ungnade des Herrn Orri hatte mir noch nicht alle Hofnung geraubt. Die Dame, deren Einfluß ihn

entfernt hatte, war mir Dank schuldig. Mehr als einmal war ich das Echo der öffentlichen Meinung in Versen gewesen, wo ich das erhob, was in der Regierung ihres Liebhabers des Rühmens würdig war. Ein kleines Gedicht, auf die Errichtung der Militärschule verfertigt, hatte der Madame de Pompadour gefallen und mich bei ihr in Gunst gesetzt. Die Päris Herzensfreunde der de Pompadour, errichteten dies Denkmal zur Ehre des Königs. Der Abé de Bernis und Dûclos besuchten die Pompadour alle Sonntage und da beide einige Freundschaft für mich hatten, so ging ich als der dritte Mann mit ihnen hin. Die Größten des Königsreichs, selbst die Prinzen von Geblüte, machten diesem Weibe bei der Toilette den Hof. Nur eine bürgerliche, hatte sie die Schwachheit besessen, dem König gefallen zu wollen, und das Unglück gehabt, diesen Vorsatz auszuführen. In ihrer Würde war sie das beste Weib auf der Welt. Sie nahm uns alle drei sehr freundschaftlich auf. Freilich war die Art bei jedem verschieden, leicht und hingeworfen war das Bonjour bei Dûclos, freundschaftlicher und mit einem sanften Backenstreiche begleitet beim Abbé, ernsthafter, und leiser bei mir. Dûclos wünschte sogern in seiner Provinz Bretagne, Einfluß zu erhalten; der Abbé de Bernis strebte nach einer kleinen Wohnung in den obern Stockwerken der Tuillerien, mit einer Pension von funfzig Louis aus der Chatulle. Mein Ehrgeiz strebte nützlich für mich und für das Publikum beschäftigt zu werden, ohne doch

von den Launen des letztern abzuhängen. Anhaltende und ruhige Arbeit wünschte ich zu haben."

„Ich habe nur mittelmäßige Anlagen für die Dichtkunst;" sagte ich zur Madame de Pompadour; „das fühle ich. Dagegen glaube ich aber Kenntniß und Einsicht genug zu besitzen, um eine Stelle in einer Kanzley zu verwalten; fodere sie noch so viel Fleiß; ich werde dessen gewiß fähig seyn. Bestehen Sie darauf, das man mich prüfe, ich versichere Sie kühn, man wird mit mir zufrieden seyn." Sie meinte, ich sey für die Wissenschaften geboren. Mein Ueberdruß in der Dichtkunst sei nur Mangel an Muth. Anstatt meiner Bestimmnng zu entsagen, mußte ich sie aufs neue zu erfüllen streben, wie es einst Voltaire gemacht habe, und mich von meinem Falle wie er, nur desto rühmlicher erheben.

Ihr zu gefallen, versprach ich, auf einen neuen Gegenstand zu denken. Ich ergriff indessen einen, der zu einfach, zu hoch für meine Kräfte war. Die Geschichte schien mir erschöpft. Alles, was das menschliche Herz in größem Maase fassen kann, alle heftige Leidenschaften, alle erschütternden Situationen, jede Feder mit einem Wort, die Schrekken oder Mitleid springen läßt, waren schon vor mir den Meistern meiner Kunst in die Hände gefallen. Ich plagte mich herum, um eine neue, ganz außer der gewöhnlichen Bahn liegende Handlung aufzusuchen, und glaubte sie endlich in einem Stoffe gefunden zu haben, der ganz der Einbildungskraft angehörte, der mich ganz und gar einnahm.

Er bot mir eine Eindruck machende Behandlung dar, ließ mich Charaktere mahlen, die durch Kontrast und Lage groß waren, und einen so stark so festgeschürzten Knoten finden, daß man unmöglich die Auflösung errathen konnte. Es war die Todtenfeier des Sesostris. Die genannten Umstände verhüllten mir die Schwierigkeiten einer Handlung, in der keine Liebe, nichts als Politik und Moral war und nun fünf Akte durch das Interesse zu erhalten, als er Hülfsmittel der poetischen Beredsamkeit nöthig hatte. Ich that mein möglichstes. War es Täuschung, war es übertriebene Nachsicht, genug man überredete mich, ich habe es gut gemacht. Madame de Pompadour fragte mich oft, wie weit ich sei? Sie wollte es hören. Als es fertig war; machte sie zwar über das einzelne einige richtige Bemerkungen; doch schien ihr das Ganze zu gefallen.

Ich denke hier an einen Vorfall, der vielleicht etwas die Erzählung von meinem Unglück aufheitern kann! Während mein Manuscript in den Händen der Madame de Pompadour war, wartete ich ihr eines Sonntags bei der Toilette im Saale auf, wo alle die Hofleute zusammenkamen, die beim Lever des Königs gewesen waren, und jetzt nun sie umringten. Möglich, daß ihr einer der Anwesenden zuwider war, möglich, daß sie der Langweile entfliehen wollte, die ihr die Herrn verursachten, genug, sie sah mich kaum, als sie mit den Worten: Ich muß mit Ihnen sprechen," die Toilette verließ, und in ihr Kabinet eilte, wo ich

ihr nachfolgen mußte. Mir Manuscript zurückgeben, wo sie ihre Noten mit Bleistift zugefügt hatte, war alles. Während fünf oder sechs Minuten zeigte sie mir die verbesserten Stellen und belehrte mich über ihre Bemerkungen. Der ganze Hofzirkel wartete indessen stehend auf ihre Zurückkunft. Sie erschien, ich verbarg mein Manuscript und begab mich bescheiden an meinen Platz. Ich rechnete wohl etwas auf den Eindruck, den dieser so besondere Vorfall machen würde, aber der, den ich gewahr wurde, übertraf weit meine ganze Erwartung. Aller Blicke fielen auf mich, auf allen Seiten sah ich kaum bemerkbare Complimente, überall lächelte man mich freundschaftlich an und bevor ich den Saal verließ, ward ich zum wenigsten für alle Tage dieser Woche eingeladen. Was will ich? Ein betitelter, geputzter Mann, mit dem ich manchmal beim Herrn de la Popliniére gespeist hatte, und hier neben mir stand, nahm mich bei der Hand und fragte: „Wollen Sie denn Ihre alten Freunde nicht wieder erkennen?“ Ich drehte mich abwärts und ward über sein niedriges Betragen verwirrt. „Was ist die Gunst?“ sagte ich zu mir selbst, „wenn schon ihr Schatten mir solch Gewicht verschafft!“

Die Schauspieler wurden beim Vorlesen, durch die Moral, mit der ich die zwei letzten Akte herausgepuzt hatte, wie Madame de Pompadour betrogen. Indessen bei der Aufführung zeigte sich ihre Schwäche um so mehr, je inniger und kräftiger die ersten gewesen waren. Der Streit der Großmuth und der Tugend hatten nichts Tragisches. Das Pu-

blikum ward nicht gerührt und empfand darüber Langeweile. Mein Stück fiel durch und diesmal fühlte ich, daß das erstere Recht hatte.

Ich eilte nach Hause mit dem Vorsatze, nichts mehr für's Theater zu arbeiten. Durch einen expreßen Boten meldete ich mein Unglück der Madame de Pompadour, die damals gerade in Bellevue war, und erneuerte meine Bitte, nützlicher beschäftigt zu werden, als ich es bei meiner Kunst war, für die ich mich nicht geeignet fühlte.

Da mein Brief ankam, war sie gerade mit dem König bei der Tafel. „Das neue Schauspiel ist durchgefallen, Sire, sagte Sie, als der König ihr erlaubte hatte, den Brief zu lesen. Wissen Sie, wer mich davon benachrichtigt? Der Verfasser selbst. Der arme junge Mann! Hätte ich nur gleich ein Aemtchen für ihn, um ihn zu beruhigen." Ihr Bruder, der Marquis de Marigny wohnte gerade dem Souper mit bei, und meinte, daß beim Bauwesen eine Sekretairstelle offen wäre. „Ach, schreiben Sie ihm das doch gleich morgen, rief sie, ich bitte Sie darum." Der König schien es sehr gern zu sehn, daß ich die Stelle bekam.

Der Brief des Herrn de Marigny war in einem so verbindlichen und freundlichen Tone geschrieben, daß ich in der Antwort die lebhafteste Freude und Erkenntlichkeit an den Tag zu legen hatte. Es wäre, schrieb er, eine nicht sehr einträgliche aber ruhige Stelle, bei der ich immer Zeit für meine Musen hätte. Ich glaubte mich nach dem Schiffbruch in einem Hafen gebor-

gen und küßte den gastfreundschaftlichen Boden, der mir einen süßen Aufenthalt gewährte.

Herr de la Poplinière vernahm es nicht ohne Verdruß, daß ich mich von ihm trennte. Er wiederholte mir in seinen Klagen, was er schon hundertmal geäußert hatte: für meine Zukunft hätte ich unbesorgt seyn können; er habe stets die Absicht gehabt, sich meiner anzunehmen. Ich entsage nicht der Schriftstellerei, war meine Antwort; um müßig und unnütz zu leben; noch weniger werde ich gegen seine Güte unerkenntlich seyn. Ohne seine Schuld hätte ich mir bei ihm manches Ungemach zugezogen, aber ich müßte sehr undankbar seyn, vergäße ich die Augenblicke, die mir in seinem Umgange entflohen wären, die meinem Herzen stets theuer bleiben würden; seine Hochachtung und sein Zutrauen, das Wohlwollen, das er allen seinen Freunden für mich eingeflößt habe, könnte ich nie vergeßen.

Bei ihm erschienen mir in einer Zauberlaterne, immerfort Menschen, die an Sitten, Geist, Charakter stets verschieden waren. Hier fand ich oft die europäischen Gesandten und belehrte mich in ihrer Unterhaltung. Ich lernte hier den Grafen von Kaunitz kennen, der damals österreichischer Gesandter und nachher der berühmteste Staatsmann Europens wurde. Er faßte Freundschaft für mich; ich speißte öfters bei ihm im Palais Bourbon und er sprach mit mir von Paris und Versailles wie ein Mann der beide durchaus richtig beurtheilte. Am meisten fiel mir indessen seine

weibische Eitelkeit und Zärtlichkeit auf, um seine Gesundheit, Figur, und besonders um Frisur und Teint schien er mir mehr besorgt, als um die Angelegenheiten seines Hofes. Einst überraschte ich ihn nach einer Jagdparthie. Das ganze Gesicht war mit Eidotter bestrichen, um die Wirkung der Sonnenhitze aufzuheben. Lange nachher erfuhr ich von seinem Neffen, einem natürlichen und ungekünstelten Manne, dem Grafen von Par, daß er sich während der langen Zeit, wo er als Minister die Seele des Wiener Hofs war, in seinem *Luxus*, *seiner Weichlichkeit* und kleinlichen Sorge für *seine Kleidung* und Figur gerade den Charakter beibehalten, den ich an ihm bemerkt hatte. Bei keinem der Männer, deren Bekanntschaft ich machte, habe ich mich so häßlich, wie in ihm betrogen. Einige seiner Aeußerungen hätten mich jedoch tiefer in seinen Kopf und sein Herz können blicken lassen.

„Was sagt man von mir in der Stadt?" fragte er mich eines Tages. — „Man meint, Ihre Excellenz, daß Sie der Vorstellung von Pracht nicht entsprechen, die man bei Ihrer Ankunft in Paris gefaßt hatte. Die erste Gesandschaft von Europa, Reichthum, ein Pallast zu Ihrem Hotel, das Gepränge Ihres Aufzuges, ließen glauben, in Ihrem Hause, bei Ihrer Art zu leben werde größerer Luxus, größerer Glanz statt finden. Man erwartete große Mahlzeiten, Festins und Feten, und Ball, Ball vorzüglich in Ihren prächtigen Sälen. Von alle dem ist nichts eingetroffen. Sie leben mit den Damen von Finanzadel wie ein

Privatmann, und vernachläßigen die große Welt in der Stadt und an dem Hofe!" — „Lieber Marmontel, ich bin aus doppelten Absichten hier; für die Angelegenheiten meiner Monarchin zu sorgen, und um mir Vergnügen zu schaffen; das erste thue ich, wie es sich gehört; über den zweiten Punkt habe ich Niemanden, als mich um Rath zu fragen. Immer den Staatsmann zu spielen, macht mir Langeweile und beschränkt mich, darum hab' ich nichts damit zu thun. In Versailles ist keine rankſüchtige Dame, deren Eroberung sich der Mühe verlohnte. Was soll ich mit den Weibern dort machen? Mit ihnen in der Karte spielen? Ich habe zwei Personen zu schonen, den König und seine Gebieterin. Mit beiden stehe ich gut. — So redet gewiß kein leichtsinniger und unbedachtsamer Mann.

Uebrigens waren seine kleinen Diners sehr hübsch. Merci, Staremberg Seckendorf, seine drei Gesandschaftskavaliere, oder besser seine Schüler, nahmen mich sehr wohlwollend auf. Wir plauderten hier recht froh zusammen und das Ende der Mahlzeit ward noch durch ein Fläschgen Tokaier lebhafter.

Ganz anders, als der Graf Kaunitz, liebenswürdiger und gefälliger, war der englische Gesandte, Lord Albemarle, der in Paris starb und hier so sehr, als in seinem Vaterlande bedauert wurde. Er war das vorzugsweise, was man artig nennt, edel, gefühlvoll, großmüthig, biederherzig, offen, höflich und gütig. In seinem Charakter war alles

vereinigt, was der Franzose und der Engländer Liebenswürdiges und Vorzügliches hat. Er liebte das schönste Mädchen; der Neid selbst konnte ihr nichts vorwerfen, als daß sie ihm sich hingegeben hatte. Sie ward meine Freundin und so war ich versichert auch in Mylord Albemarle einen Freund zu finden. Gaucher hieß die liebenswürdige; als Kind, und unter vier Augen, Lolote. Das Mädchen, dem einst, als sie des Abends aufmerksam einen Stern betrachtete, ihr Liebhaber entgegenrief: „O sieh ihn nicht so an, den kann ich Dir nicht geben;“ dies Mädchen war sie. Nie drückte sich wohl die Liebe so zärtlich aus, wie hier. Mylord sah in ihr den Gegenstand der größten Hochachtung, der zärtlichsten Ehrfurcht. Doch war ers nicht allein, der diese Empfindungen für sie hatte. Sie war so schön, als geistreich. Ein einziger Mann hatte ihr zu gefallen gewußt, und die verzeihlichste aller Vergehungen, zu denen noch ganz unerfahrene Jugend die Unschuld leiten kann, hatte bei ihr ein Gepräge von Größe, von Unsträflichkeit angenommen, das dem Laster nie zu Theil ward. Ihrer treuen, uneigennützigen, nie der Ehrbarkeit vergessenden Liebe fehlte, um tugendhaft zu seyn, nichts als die Kraft des Gesetzes. Beide Liebenden würden dann das erste Muster der Ehe gewesen seyn.

Der Charakter der Gaucher sprach sich in ihrem ganzen Wesen mit natürlicher Einfalt aus. Ihre Schönheit hatte etwas Romantisches, Feenartiges, das außer ihr nur in der Ideenwelt zu

finden war. Ihre Gestalt vereinte das Majestätische der Ceder, das Geschmeidige der Pappel. Nachläßig war ihr Gang, ihre Haltung ebenfalls, allein sie zeigte darin zugleich ungemein viel Grazie und Anstand. Ihr Bild schwebte mir vor, als ich nachher das Alpenmädchen dichtete. Lebhafte Einbildungskraft und kalte Vernunft gaben ihrem Geiste einen Anstrich des Montaigne. Der letztere war ihre Lieblings- ihre tägliche Lectüre. Seine Sprache war die ihrige; seine natürlichen, blumigen, reichen, oft kräftigen und glücklichen Ausdrücke und Wendungen hatte sie sich ganz zu eigen gemacht.

Ich war von ihr so sehr bezaubert, als man es von einem Weibe, ohne doch zu lieben, nur immerhin seyn kann. Der Umgang mit Voltairen ausgenommen, war mir der ihrige der reizendste. Wir kannten kaum einander und waren auch die vertrautesten Freunde.

Sie verlor den Mylord Albemarle. Eine Rente von zweytausend Thaler war ihr Alles. Sein Verlust schmerzte sie tief, doch trug sie ihn standhaft und so sehr ich mit ihr trauerte, half ich ihr doch, ihr Leiden mit Würde und Anstand tragen. Alle Freunde des Lords waren auch die ihrigen und blieben ihr treu. Der Herzog de Biron, der Marquis de Castries und einige andere dieses Ranges machten ihre Gesellschaft aus. Sie wäre glücklich gewesen, doch ihr Geschick riß sie aus ihrer angenehmen Lage, mit der sie so zufrieden war, heraus und brachte sie in eine andere, für die sie nicht geschaffen war.

Ihre Gesundheit war geschwächt. Man fürchtete für sie und rieth ihr das Bareger Bad zu brauchen. Bei der zweimaligen Reise durch Montauban nahm sie der Commandant, Graf d'Herouville sehr ehrenvoll auf. Kaum war sie in Paris, als sie von ihm einen Brief, ohngefähr folgenden Inhalts, empfing: „Ich bin vergiftet; alle meine Leute sind es mit mir. Eilen Sie mir zu Hülfe und bringen Sie einen Arzt mit; ich habe nur zu Ihnen Zutrauen." Sie reiste sogleich mit einem geschickten Arzte dahin ab; d'Herouville ward gerettet. Schon hatte ihn der Enthusiasmus für sie ergriffen, der bei lebhaften Greisen wie Liebe aussieht und dieser Dienst mußte ihn noch mehr vergrößern. Er sah sie an der Spitze seines Hauswesens Ordnung und Ruhe wieder herstellen. Seine Leute, denen der Grünspan die Eingeweide zu zerreissen drohte, hatten Hoffnung zum Genesen; er selbst war durch sie gerettet, die ihn beruhigte, und so auch ihrerseits moralischerweise, in Vereinigung mit F. Malouet, selbst den Arzt gemacht hatte. So viel Eifer, so viel Muth hatten ihn mit Bewunderung erfüllt. Als er außer Gefahr war, konnte er seinen Dank nicht besser als mit den Worten zu erkennen geben, die Medor zur Angelika sagt:

Dir zu dienen, ist mein ganzes Streben;
Dienen Dir mein ganzes Leben.
Dir es weihen, macht es reizend mir;
Daß ich lebe, danke ich nur Dir.

Im Anfange war sie gesetzt genug, seinen Anträgen zu widerstehen. Indessen am Ende hatte sie

die Schwachheit nachzugeben. Ihre Ehe, verlangte sie nur, sollte geheim gehalten werden; das ging eine Zeit lang; dann ward sie Mutter und nun mußte das Geheimniß laut werden.

Das beste, wozu auch ich rieth, wär nun für beide gewesen, sich auf eine selbst gewählte männliche Gesellschaft zu beschränken, diese, selbst für Damen, angenehm zu machen, oder an die letztern gar nicht zu denken. Madame d'Herouville fühlte es völlig, daß dies das Schicklichste seyn würde; allein ihr Gemahl brannte vor Ungeduld, sie in der großen Welt aufzuführen und der Meinung Gewalt anzuthun. Eine unglückliche Thorheit! Sah er denn nicht, daß das Vorurtheil bei den Damen mit dem stärksten Interesse verschlungen war? Es war schon Kränkung genug, sich von solchen Mädchen Liebhaber und Ehemänner geraubt zu sehn, und bei allen war's ja darum fest beschlossen, die letztern nie in gleichen Verhältnissen in ihrer Mitte selbst zu dulden. Er schmeichelte sich, bei seiner Gattin eine Ausnahme zu sehn. Sie hatte einen schönen Charakter, so seltene Verdienste, so schätzenswerthe Eigenschaften; selbst in ihren Schwächen leuchteten Sitten und Anstand hervor. Ach er ward schrecklich aus dem Irrthume gerissen. Man kränkte sie und sie starb vor Schmerz.

Die Familie Chalut lernte ich im Hause des Hrrrn de la Poplinière ebenfalls kennen. Ich sah sie gleichsam vor meinen Augen aussterben, und werde öfterer sie zu rühmen Gelegenheit haben.

Das Landhaus, wo ich war und das der Madame de Tencin waren dicht bei einander, und diesem Umstande verdankt' ich denn auch öfters den Vortheil, diese außerordentliche Dame unter vier Augen zu sehen. Die Ehre, an ihren gelehrten Tischgesellschaften Antheil zu nehmen, hatte ich mir versagt. Dagegen war ich in den Augenblikken bei ihr, wenn sie sich hier in der Einsamkeit erholen wollte und ganz allein war. Ich kann es nicht beschreiben, wie sehr mich dann ihre Ungezwungenheit, ihr Hingeben bezauberte. In solchen Momenten war Madame de Tencin, das Weib, deren List in der Stadt und an dem Hofe, die meisten Federn springen zu lassen wußte, nichts, als ein altes, träges Mütterchen. „Sie haben, sagte sie, die Schöngeisterassambleen nicht gern, sind darin furchtsam. Nun, plaudern Sie mit mir in meiner Einsamkeit, da sind sie weniger gezwungen, und Ihr gesunder Menschenverstand wird dem meinigen wohl besser die Hand bieten." Ich mußte ihr meine ganze Lebensgeschichte erzählen; sie nahm an allen meinen Verhältnissen Theil, stellte sich als ob sie meinen Kummer mit empfände, besprach sich mit mir über meine Aussichten und Hofnungen, schien nichts, als meine Sorgen im Kopfe zu haben. Wie viele Feinheit, Rånkesucht und Lebhaftigkeit war nicht hinter diesem ungekünstelten, so ruhig, unthätig scheinenden Benehmen verborgen! Ich muß noch über meine Einfalt lachen. Die gute Frau! rief ich, wenn ich sie verließ. Der ganze Vortheil, den mir dieser Umgang

zuwege brachte, bestand in einer mehr geläuterten, tiefer eindringenden Menschenkenntniß. So erinnere ich mich noch zwei ihrer Rathschläge; den einen zufolge sollte ich mich unabhängig von meinen wissenschaftlichen Bemühungen machen; für diese Lotterie nur meine überflüßige Zeit bestimmen. „Es ist ein Elend, sagte sie, alles von der Feder zu erwarten. Kein Erwerb ist wohl zufälliger. Der Schuhflicker hat gewißere Einnahme. Wer ein Buch, ein Trauerspiel verfertigt, hat nie etwas gewiß!“ Ihr anderer Rath war, mir lieber Freundinnen, als Freunde zu machen. „Durch die Weiber, sagte sie, kann man bei den Männern alles durchsetzen. Die Männer sind immer zerstreut, oder nur mit eignen Angelegenheiten beschäftigt und vergessen so die Ihrigen. Die Weiber denken daran, und sollte es nur vor langer Weile seyn. Sprechen Sie heute Abend mit einer Freundin von etwas, das Sie kümmert. Morgen denkt sie beim Spinnrade, beim Stickrahmen nur daran und auf Mittel, Ihnen dienen zu können. Doch wenn Sie darauf rechnen, so muß es bei der Freundschaft bleiben; kommt es zum Lieben, so fehlt es nicht an Zänkereien, Stürmen und alles ist alsdann verloren. Besuchen Sie die Freundinnen fleißig, seyn sie gefällig, galant so gar, wenn sie wollen; aber nur nicht weiter, hören Sie?“ Ihre ungekünstelte Sprache täuschte mich bei solchen Unterhandlungen so sehr, daß ich ihren Scherz für nichts als baare Münze nahm.“

Um dieselbe Zeit machte ich noch mit Cury und

seinen Freunden, den Intendanten der Menus-Plaisirs, Bekanntschaft. Man wird weiter unten sehn, daß sie mir theuer zu stehn kam. Hier erwähne ich nur die Veranlassung dazu. Quinault war einer meiner Lieblings-Dichter. Nie les' ich die schönen Scenen seiner Proserpina, seines Theuseus, seiner Armide, ohne von seinem Versbau entzückt, von seinem fließenden Styl bezaubert zu seyn und selbst zur Ausarbeitung zu einer Oper Lust zu bekommen. Ich hatte einige Hofnung, wie er zu schreiben. Das war freilich Eigendünkel eines thörichten Jünglings; indessen warf *es zugleich* auf den Dichter ein neues Licht. Ein Zug des *wahren* Schönen ist, wie Horaz bemerkt, dem Scheine zufolge leicht nachgeahmt und unnachahmlich in der That zu seyn.

Ut sibi quivis
Speret idem, sudet multum, frustraque laboret
Ausus idem.

Mit Rameau kam ich ebenfalls zusammen. Ich sah ihn an schlechte dichterische Arbeiten sein Compoistentalent verschwenden und wünschte so sehr, ihm etwas besseres zu liefern.

Während ich so brütete, that mir der Stadtrichter in Paris, Bernage, den Vorschlag, mit Rameau auf die Geburt des Herzogs von Bourgogne eine Oper auszuarbeiten. Sie sollte auf dies glückliche Ereigniß Bezug haben und viel Pracht anbringen lassen. Text und Musik mußten eilig auch auf einen bestimmten Tag fertig werden.

Natürlich wurden beide nur hingeworfen. In-

dessen Acanthus und Cephise war ein Spektakelstück. Verwandlung, schöne Dekorationen, große Musik und etliche anziehende Situationen hielten es aufrecht. Es wurde vierzehnmal gegeben, und das war doch gewiß für eine anbefohlne Arbeit viel.

Besser waren zwei einzelne Akte, die Rameau noch zu komponiren die Gefälligkeit hatte, die Guirlande und die Sybariten. Beide fanden Beifall. Ich hörte indessen in unserm Concerte Melodien, gegen die mir jede französische Musik häßlich und monoton schien. Die Arien, die Duetts, die Recitativs in den lyrischen Dramas der Italiäner bezauberten mein Ohr und entzückten mein Herz. Ich studierte ihre Form, suchte ihr unsere Sprache anzupassen und hätte Rameau sogern bewogen mit mir ihren Reichthum, ihre Schönheiten auf unsere Bühnen zu bringen. Indessen Rameau war schon alt und hatte keine Lust, von seiner Manier abzugehn. Die Italiänische schien ihm falsch und schwülstig zu seyn.

Bei den schönsten Arien eines Leo, de Vinci, Pergolesi, Jommelli, lief er ungeduldig fort; erst lange nachher fand ich Musiker, die mich verstanden, und unterstützten. Unter den Freunden der Oper war ich indessen nun bekannt geworden. Jene Intendanten der Menus-Plaisirs standen an ihrer Spitze. Für Gesang und Tanz und alle Freuden der Opern interressirten sie sich am meisten. Die süße Neigung, das Leben zu genießen, gesellte mich zu ihnen und ihr Umgang hatte um so mehr

Reiz für mich, da ich hier im Schooß der Freuden so manche Züge eigenthümlicher Annehmlichkeit, und einen Frohsinn fand, den der geläutertste Witz, die feinsten Scherze würzten. Cury, der Held der lustigen Gesellschaft, war ein Mann von Kopf, und spaßhaft; sein ironischer Ernst zeigte vom feinsten Salz und bewieß mehr Eulenspiegelgeist als Bosheit. Der Epikuräer Tribou, ein Schüler des Pater Porée, und zwar sein liebster Schüler war erst Operist gewesen; späterhin hatte er seine Stelle an Geliote abgetreten, und lebte jetzt mit wenigen frei und zufrieden. Seine anakreontische Laune verließ ihn nie, und machte ihn noch in seinem Alter reizend. Er war der einzige Mann, den ich heiter von den Freuden des Lebens-Frühlings Abschied nehmen sah, der ohne Murren dem Strome der Zeit folgte und bei der Abnahme derselber jene Philosophie; h e i t e r, j u n g und u n g e k ü n s t e l t, zu behaupten wußte, die Montaigne selbst nur der Jugend eigen glaubt. Anders, aber eben so liebenswürdig in seiner Art war Geliote; gefällig, freundlich, zeigte seine Stirne stets den Abdruk der Heiterkeit des Glücks; glücklich theilte er auch andern die Zufriedenheit mit, die er athmete. In der That würde ich auf die Frage, wer der glücklichste gewesen sey, den ich in meinem Leben sah, stets antworten, es war Geliote. Ganz unbekannt von Geburt, war er erst Chorknabe in einer Kirche von Toulouse, debütirte dann mit dem glänzendsten Beifall auf dem Operntheater und war seitdem der Abgott des Publikums. Man sprang hoch auf

vor Freuden, wenn er auf die Bühne trat; trunken vom Vergnügen, hörte man ihm zu, und lauter Beifall bezeichnete den Moment wo er schwieg. Seine Stimme war die seltenste, die man hören konnte, nehme man nun auf Umfang oder Fülle der Töne oder ihren Silberklang Rücksicht. Schön und wohlgelaut war er nicht; doch um sich scheu zu zeigen, durfte er nur singen. Da hätte man geglaubt, daß er zu gleicher Zeit das Auge und das Ohr bezaubere. Die jungen Weiber waren in ihn vernarrt. Mit halbem Körper über die Logen herausgebogen gaben sie das Uebermaas ihrer Rührung zu erkennen und mehr als eine der schönsten war so gefällig es ihm nur gar zu gern selbst zu gestehen. Als guter Tonkünstler verursachte ihm sein Talent keine Mühe; sein Stand hatte für ihn nichts Lästiges. Angebetet, geachtet von seinen Gefährten, die er artig und freundschaftlich ohne Vertraulichkeit behandelte, lebte er als ein Weltmann, ward überall hinverlangt gern gesehen. Wollte man ihn singen hören, so machte seine Einwilligung dazu soviel Freude, als der Gesang am Ende selbst. Er hatte vorzüglich unsere angenehmsten Lieder einstudiert, und trug sie dann zur Guitarre mit dem zartesten Geschmacke vor. Bald vergaß man in ihm den Sänger, um die Reize des liebenswürdigen Mannes zu genießen: Sein Geist, sein Charakter erwarben ihm in Gesellschaften eben so viel Freunde, als Bewunderer. Das war bei den Bürgerlichen, das war bei den Vornehmsten der Fall;

immer einfach, gefällig, bescheiden, war er stets an seinem Platze. Durch sein Talent, und die außerordentlichen Belohnungen die ihm wurden, hatte er sich ein kleines Vermögen erworben und der erste Gebrauch, den er davon machte, war, seiner Familie ein gutes Loos zu verschaffen. In den Kanzleyen, dem Kabinette der Minister hatte er ein sehr bedeutendes Zutrauen, erlangt; er wendete es dazu an, der Provinz wo er geboren war wesentliche Dienste zu erzeigen. So betete man ihn denn auch hier an. Er hatte die Erlaubniß, alle Jahre dahin reisen zu dürfen. Seine Route von Paris nach Pau war bekannt, eben so wußte man die Zeit, wo er in dieser, dann in jener Stadt eintraf, überall erwarteten ihn also da Feten. Hier hab ich Gelegenheit, das zu sagen, was ich von ihm in Toulouse erfuhr, ehe ich da abreißte. Er hatte hier zwei Freunde, denen niemand diesen Vorzug streitig machte, der eine war ein Schneider, bei dem er einst gewohnt hatte, der andere sein Musikmeister, als er noch Chorknabe war. Der Adel, das Parlement stritten sich um das zweite Souper, das Geliote in Toulouse einnahm, das erste war ein für allemal seinen beiden Freunden vorbehalten. Er war in Liebesabenteuern so glücklich, so sehr und mehr noch als er es seyn mochte und man rühmte seine Verschwiegenheit. Manche Eroberung machte er, doch keine ward verrathen, wenn man sich nicht selbst damit breit machte. Und doch erregte so vieles Glück nie den Neid gegen ihn; niemals hörte man von einem Feinde, den Geliote habe.

Die übrigen Theilnehmer an der Gesellschaft der Menusplaisirs, waren nur Freunde des Vergnügens; unter ihnen nahm ich, wie ich gern gestehe, mein Plätzchen mit etwas Auszeichnung ein.

Indessen denke man auch daran, daß ich die lustigen Diners dieser Herren nur verließ, um in die Schule unserer Philosophen, in die neue komische italiänische Oper, das berühmte Plätzchen der Königin zu eilen, unter die Diderots, d'Alemberts, Buffons, Turgots, d'Holbachs, Helvetius und Rousseaus zu schlüpfen. Sie brannten für die italiänische Musik; all' ihr Streben ging darauf hin, das unermeßliche Gebäude der Encyklopädie aufzurichten, zu der man jetzt den Grund legte. Man hätte jetzt auf mich das im Kleinen anwenden können, was Horaz vom Aristipp sagte: Omnis Aristippum decuit color, et status, et res. Ich gebe es wirklich zu; mir war alles angenehm; Vergnügen, Studieren, Tafel und Philosophie. Bei den Weisen liebte ich die Weisheit; und mit den Thoren fröhnte ich der Thorheit. Mein Charakter war noch nicht fest, veränderlich und mit sich selbst uneinig. Ich opferte der Tugend, und gab dem Reize, dem Beispiele des Lasters nach. Ich war zufrieden und glücklich, wenn ich mit d'Alembert auf seinem Stübchen bei seiner guten Glaserin ein mäßiges Mahl verzehrte; wenn er den ganzen Morgen seine geometrischen Aufgaben gelöst hatte und ich ihn nun mit mir als gelehrten, geschmackvollen, geistreichen, gebildeten Mann sprechen hörte; wenn er mit den Augen eines Democrits die

Welt überschaute, zugleich über Moral sprach, vor mir den ausgebildeten Geist, den Frohsinn einer freien Seele entfaltete und mir, auf Unkosten der Albernheit des Stolzes, Stoff zum Lachen gab. Ich war, nur auf andere, flatterhaftere, nichtigere Weise selbst dann glücklich, wenn ich in der Mitte eines Schwarmes junger, den Coulissen entflohener Leute, zwischen unsern Liebhabern, Nymphen und Grazien, wohl gar manchmal Bacchantinnen nichts als Wein und Liebe rühmen hörte. Indessen alle verließ ich und eilte nach Versailles. Ehe ich von den Unternehmern der Encyklopädie Abschied nahm, gab ich mein Wort, zur Literatur derselben beizutragen. Man lobte meine Arbeit und das ließ mich dann mehr dazu liefern, als ich selbst hoffte und sie erwartet hatten.

Voltaire war damals nicht in Paris, sondern in Preußen. Der Faden meiner Geschichte hat mich von meinen Verbindungen mit ihm abgelenkt, indessen sie waren bis zu seiner Abreise immer noch dieselben und die Verdrüßlichkeiten, die er erfahren hatte, dienten selbst dazu, sie nur noch fester zu knüpfen. Der Tod der Marquise Duchatelet war wohl sein widrigstes Geschick. Indessen sah ich, um nichts zu verbergen, bei der Gelegenheit, wie veränderlich seine Gesinnung war. Ich bezeugte ihm meine Theilnahme an seinem Kummer. „Kommen Sie, rief er, als er mich sahe, trösten Sie mich in meinem Schmerze. Meine erlauchte Freundin ist verloren; ich bin untröstlich; bin in Verzweiflung!“ Er hatte mir so oft gesagt, daß sie

seinen Schritten wie eine Furie nachfolge; mir war es bewußt, daß sie bei ihren Streitigkeiten so oft bis zur pöbelhaften Erbitterung gekommen waren; indessen ließ ich ihn weinen und schien seinen Schmerz selbst zu fühlen. Ich fragte ihn endlich um die Ursache ihres Todes. Es war dies das beste Mittel ihn etwas zu beruhigen. „Wie!" rief er, „das wissen Sie nicht? Ach Freundchen, der Viehische hat sie mir getödtet; er hat sie geschwängert." — Er meinte seinen Nebenbuhler, St. Lambert. Und nun ward das unvergleichliche Weib von neuem gerühmt, das Weinen und Schluchzen fing wieder doppelt an. Jetzt kam der Intendant Chauvelin und erzählte ein lustiges Geschichtchen, über das Voltaire aus vollem Halse lachte. Auch ich mußte beim Weggehen lachen, daß der große Mann bei seinen Leidenschaften so flüchtig wie ein Kind aus einem Extrem in das andere fiel. Nur eine war fest, und seiner Seele gleichsam angeboren; der Ehrgeiz und die Ruhmsucht. Nichts war ihm gleichgültig, wenn es diesem schmeichelte, dieser Nahrung gab.

Er wollte nicht allein der berühmteste Gelehrte; er wollte auch Hofmann seyn. Schon in seiner frühesten Jugend wurde es bei ihm zur schmeichelhaften Gewohnheit, mit den Großen zu leben. Anfangs machten der Marschall de Villars und der Großprior de Vendome; späterhin der Herzog de Richelieu, der Herzog de la Valliere, die Boufflers, die Montmorency's seinen Umgang aus. Täglich soupirte er mit ihnen. Man weiß es schon, mit welcher

ehrfurchtsvollen Vertraulichkeit er an sie zu schreiben, mit ihnen zu sprechen verstand, leicht und fein schmeichelnde Verse, eine Unterhaltung, die nicht weniger anlockend, als seine Verse waren, machte ihn unter diesen Großen beliebt und gern gesehn. Indessen die letztern wurden ja bei den königlichen Soupers zugelassen, warum war dies also nicht auch bei ihm der Fall? Das war einer von seinen Wünschen. Er dachte an die Aufnahme, die Boileau und Racine bei Ludwig dem Großen fanden; er erzählte, daß Horaz und Virgil die Ehre hatten, sich dem August zu nahen, daß die Aeneide im Kabinet der Livia vorgelesen worden war. Waren etwa Addison und Prior mehr werth, wie er? Der eine wurde als Minister, der andere bei einer Gesandtschaft angestellt. Die Stelle eines Historiographen war freilich ein Beweis des Zutrauens zu ihm, dem wohl keiner mit so glänzendem Erfolge entsprechen konnte. Doch hatte er sich außerdem die Stelle eines königlichen Kammerherrn erkauft. Viel Arbeit fand bei diesem Aemtchen für gewöhnlich eben nicht statt; indessen war damit doch das Recht verknüpft, an regierende Personen in kleinen Angelegenheiten verschickt zu werden; und ein Mann, wie er, durfte sich denn wohl schmeicheln, daß seine Aufträge nicht mit leeren Glückwünschungscomplimenten und Condolenzen bestehen würden. Er wollte einmal, wie man sagt, sein Glück am Hofe machen, und was er sich vorsetzte, das war dann fest. Die Worte des Evangelisten: Regnum coelorum vim patitur et

violenti rapiunt illud machten eine seiner Maximen aus, und so bot er denn jedes erdenkliche Mittel auf, bei dem König einzudringen.

Kaum hieß es, daß Madame d'Etioles, nachmalige Marquise de Pompadour, die Geliebte des Königs sey, so eilte er auch, ihr den Hof zu machen. Es glückte ihm ohne Mühe, ihr zu gefallen. Jetzt besang er nun die Siege des Königs und zu gleicher Zeit dichtete er Kleinigkeiten für dessen Maitresse. Er glaubte, durch sie die Gunst zu erlangen, bei den Soupers in den kleinen Kabinetten zugelassen zu werden und ich bin überzeugt, daß dies auch ihr Wille war.

Madame d'Etoiles kannte nur wenig den Charakter, den Geschmack des Königs, und glaubte anfangs ihm durch ihre Talente Vergnügen zu machen. Auf einem kleinen Haustheater spielte sie kleine Opern, die zum Theil für sie geschrieben waren. Spiel, Gesang und Vortrag wurden dann billigerweise mit Beifall beehrt. Voltaire ließ sich einfallen das kleine Schauspiel selbst zu dirigiren. Unter den Kammerherren, den Intendanten der Menusplaisirs, gab das Lärm. Das hieß ein Eingriff in ihre Rechte. Alle vereinigten sich, den Mann zu entfernen, der sie alle tyrannisiren konnte, wenn er dem König so, wie seiner Geliebten gefiel. Man wußte, daß ihn der König nicht leiden konnte, daß seine Zudringlichkeit, sich diesem bemerkbar zu machen, das Vorurtheil gegen ihn noch vergrößere. Das Lob, das Voltaire dem König in seinem Panegyrikus spendete, hatte den letz-

tern selbst wenig gerührt; in dem Urheber davon sah er nur einen gottlosen Philosophen, einen ehrsüchtigen Schmeichler. Mit großer Mühe ließ er es zu, daß Voltaire in die Academie aufgenommen wurde. Wer am Hofe Freund der Religion war, war es gegen Voltaire nicht; außerdem umgaben den König so manche, die auf die Gunst eifersüchtig und neidisch waren, um die der Dichter buhlte, und alles scharf beurtheilten, was er, um zu gefallen, that. Nach ihrer Ansicht war das Gedicht über Fontenoy ein kaltes Zeitungsblatt; der Panegyrikus auf den König war frostig, ohne Beredtsamkeit und ohne Schmuck; die Verse an Madame de Pompadour wurden der Unsittlichkeit, der Ungezogenheit beschuldigt; in den zwei Versen:

Seyd Beide immer frei von Feinden,
Was ihr besitzt, nehmt Beide wohl in Acht;

ließ man dem König fühlen, es sey unschicklich, ihn mit seiner Maitresse auf gleichen Fuß zu behandeln.

Bei der Vermählung des Dauphins mit der Infantin von Spanien ward zu Ehren der letztern die Prinzessin von Navarra aufgeführt; und bei diesem Stücke, das auch wirklich nicht dazu geeignet war, Glück zu machen, hielt es denn nun freilich nicht schwer, das Unschickliche und Lächerliche aufzufinden. Von der Oper, der Tempel des Ruhms, will ich nicht das nämliche behaupten. Die Idee davon war groß, der Gegenstand gut gefaßt und ausgeführt. Der dritte Akt, dessen Hauptheld Trajan war, bot eine schmei-

chelhafte Anspielung auf den König dar. Der Tempel des Ruhmes war einem gerechten, menschenfreundlichen, großmüthigen, friedfertigen und der Liebe der Welt würdigen Helden geöffnet. Voltaire war fest überzeugt, der König müsse sich in diesem schmeichelhaften Bilde erkennen. Nach dem Schauspiele begegnete er ihm. Der König wollte vorübergehn, und sagte kein Wort. Jetzt war er so frei und fragte: Ist Trajan zufrieden? Indessen Trajan war überrascht und ärgerlich, daß man ihn zu fragen wagte, er antwortete nur mit einem kalten Stillschweigen und der ganze Hof fand es sehr unschicklich, daß Voltaire eine solche Frage gewagt habe.

Um Voltairen zu entfernen, kam es nur darauf an, die Maitresse um zu stimmen. Dazu bediente man sich denn Crebillons.

Crebillon lebte alt und arm mit seinen Hunden im abgelegenster Theile des du Marais, und arbeitete absatzweise an seinem Catilina, den er nun seit zehn Jahren angekündigt hatte, von dem er bald hier, bald da, einen Fetzen zum Besten gab, den man vortrefflich fand. Alter, Beifall, etwas Menschenscheu, rohe Sitten, ein kriegerischer Charakter, wahre tragische Gestalt, die Art, der ergreifende, obschon wirklich einfache Ton womit er seine holprigen und rauhen Verse vorzutragen pflegte, die Kraft und Stärke seines Ausdrucks, alles trug dazu bei, die Gemüther für ihn enthusiastisch zu stimmen. Die Verse, die er dem Cicero in den Mund legt:

Nein, Mann, ich glaub' es nicht, daß du so schuldig bist,
Doch wär' es, dann bist du abscheulich.
Ich säh' in deinem Geiste, deinem Glanze,
Den ersten Menschen oder größten Schurken.

Diese Verse wurden von Leuten, die nichts weniger als dumm und roh waren, unbeschreiblich beklatscht.

Crebillon war das Losungswort bei Voltaires Feinden. Elektra und Radamist, die man noch dann und wann spielte, zogen nur wenige Zuschauer herbei; alle übrigen Stücke von ihm waren ganz vergessen. Dagegen wurde Voltaires Oedipus, Alzire, Mahomet, Zaire, Merope mit dem größten ununterbrochenen Beifall gegeben. Die Parthie Crebillons war zwar nicht zahlreich, aber sie machte viel Lärm und nannte ihn nur stets den Sophokles unsers Jahrhunderts. Selbst unter den Gelehrten meinten die Marivaux, daß vor Crebillons Erhabenheit alle Voltair'sche Schöngeisterei erblassen und sich beugen müsse.

Man sprach von diesem großen, verlassenen Mann, mit der de Pompadour. Er sey, hieß es ohne Unterstützung weil er keine Kabalen treibe. Das hieß sie auf ihrer schwachen Seite angreifen. „Wie?" rief sie, Crebillon ist arm und verlassen?" Sie bewirkte den Augenblick für ihn bei dem König eine Pension von hundert Louis aus der Chatoulle.

Crebillon eilte, seiner Wohlthäterin zu danken. Als man ihn meldete, nöthigte sie eine kleine Unpäßlichkeit das Bette zu hüten; sie ließ ihn vor

sich kommen. Der Anblick des schönen Alten rührte sie; er ward mit herzlicher Güte aufgenommen. Das bewegte ihn; er neigte sich über das Bette hin, ihre Hand zu küssen. In diesem Augenblick trat der König herein. „Ach, Madame, rief Crebillon, der König hat uns überrascht; ich bin verloren.“ Der Scherz des alten achtzigjährigen Mannes gefiel dem König. Crebillons Glück war gemacht. Alle Herrn von den Menusplaisirs wetteiferten, seinen Geist, sein Betragen anzurühmen. „Er ist stolz, sagte man, aber nicht aufgeblasen und am wenigsten denkt er daran, eitlem Scheine nachzujagen. Sein Mangel zeugt für seine Uneigennützigkeit; das ist ein Mann von altem Schrot und Korn; seine Größe ehrt die Regierung unsers Königs.“ Vom Catilina sprach man, wie von einem Wunder des Jahrhunderts. Madame de Pompadour wollte ihn hören. Der Tag ward bestimmt, der König hört ihm, gegenwärtig, doch unsichtbar, mit zu. Dieß Stück fand völligen Beifall. Als es gegeben wurde, wohnte Madame de Pompadour, von einem Schwarme Höflinge umringt, der Vorstellung mit dem lebhaftesten Interesse bei. Bald darauf erhielt Crebillon die Gnade, seine Werke in der Hofbuchdruckerei auf königliche Kosten auflegen zu dürfen. Voltaire ward von nun an kalt empfangen und hörte auf, bei Hofe zu erscheinen.

In welchem Verhältnisse er mit dem Kronprinzen von Preußen stand, weiß man. Als der leztere König geworden war, bezeugte er dem Dich-

ter dasselbe Wohlwollen, und die ungemein schmeichelhafte Art mit der sich Voltaire dagegen benahm, trug nicht wenig dazu bei, ihm Ludwig abgeneigt zu machen. Der König von Preußen hatte ihn seit dem Antritte seiner Regierung ununterbrochen ersucht, einmal an seinen Hof zu kommen. Die Gunst, in der Crebillon am Hofe stand, machte den lebhaftesten Eindruck auf ihn und so wards fest beschlossen, hin zu reisen. Indessen wollte er sich noch vor der Abreise wegen seines Mißgeschicks rächen und hier benahm er sich als großen Mann.

Er nahm sich vor, sich mit ihm in denselben Gegenständen zu messen, die jener schon bearbeitet hatte. Nur den Rhadamist, den Atreus und den Pyrrhus schloß er davon aus. Für den einen fühlte er wahrscheinlich Ehrfurcht, der zweyte erregte ihm Grausen; den dritten verachtete er als undankbar und fantastisch.

Mit der Semiramis fing er an. Die große tragische Manier, womit er diesen Stoff behandelte, das düstere, furchtbare, Grauen erregende Colorit, das er diesem Gemälde gab, die Geistersprache, die darin wehte, die religiöse und furchtbare Erhabenheit, die er überall anbrachte, die Situationen und die daraus hergeleiteten angreifenden Auftritte, die Kunst endlich, mit der er das Wunderbare darin vorzubereiten, herbeizuführen und zu unterhalten verstand, das alles mußte die schwache und kalte Semiramis des Crebillon zu nichte machen. Indessen das Theater war damals noch keiner Darstellung dieser Art fähig. Die

Bühne wurde durch Zuschauer verengt, die theils auf Bänken saßen, theils im Grunde der Bühne, und längs den Coulissen standen, so daß die wahnsinnige Semiramis, der Schatten des Ninus, der aus dem Grabe stieg, sich durch eine dichte Reihe von Petitmaitres drängen mußten. Diese Unschicklichkeit machte die ganze Würde der Handlung lächerlich. Kein Interesse ohne Täuschung; keine Täuschung ohne Wahrscheinlichkeit! Wirklich hatte dies Meisterwerk Voltaires von Seiten des Genies, der Erfindung, bei seiner ersten Erscheinung so wenig Beyfall, daß man sagen konnte, es sey durchgefallen. Voltaire bebte vor Schmerz; doch ward er nicht muthlos. Er arbeitete seinen Orest nach Sophokles aus und übertraf den Sophokles in der Rolle der Elektra, durch die Kunst, die Härte, das Unanständige im Charakter der Klytemnestra zu verbergen. Nur im fünften Akt, in dem Augenblicke der Katastrophe war das Schreckliche des Muttermordes nicht genug gemildert. Crebillons Partei war nichts weniger, als nachsichtig gestimmt; bei allem, was getadelt werden konnte, wurde gemurmelt oder gelacht. Jeden Augenblick war Störung; und das Stück, das nachher gerechten Beifall fand, ward zum Theil ausgepfiffen. Ich war im Amphitheater, und mehr todt, als lebendig. Voltaire kam zu mir, und in einem Augenblicke, wo das Parterre einen erhabenen Zug ins Lächerliche drehte, rief er aus: „Ihr Barbaren! es ist vom Sophokles.“

Endlich gab er das gerettete Rom. Ir

den Rollen des Cicero, Cäsar, Cato, rächte er die Würde des römischen Senats, die Crebillon ganz herabgesetzt hatte. Alle die genannten großen Charaktere waren bei diesem dem Catilina untergeordnet. Ich weiß noch, wie er eben die schönen Scenen zwischen dem Cäsar und Catilina beendigt hatte, und sie mir mit einem Ausdrucke vorlas, wie ihn noch kein Schriftsteller erreichte; so einfach, so edel, so ohne alle Künstelei, besser, als ich ihn selbst je hatte lesen hören. „Ach, rief ich, Ihr Bewußtseyn sagt Ihnen, Sie können über diese Verse ruhig seyn und Sie haben Recht. Schönere haben Sie nie gemacht." Nach dem Urtheile unterrichteter Leute konnte das Stück auf große Achtung Anspruch machen. Allein auf die Menge wirkte es nicht. Der schöne Styl, das Verdienst, Sitten und Charaktere so treu geschildert zu haben, ward von dem großen Publikum nur wenig gefühlt und Voltaire hatte bei den bewundernswürdigsten Vorzügen vor seinem Rival doch den Schmerz, sich den Triumph streitig gemacht, ja selbst verweigert zu sehn.

Diese Unannehmlichkeiten bestimmten ihn zu seiner Reise nach Preußen. Nur eine Schwierigkeit hielt ihn noch zurück. Die Art, wie sie gehoben ward, ist sonderbar genug, um einen Augenblick zu unterhalten.

Die Schwierigkeit ward durch die Reisekosten veranlaßt, bei denen Friedrich etwas harthörig war. Voltaire sollte auf seine Rechnung reisen und er hatte ihm tausend Louisdor angewiesen.

Indessen Madame Denis wünschte, ihren Onkel begleiten zu können, dies machte größern Aufwand nöthig und Voltaire verlangte also zweitausend. Davon wollte nun der König nichts hören. „Ich sehe es sehr gern," schrieb er, „wenn Madame Denis Sie begleitet, aber ich verlange es nicht!" „Nun sehen Sie die Knickerei bei einem König!" sagte Voltaire zu mir. „Da hat er Tonnen Goldes, und will nicht einmal tausend armselige Louis daran wenden, Madame Denis in Berlin zu sehen." Ein komischer Zufall endigte diesen Streit. Ich will ihn eines Morgens besuchen und finde im Garten des Palaisroyal seinen Freund Thiriot. Thiriot war stets ein literarischer Neuigkeitsjäger; ich frug ihn also, ob er etwas Neues wisse. „Ja, sagte er, etwas recht sehr Neues. Gehn Sie nur zu Herrn de Voltaire, da werden Sie es hören. Ich werde gleich nachkommen, wenn ich meinen Kaffee getrunken habe."

Voltaire arbeitete im Bette, als ich hinkam. „Was giebts Neues?" fragte er. — „Ich weiß nichts," ist meine Antwort. „Thiriot hat Ihnen sehr interessante Dinge mitzutheilen. Er wird herkommen."

„Ach, Thiriot, rief er ihm entgegen, Sie haben uns ja wichtige Dinge mitzutheilen?" — „O sehr wichtige, und recht spashafte," versetzte Thiriot mit seinem spöttischen Lächeln und Kapucinertone. — „Nun lassen Sie sehen." — „Arnaud-Baculard ist in Potsdam angekommen und vom König mit offnen Armen aufgenommen wor-

den." — „Mit offnen Armen?" — „Er hat eine Epistel an ihn geschrieben." — „Eine recht lahme und schwülstige?" — „Verzeihung! eine recht schöne Epistel, eine so schöne, daß der König mit einer andern geantwortet hat." — „Der König eine Epistel an Arnaud? Gehen Sie, Thiriot, man hat Sie zum Besten gehabt." — „Das weiß ich nicht, indessen ich habe beide in der Tasche." — „Her damit, ich muß die Meisterwerke lesen. Wie fade! wie platt! wie gemein!" rief er beim Lesen der d'Arnaudschen; die des Königs las er mit einer mitleidigen Miene und einen Augenblick vor sich. Jetzt kam er an die Verse:

„Doch Voltair' ist im untergehn
Ihr geht erst wie die Morgenröthe auf!"

Ganz außer sich fuhr er in die Höhe. „Voltaire im Untergehn, Baculard in der Morgenröthe!" rief er, „und so eine abscheuliche Sottise kann ein König sagen? Der bleibe bei seinen Mandaten!"

Ich und Thiriot mußten an uns halten, um nicht aus vollem Halse zu lachen, als wir so Voltairen im Hemde zornig herumhüpfen und auf den König losziehen sahen. „Ich will dich lehren!" rief er immer, „ich will dich Menschen kennen lernen!" und im Augenblick war die Reise beschlossen. Ich vermuthe, daß der König ihm absichtlich diesen Sporn einsetzte. Ohne ihn wäre er wahrscheinlich nicht gereist. Die abgeschlagenen tausend Louis hatten ihn zu sehr aufgebracht, woran nicht

sowohl der Geiz, als der Verdruß die Ursache war, eine seiner Forderungen abgeschlagen zu sehn.

Voltaire der alles, theils seinem Charakter zu Folge, theils aus Grundsatz übertrieb, zeigte selbst bei Kleinigkeiten einen unglaublichen Widerwillen, wenn es darauf ankam, einen einmal gefaßten Vorsatz wieder aufzugeben. Vor seinre Abreise gab er davon ein ziemlich auffallendes Beispiel. Er hatte hatte sichs nun einmal in den Kopf gesetzt, auf seiner Reise einen Hirschfänger zu haben. Eines Morgens, als ich bei ihm bin, bringt man einen ganzen Haufen, wo er eins auswählen soll. Er thuts. Indessen der Kaufmann verlangt einen Louisdor dafür und Voltaire kapricirt sich, nur achtzehn Franken zu geben. Er rechnete ihm vor, er könnte im Einzelnen nicht mehr kosten. Der Kaufmann müsse mit der Redlichkeit, die ihm an der Stirne geschrieben stehe, dies zugeben, und so sey das Ding mit achtzehn Franken bezahlt. Der Kaufmann bedankt sich für das Lob, das man seinem Aeußern giebt, indessen meint er, als ehrlicher Mann habe er nur ein Gebot; er fordere nichts, als was die Sache werth wäre, und ließ er sie wohlfeiler, so thäte er seinen Kindern Schaden. — „Sie haben Kinder?" fragte ihn Voltaire. — „Ja, fünfe, drei Knaben und zwei Mädchen; das jüngste ist zwölf Jahr alt." — „Nun, wir wollen suchen die Knaben unter zu bringen, die Mädchen zu verheirathen. Ich habe Freunde im Finanzdepartement; Zutrauen in den Canzleien; aber nun muß die

Sache alle seyn; hier sind achtzehn Franken und nun kein Wort weiter!" Der gute Mann verwirrte sich in Danksagungen für die Verwendung, mit der ihn Voltaire beehren wollte, aber von seinem Couteau ließ er keinen Heller herunter. Ich breche hier ab. Die Scene dauerte wohl eine Viertelstunde. Umsonst bot Voltaire alle Künste der Beredtsamkeit und Täuschung auf; nicht etwa um sechs Franken zu ersparen, die er allenfalls einem Bettler geschenkt hätte, sondern nur, um seinen Willen zu haben. Endlich mußte er doch nachgeben. Verwirrt, ärgerlich und betroffen warf er den Thaler, von dem er sich so schwer losreißen konnte, auf den Tisch. Der Kaufmann bedankte sich für seine Güte und ging fort.

„Ich bin recht froh," sagte ich leise, als er ging. „Warum?" fragte Voltaire ärgerlich. „Warum sind Sie froh." — „Daß die Familie des braven Mannes nicht mehr klagen darf. Seine Söhne sind nun bald untergebracht; seine Töchter verheirathet. Er hatte endlich sein Couteau verkauft, wie er wollte, und Sie haben es mit aller Ihrer Beredtsamkeit bezahlt." — „Und deswegen bist Du froh, Du dickköpfiger Limosiner Du?" — „Freilich; ich glaube, ich hätte ihn geprügelt, wenn er nachgegeben hätte." Er lächelte in den Bart hinein. „Wenn Molieren so ein Auftritt vorgekommen wäre, sagte er, wissen Sie, daß er das benutzt hätte?" — „Gewiß, versetzte ich, es wär ein Pendant von seinem Herrn de Dimanche geworden." So löste sich im Umgange mit mir

81

sein Zorn, oder richtiger seine Ungeduld stets in Güte und Freundschaft auf.

Ich kannte seine Gesinnung gegen den König von Preußen. Wie der letztere gegen ihn dachte, wie wenig aufrichtig die Lobsprüche des letztern gemeint waren, glaubte ich auch zu wissen. So ahnete ich denn schon, wie unzufrieden einer mit dem andern seyn würde, wenn sie zusammen kämen. Ein so gebieterischer Mann, ein so hitziger Kopf konnten sich nicht gut mit einander vertragen. Ich hatte also Hoffnung, Voltairen bald zurückkommen und noch unzufriedener mit Deutschland, als mit seinem Vaterlande zu sehn. Indessen erfuhr er neues Mißgeschick, als er sich beim König beurlaubte, und das zernichtete diese tröstliche Hoffnung.

Als ordentlicher Kammerherr glaubte er um Verhaltungsbefehle am preußischen Hofe ansuchen zu dürfen; allein der König drehte ihm, statt aller Antwort, verächtlich den Rücken zu. Kaum war Voltaire über die Gränze, so schickte er ihm in seinem Unmuthe das Patent des Historiographen von Frankreich zurück, und nahm, ohne seine Einwilligung, den Orden des Verdienstes an, den ihm Friedrich gab, um ihn bald wieder abzunehmen.

So viel Verdrüßlichkeiten und Unruhen im Leben dieses großen Mannes wahrzunehmen, mußte mir die wissenschaftliche Laufbahn, die ich eingeschlagen hatte, nur furchtbarer, das stille Leben dagegen, das mich in Versailles erwartete, desto angenehmer machen.

Hier endigen sich, Dank sey dem Himmel, die Verirrungen meiner Jugend. Hier fängt für mich der Lauf eines minder zerstreuten, bedachtsamern, gleichförmigern, und vorzüglich von den Stürmen der Leidenschaften weniger beunruhigtes Leben an. Hier wird endlich mein lange schwankender und unsteter Charakter etwas mehr Festigkeit annehmen; hier wird meine Vernunft im Stillen auf einem festen Grunde arbeiten können.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marmontel, Jean François,

Marmontels Leben und Denkwürdigkeiten in dem Zeitraume von 1723 - 1799

Bd.: 1

Leipzig (1805)

Biogr. 738 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064919-9